



historia scribere

Jahrgang 9
Juni 2017

Online Zeitschrift der Institute für Alte Geschichte und Altorientalistik, Geschichtswissenschaften und Europäische Ethnologie sowie Zeitgeschichte der Universität Innsbruck zur Publikation studentischer Arbeiten

Vorwort zur neunten Ausgabe 2017	Eva Pfanzerler, Gunda Barth Scalmani	I–VI
Best-Paper-Awards 2017 Bachelor-Seminare	Thomas Walli Raffael Wilmes	9–44 45–68
Best-Paper-Awards & Sonderpreis des Landes Vorarlberg 2017 Bachelor-Seminare	Lisa-Marie Gabriel	71–94
Best-Paper-Award & UNO Center Austria Preis in transatlantischer Geschichte Seminare	Stefan Hechl	97–126
Runner-Up-Awards 2017 Pro-Seminare Seminare	Nina Hechenblaikner Andreas Spornberger Michaela Seewald	129–146 147–166 167–196
Lobende Erwähnungen 2016 Pro-Seminar Bachelor-Seminare Seminare	Stefan Hechl Lisa-Marie Gabriel Jakob Kathrein Sabine Kofler	199–212 213–242 243–268 269–286

Vorwort zur neunten Ausgabe von *historia.scribere* (2017)

Wir stehen vor der Herausgabe der neunten Auflage der eZeitschrift *historia.scribere* und halten für einen Moment ganz erstaunt inne in der Hektik der universitären Abläufe: Ist es wirklich schon so lange her seit der ersten bevorstehenden Preisverleihung? Dieses Fest als Abschluss einer Ausgabe – und fast auch eines Studienjahres – steht uns bevor und gibt uns zugleich die Möglichkeit, das Werden dieser Ausgabe nochmals in Augenschein zu nehmen.

Änderungen gab es in der vorliegenden Ausgabe von *historia.scribere* wenige, jedoch, so hoffen wir, erfreuliche Anpassungen. Voriges Jahr haben wir – auch wegen der erstmaligen Kooperation mit der neuen Leitung der Wagner'schen Buchhandlung – den Modus der Preisgelder verändert. Heuer haben wir unsere Emeriti und Pensionisten/Ruheständler gebeten, tiefer in die Tasche zu greifen, um etwas mehr „Spielkapital“ für die Gestaltung der Preise (Bargeld und Buchgutscheine) zu haben. Daher musste auch Dekan Klaus Eisterer das Budget der Fakultät mehr als bisher beanspruchen. Dem Dank an Emeriti, Ruheständler und Fakultät schließt sich somit der Dank an den Dekan an, der uns heuer aufgrund der Vergabe der studentischen MitarbeiterInnenstellen für das gesamte Studienjahr viel bürokratischen Aufwand abnahm und abnimmt, denn diese Praxis wird auch im kommenden Jahr so beibehalten. Neben Geldpreisen gibt es außerdem auch dieses Mal Büchergutscheine der Wagner'schen Buchhandlung. Sowohl das Land Vorarlberg als das UNO Center Austria konnten für Sonderpreise angeworben werden. Markus Renk von der Wagner'schen und Günter Bischof vom UNO Center Austria sei dafür herzlich gedankt! Auch wieder dankbar erwähnt sei die Zusammenarbeit mit der innsbruck university press und dem Team von IUP-Leiterin Dr. Birgit Holzner für die wie immer professionelle Layoutierung der Beiträge. Damit einher ging auch dieses Mal die finanzielle Unterstützung des Vizerektorats Forschung! Leider musste Dr. Irene Madreiter wegen ihres Projektes an der Österreichischen Akademie der Wissenschaften ihre Mitarbeit reduzieren.

Bevor wir kurz auf die ausgezeichneten Arbeiten eingehen, ein Blick auf die Veränderungen im studentischen Redaktionsteam, denn hier gab es mit dieser Ausgabe eine gänzlich neue Mannschaft: Kompetent, energiegeladen und mit viel Eigenständigkeit übernahmen Nele Gfader und Tobias Pamer als studentische MitarbeiterInnen das Gros der redaktionellen Arbeiten. Sie managten sehr schnell sowohl das Online-Publikationssystem als auch die Kommunikationsflüsse, organisierten sich und das gesamte Reviewteam, das dieses Jahr auf 38 Personen angewachsen war, reviewten mit akribischem Blick und erwiesen sich in jeder Hinsicht als unschätzbar wertvolle Hilfe für

den gesamten Publikationsprozess für die vorliegende Ausgabe. Kollegial unterstützt wurden sie bei ihrer Arbeit von den sogenannten „freiwilligen“ Mitarbeiterinnen Nina Spindler und Alexandra Malle. Ohne ihr Engagement wären wir heute nicht hier und vor allem gäbe es nicht wieder eine so umfangreiche Ausgabe von *historia.scribere*. Möge dieses tolle Engagement so bleiben, auch wenn wir leider zur Kenntnis nehmen müssen, dass sich Nele Gfader wegen Abschluss ihres Studiums schon wieder aus dem Team verabschieden muss. Ihr wünschen wir auf diesem Wege alles Gute für eine erfolgreiche Zukunft.

Für die neunte Ausgabe von *historia.scribere* gab es 34 Einreichungen im Herbst 2016. Davon schafften es zwölf durch das doppelte Peer-Review Verfahren (von Lehrenden und Studierenden) in die zweite Runde. Publiziert werden in dieser Ausgabe elf Arbeiten. Nach den in Innsbruck angebotenen Kernfächern sind das sechs Arbeiten, die in Pro-/BA- und Seminaren der Zeitgeschichte entstanden sind, zwei Arbeiten, die solchen der Österreichischen Geschichte zugerechnet werden können und jeweils eine Arbeit, die aus Seminaren der Alten Geschichte, der Neuzeit und der Wirtschafts- und Sozialgeschichte hervorgingen.

Von den Best-Paper-Awards gehen dieses Jahr drei Auszeichnungen an Bachelor-Seminar-Arbeiten und eine an eine Seminar-Arbeit. **Thomas Walli** verfasste, betreut von Dirk Rupnow, eine BA-Arbeit zum Thema „Die getrennte Erinnerung. Der *Resistenza*-Mythos in Italien von 1943 bis heute: Ursprünge – Wandel – Ausblick“. Dabei ging er der Frage nach, welche Faktoren für eine Umdeutung der *Resistenza* und des Faschismus in Italien seit den 1980er-Jahren ausschlaggebend waren und wie dieser Wandel vonstatten ging. Außerdem versuchte er sowohl geschichtspolitische Maßnahmen der Regierungen Berlusconi zu analysieren, als auch die *Resistenza*-Feierlichkeiten hinsichtlich dieses Aspektes zu interpretieren. Leitende These von Thomas Wallis Arbeit ist dabei die Rückkehr des Antifaschismus-Mythos in den Mitte-Links-Regierungen auf Kosten einer offensiven und öffentlichkeitswirksamen Aufarbeitung des Faschismus. **Raffael Wilmes** beschäftigte sich in seiner von Eva Pfanzelter betreuten BA-Arbeit „Japans Kriegsverbrechen in China. Aufarbeitung und Erinnerung der Einheit 731 und das Massaker von Nanking“ ebenfalls mit erinnerungskulturellen Fragen, nämlich jener nach dem Umgang Japans mit den Ereignissen während des Zweiten Weltkrieges und der Aufarbeitung derselben nach dem Krieg. Er geht dabei der These nach, dass die anhaltende Verharmlosung der Verbrechen der japanischen Armee nicht nur ein Überbleibsel der alten Kriegerkultur ist.

Einen Best-Paper-Award und gleichzeitig einen Sonderpreis des Landes Vorarlberg 2017 kann **Lisa-Marie Gabriel** für die Arbeit „Zukunftspessimismus in der Frühen Neuzeit? Überlegungen zu frühneuzeitlichen Zukunftsvorstellungen am Beispiel des Vanitas-Motives zur Zeit des Barock“, verfasst bei Patrick Kupper Büchel, verbuchen. Gabriel arbeitet entlang der Frage, ob für die Zeit des Barock, als Teil der Frühen Neuzeit, tatsächlich von einem ausgeprägten Zukunftspessimismus gesprochen werden kann. Sie argumentiert am Beispiel des Vanitas-Motives und versucht herauszufin-

den, ob sich daran tatsächlich Zukunftspessimismus festmachen lässt oder ob es sich bei diesem vielmehr um eine rein künstlerische Verarbeitung eines gängigen Topos in einer der vielleicht verspieltsten Epochen der europäischen Kunst- und Kulturgeschichte handelt. Die Autorin kommt zum Schluss, dass aufgrund der krisenbehafteten Zeitumstände gerade in der Zeit des Barock eine überaus pessimistische Zukunftschau vorherrschte. Den Best-Paper-Award und gleichzeitig UNO-Center Austria Preis in transatlantischer Geschichte 2017 erhält **Stefan Hechl** für die in englischer Sprache bei Gastlektor Günther Bischof verfasste Arbeit „The United States as Nation-Builders in Afghanistan: Success or (Neoconservative) Failure?“. Hechl geht hier der Frage nach, ob die Strategie des „Nation-Building“, wie sie von den USA in Afghanistan angestrebt wurde, als Erfolg gewertet oder als (neokonservatives) Scheitern eingeordnet werden muss. Der Autor kommt dabei zum Schluss, dass infolge des neokonservativen Ansatzes der Bush-Administration sowie der völligen Ausblendung der spezifischen Geschichte und der bereits vorhandenen sozialen und gesellschaftlichen Strukturen Afghanistans ein „Nation-Building“ nicht erfolgreich sein konnte.

Daneben können wir heuer drei Runner-Up-Awards, also zweite Preise vergeben; zwei davon sind Abschlussarbeiten aus Pro-Seminaren und eine aus einem Seminar. **Nina Hechenblaikner** verfasste ihre Pro-Seminararbeit „Miteinander, Nebeneinander oder Gegeneinander? Moscheekonflikte in Österreich“ bei Sarah Oberbichler und beschäftigte sich dabei mit der Frage, warum Moscheebauprojekte beziehungsweise Umgestaltungen von Moscheen oder die Einrichtung von Gebetsräumen in Österreich immer wieder zu heftigen öffentlichen Diskussionen führen. Für die Autorin sind die Debatten und Konflikte, die in Österreich im Zusammenhang mit Moschee-Diskursen regelmäßig auftreten, ein klares Zeichen dafür, dass eine Integration der islamischen Religion in die österreichische Gesellschaft bis dato (noch) nicht geglückt ist. **Andreas Spornberger** wiederum geht in der von Hermann Kuprian betreuten Arbeit „Die Provinzen Bosnien und Herzegowina sollen von Österreich besetzt und verwaltet werden‘ – Der österreichisch-ungarische Einfluss auf das okkupierte/annektierte Bosnien-Herzegowina“ der Frage nach, inwiefern sich die österreichisch-ungarische Verwaltung auf Bosnien-Herzegowina auswirkte. Methodisch gelingt ihm dies anhand der aus der Soziologie kommenden und von Hans-Ulrich Wehler für die Geschichtswissenschaften aufbereiteten Modernisierungstheorie. Umfassend wird die Entwicklung Bosnien-Herzegowinas von der Agrargesellschaft zur industrialisierten Gesellschaft beschrieben und die These argumentiert, dass die durchgeführten Reformen der Donaumonarchie tiefgreifende Veränderungen in Gesellschaft und Wirtschaft des Balkanlandes bewirkten.

Michaela Seewald befasst sich in ihrer Seminararbeit „Rathaus – Bahnhof – Museum. Auswirkungen ausgewählter kommunaler und privater Einrichtungen auf das soziale Leben der Bevölkerung in Czernowitz zur Zeit der Habsburgermonarchie“, erstellt im Seminar von Gunda Barth-Scalmani und Kurt Schar, mit der Frage nach der identitätsstiftenden Funktion ausgewählter Bauwerke. Anhand der genannten Beispiele wirft die Autorin einen Blick auf die österreich-ungarische Monarchie jenseits der Wirren des

Ersten Weltkrieges und bietet somit einen oft erfrischenden Blick auf Lebenswelten und Alltag, wie er wenig häufig zu finden ist. Tatsächlich wird letztlich auch gezeigt, dass die genannten Einrichtungen sehr wohl identitätsstiftende Funktion hatten und für die Bevölkerung in sozialer, kultureller, wirtschaftlicher und politischer Hinsicht eine Bereicherung darstellten.

Neben diesen hervorragenden Arbeiten verdienen weitere vier Arbeiten lobende Erwähnung in *historia.scribere* 2017. **Stefan Hechls** Pro-Seminar-Arbeit „Studentischer Antisemitismus in Innsbruck (1918-1938)“, entstanden bei Thomas Albrich, befasst sich mit dem studentischen Antisemitismus in Innsbruck vor, während und nach dem Zweiten Weltkrieg. **Lisa-Marie Gabriels** Bachelor-Seminar-Arbeit, verfasst bei Sabine Fick, „Von der Oase zur antiken Handelsmetropole. Überlegungen zur wirtschaftlichen Rolle und Bedeutung der nahöstlichen Oasenstadt Palmyra im Kontext der römischen Ostexpansion“ diskutiert den Aufstieg Palmyras in römischer Zeit zur nahöstlichen Handelsmetropole. **Jakob Kathrein** verfolgt in der von Robert Rebitsch betreuten Seminar-Arbeit „Indigene und Cook. Der Tahitianer Omai (1751–1780) als Fallbeispiel für das Konzept des *Edlen Wilden*?“ die These, dass Omai für die Europäer eine Art Trophäe war, hier als Idealbild eines „Edlen Wilden“ galt und in der Gesellschaft als solcher herumgereicht wurde. **Sabine Koflers** Seminar-Arbeit, betreut von Thomas Albrich, „Hitlers Zweites Buch – Eine vergessene Quelle der Zeitgeschichte zu Hitlers außenpolitischen Ansichten“ beschäftigt sich eben mit dieser häufig vergessenen zeithistorischen Quelle und beschreibt deren Entstehungs- und Publikationsgeschichte.

Zur Tradition gehört auch der alljährliche Blick auf die statistisch automatisch erfassten Zahlen und da hat das Jahr 2016 spannende Entwicklungen hervorgebracht. *Historia.scribere* konnte von Jänner bis Dezember 2016 19.224 Unique Visitors, also einzelne BenutzerInnen, verzeichnen. Das sind im Vergleich zu 2015, wo rund 8.000 Unique Visitors aufscheinen, mehr als doppelt so viele Zugriffe. Auch bei den Klicks, die in diesem Zeitraum erfolgten, findet das seinen Niederschlag: Es war eine Steigerung von rund 27.000 im Jahr 2015 auf rund 70.500 im Jahr 2016 festzustellen. Die meisten Zugriffe mit jeweils rund 10.000 erfolgten nicht unerwartet im Juni 2016 und im November 2016, also den Monaten der Publikation bzw. Preisverteilung der 8. Ausgabe im Juni des Vorjahres bzw. in jenem der Einreichung (Deadline war Anfang Dezember). Auf die Wochentage verteilt erfolgten – und das ist mittlerweile ein bekanntes Muster – die meisten Zugriffe von Montag bis Freitag zwischen 10:00 und 18:00 Uhr, aber während um 16:00 Uhr durchschnittlich 5.462 Zugriffe stattfanden, waren es um Mitternacht immerhin auch noch durchschnittlich 1.381 Zugriffe. Am häufigsten wurde die Homepage von *historia.scribere* von Österreich aus (37 %) angeklickt, gefolgt von Deutschland (27 %). Aus Italien kamen immerhin noch rund sechs Prozent und aus der Schweiz rund vier Prozent der Zugriffe.

Beeindruckend ist jedenfalls die Anzahl der Zugriffe auf die einzelnen Texte der Ausgabe 8: Sie wurden zwischen 135 und 282 Mal angeschaut. Das sind durchaus mit renommierten Zeitschriften vergleichbare Werte und erklären neben den hohen Zu-

griffszahlen vermutlich auch die zahlreichen Anfragen, die vor allem von Studierenden anderer deutschsprachiger Universitäten hinsichtlich Publikationsmöglichkeiten ihrer Abschlussarbeiten bei uns einlangten.

Eine Besonderheit ist noch zu erwähnen, da sie den Wandel bzw. die veränderte Wahrnehmung von Online-Publiziertem auch für wissenschaftliche Texte reflektiert: Vier Texte der vergangenen Ausgaben haben es mittlerweile als Quellangaben in die deutschsprachige Wikipedia geschafft. Es handelt sich dabei um die Lemmas „Ämterkauf“ (hier wird die Arbeit von Clemens Steinwender: *Korruption, Ämterkauf und Patronage in Florenz. Informelle Politik im italienischen Stadtstaat und der Toskana*, in: *historia.scribere* 7, 2015 zitiert), „Skigebiet Laterns-Gapfohl“ (zitierte Arbeit: Rebecca Muršec/Bernd Heinze: *Versuch einer mikrohistorischen Betrachtung am Beispiel Laterns-Thal*, in: *historia.scribere* 3, 2011), „Deglobalisierung“ (zitierte Arbeit: Natalie Lorenz/Michael Bachlechner: *Was ist Globalisierung?*, in: *historia.scribere* 2, 2010) und „Islam in Indien“ (zitierte Arbeit: Sophie Ellensohn: *Die Rolle Großbritanniens bei der Entstehung des Religionskonflikts in Südasien und der Teilung Britisch-Indiens*, in: *historia.scribere* 6, 2014). Den Autorinnen und Autoren sei herzlich gratuliert, da offensichtlich ihre Texte in der Wikipedia-Community als seriöse und zitierbare Quellen gesehen werden. Andererseits zeigt das aber einmal mehr die Verantwortung, die wir als Herausgeberinnen und die unsere Lehrenden bei der Korrektur der Arbeiten haben.

So bleibt nun abschließend die Hoffnung, dass alle PreisträgerInnen und lobend Erwähnten ihre Preise genießen, sich ihrer Publikation erfreuen mögen und viele Reaktionen darauf erhalten. Wenn wir uns vorstellen, dass bei den in den vergangenen Jahren Ausgezeichneten die Lust an der sprachlich vollendeten Gestaltung historischer Arbeiten geblieben ist und vielleicht im jeweiligen Arbeitsfeld auch weitergegeben wird, dann ist das ein gutes Gefühl.

Eva Pfanzer, Gunda Barth-Scalmani

Best-Paper-Awards 2017

gesponsert von der Philosophisch-Historischen Fakultät und den Emeriti Reinhold Bichler, Hermann Kuprian, Franz Mathis, Brigitte Mazohl, Helmut Reinalter, Josef Riedmann, Rolf Steininger, Christoph Ulf sowie der Wagner'schen Buchhandlung

Die getrennte Erinnerung. Der *Resistenza*-Mythos in Italien von 1943 bis heute: Ursprünge – Wandel – Ausblick

Thomas Walli

Zeitgeschichte

eingereicht bei: Univ.-Prof. Mag. Dr. Dirk Rupnow

eingereicht im Semester: SS 2015

Rubrik: Bachelorarbeit

Abstract

The Divided Memory. The Resistance myth in postwar Italy since 1943 until today: its Roots and its Transition in Time

The following bachelor thesis is about the Resistance myth in postwar Italy and its transition during the last seven decades. Starting with an overview of its origins in the first years after the war, the paper describes its transition from an important reference point for *all* political parties (except the neofascist MSI) towards a controversial locus of memory. It then puts a special emphasis on the last two years, while a center left-wing coalition has been ruling and reinterpreting the myth – again.

1. Einleitung

Die Zeit zwischen dem 8. September 1943 und dem Mai 1945 war für die italienische Nachkriegsidentität zweifelsohne essenziell. Die *Resistenza*, die fast ausschließlich in Nord- und Mittelitalien stattgefunden hatte, gilt als „Gründungsmythos für den demokratischen Staat im Nachkriegsitalien“.¹ Diese Einschätzung rührt nicht nur daher, dass die antifaschistischen Parteien, die in der *Resistenza* gekämpft hatten und im Komitee der Nationalen Befreiung (*Comitato di Liberazione Nazionale*, CLN) vereint gewesen waren, der neu entstandenen Republik eine Verfassung gaben; vor allem muss der so ge-

1 Kerstin von Lingen, „Giorni di Gloria“. Wiedergeburt der italienischen Nation in der *Resistenza*, in: Kriegserfahrung und nationale Identität in Europa nach 1945. Erinnerung, Säuberungsprozesse und nationales Gedächtnis, Kerstin von Lingen (Hrsg.), [Krieg in der Geschichte (KRig) 49], Paderborn 2009, S. 389–408, hier S. 390.

nannte *Resistenza*-Mythos und seine Wirkung auf das kollektive Gedächtnis genauer betrachtet werden. Dieser Mythos stellte den Kampf gegen die deutschen Besatzer (etwas geringer auch gegen die Einheiten der faschistischen *Repubblica Sociale Italiana*) ins Zentrum der Erinnerung. Die eigene mehr als zwanzigjährige faschistische Vergangenheit wurde in Wissenschaft und Öffentlichkeit lange nicht aufgearbeitet. Seit etwa Mitte der 1980er-Jahre verlor der Mythos zunehmend an Rückhalt in der Gesellschaft.² Die antifaschistische Rhetorik wurde von rechter Seite vermehrt als Kommunismus beschimpft. Besonders die Regierungen unter der Führung von Silvio Berlusconi versuchten sowohl ideologisch als auch institutionell eine rechte Gegenerinnerung zu etablieren.

Die Forschungsfrage dieser Arbeit lautet: Wie geht die heutige Mitte-links-Regierung mit dem geschichtsrevisionistischen Erbe Berlusconis seit den letzten Parlamentswahlen vom Februar 2013 um?

Daraus resultieren folgende Teilfragen, die auch die Einteilung der Arbeit widerspiegeln:

- Welche Elemente beinhaltete der *Resistenza*-Mythos bis in die 1980er-Jahre hinein? Welche Funktionen erfüllte er? Wer waren die relevanten AkteurInnen?
- Welche Faktoren waren für die Umdeutung der *Resistenza* und des Faschismus in Italien seit den 1980er-Jahren tragend und wie ging der Wandel vonstatten? Mit welchen geschichtspolitischen Maßnahmen versuchten die Regierungen Berlusconis den Revisionismus zu fördern?
- Lässt sich eine etwaige Rückkehr zum *Resistenza*-Mythos anhand der Feierlichkeiten der in diesem Kontext wichtigsten Gedenktage feststellen?

Durch die Arbeit führt die These, dass mit der neuen Mitte-links-Regierung unter der Führung des sozialdemokratischen *Partito Democratico* (PD) der rechten Erinnerungspolitik ein Ende gesetzt wurde und der Antifaschismus als integrierendes Paradigma (auf Kosten einer umfangreichen und breitenwirksamen Aufarbeitung des Faschismus jenseits radikal linker bzw. radikal rechter Geschichtsauffassungen) in die Erinnerungskultur zurückkehrte. Der *Resistenza*-Mythos sorgte nach dem Zweiten Weltkrieg dafür, dass sich die meisten ItalienerInnen vom Faschismus lossagten und sich als sich selbst befreiende Siegermacht fühlen konnten. Er wirkte wie der Kitt, der die ideologisch teilweise weit auseinanderliegenden Bevölkerungsgruppen zumindest in geschichtspolitischer Hinsicht zu vereinen vermochte. Besonders die politische Elite innerhalb der großen Parteien machte sich die *Resistenza* zu eigen. Berlusconi und seine Regierungsmitglieder versuchten ab den 1990er-Jahren einerseits die Grenze des Sagbaren nach rechts zu verschieben, andererseits durch die Einführung neuer revisionistischer Gedenktage den 25. April als wichtigsten Festtag abzulösen.

Bereits seit Ende der 1990er-Jahre befinden sich der Geschichtsrevisionismus sowie Berlusconis anfängliche Geschichtspolitik im Blickfeld namhafter ZeithistorikerInnen.

2 Aram Mattioli, „Viva Mussolini!“. Die Aufwertung des Faschismus im Italien Berlusconis, Paderborn 2010, S. 30.

In erster Linie ist dabei der in Rom lebende Lutz Klinkhammer³ zu nennen. Auch Gian Enrico Rusconi⁴ und Hans Heiss⁵ gelten als kritische Beobachter der ersten Stunde des neuen Geschichtsbildes in Italien. Besonders intensiv setzten sich auch Filippo Focardi⁶ sowie Kerstin von Lingen⁷ mit dem Thema auseinander. Die deutschen Kriegsverbrechen und deren juristische Aufarbeitung wurden vor allem von Joachim Staron⁸ und Gerald Steinacher⁹ erforscht. Ina Brandt¹⁰ hingegen hat eine aufschlussreiche Arbeit über den 25. April und dessen historischen Wandel verfasst. Michaela Wunderle¹¹ ist freie Journalistin und eine fundierte Kennerin der italienischen Zeitgeschichte, besonders der Zeit des roten und schwarzen Terrors. Zum Thema des Geschichtsrevisonismus und der Regierungszeiten Berlusconis hat der Schweizer Zeithistoriker Aram Mattioli¹² bemerkenswerte Arbeiten verfasst. Für die Zeitgeschichte Italiens in jeder Hinsicht interessant und nicht nur als Handbücher empfehlenswert sind zudem die beispielhaften Werke von Hans Woller¹³ und Friederike Hausmann¹⁴.

-
- 3 Lutz Klinkhammer, *Der Resistenza-Mythos und Italiens faschistische Vergangenheit*, in: Sieger und Besiegte. Materielle und ideelle Neuorientierungen nach 1945, Holger Afflerbach/Christoph Cornelißen (Hrsg.), (Kultur und Erkenntnis 16), Tübingen 1997, S. 119–139; Lutz Klinkhammer, *Die Ahndung von deutschen Kriegsverbrechen in Italien nach 1945*, in: Parallele Geschichte? Italien und Deutschland 1945–2000, Gian Enrico Rusconi/Hans Woller (Hrsg.), (Schriften des Italienisch-Deutschen Historischen Instituts in Trient 20), Berlin 2006, S. 89–106; Lutz Klinkhammer, *Der neue „Antifaschismus“ des Gianfranco Fini. Überlegungen zur italienischen Vergangenheitspolitik der letzten beiden Jahrzehnte*, in: Italien, Blicke. Neue Perspektiven der italienischen Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts, Petra Terhoeven (Hrsg.), Göttingen 2010, S. 257–280.
 - 4 Gian Enrico Rusconi, *Die italienische Resistenza auf den Prüfstand*, in: *Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte* 42 (1994), Heft 3, S. 379–402.
 - 5 Hans Heiss, *„Unaufhaltsame Versöhnung“? Jüngste Revisionstendenzen in der Zeitgeschichte und die politische Kultur Italiens*, in: *Zeitgeschichte im Wandel*. 3. Österreichische Zeitgeschichtstage 1997, Gertraud Diendorfer/Gerhard Jagschitz/Oliver Rathkolb (Hrsg.), Innsbruck 1998, S. 130–136.
 - 6 Filippo Focardi, *Die Unsitte des Vergleichs. Die Rezeption von Faschismus und Nationalsozialismus in Italien und die Schwierigkeiten, sich der eigenen Vergangenheit zu stellen*, in: Parallele Geschichte? Italien und Deutschland 1945–2000, Gian Enrico Rusconi/Hans Woller (Hrsg.), (Schriften des Italienisch-Deutschen Historischen Instituts in Trient 20), Berlin 2006, S. 107–139.
 - 7 Kerstin von Lingen, *„Resistenza-Mythos“ und die Legende vom „Sauberen Krieg an der Südfront“*. Konstruktion von Kriegserinnerung in Italien und Deutschland 1945–2005, in: *„Transformationen“ der Erinnerungskulturen in Europa nach 1989*, Bernd Faulenbach/Franz-Josef Jelic (Hrsg.), (Geschichte und Erwachsenenbildung 21), Essen 2006, S. 329–363; Lingen, *„Giorni“*.
 - 8 Joachim Staron, *Marzabotto oder der Fall Walter Reder*, in: *Italien, Österreich und die Bundesrepublik Deutschland in Europa. Ein Dreiecksverhältnis in seinen wechselseitigen Beziehungen und Wahrnehmungen von 1945/49 bis zur Gegenwart*, Michael Gehler/Maddalena Guiotto (Hrsg.), (Arbeitskreis Europäische Integration: Historische Forschungen - Veröffentlichungen 8), Wien 2012, S. 317–337.
 - 9 Gerald Steinacher, *Das Massaker der Fosse Ardeatine und die Täterverfolgung. Deutsch-italienische Störfälle von Kappler bis Priebke*, in: *Italien, Österreich und die Bundesrepublik Deutschland in Europa. Ein Dreiecksverhältnis in seinen wechselseitigen Beziehungen und Wahrnehmungen von 1945/49 bis zur Gegenwart*, Michael Gehler/Maddalena Guiotto (Hrsg.), (Arbeitskreis Europäische Integration: Historische Forschungen - Veröffentlichungen 8), Wien 2012, S. 291–315.
 - 10 Ina Brandt, *Memoria, Politica, Polemica. Der 25. April in der italienischen Erinnerungskultur*, in: *Italien, Blicke. Neue Perspektiven der italienischen Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts*, Petra Terhoeven (Hrsg.), Göttingen 2010, S. 235–256.
 - 11 Michaela Wunderle, *Die Roten Brigaden*, in: *Die RAF und der linke Terrorismus. Band 2*, Wolfgang Kraushaar (Hrsg.), Hamburg 2006, S. 782–808.
 - 12 Aram Mattioli, *Die Resistenza ist tot, es lebe Onkel Mussolini! Vom Umdeuten der Geschichte im Italien Berlusconis*, in: *Erinnerung als Herkunft der Zukunft. Zum Jubiläumssymposium des Instituts für Jüdisch-Christliche Forschung an der Universität Luzern (17.-19. September 2006)*, Verena Lenzen (Hrsg.), (Judaica et Christiana 22), Bern-New York 2008, S. 85–110; Mattioli, *„Viva Mussolini!“*.
 - 13 Hans Woller, *Geschichte Italiens im 20. Jahrhundert* (Schriftenreihe der Bundeszentrale für politische Bildung 1180), Bonn 2011.
 - 14 Friederike Hausmann, *Kleine Geschichte Italiens von 1943 bis heute* (Schriftenreihe der Bundeszentrale für politische Bildung 1031), Bonn 2010.

2. Mythos *Resistenza* – Elemente, AkteurlInnen, Entwicklung

Wenn in dieser Arbeit vom *Resistenza*-Mythos gesprochen wird, ist „die politische Instrumentalisierung der *Resistenza* in der Nachkriegszeit“¹⁵ gemeint. Die Geschehnisse rund um den italienischen PartisanInnenkampf werden dabei nicht in Frage gestellt.¹⁶ Der *Resistenza*-Mythos baute auf die Erfahrungen der PartisanInnen von 1943 bis 1945 auf. Die zwanzig Monate der *Resistenza* waren für große Teile der italienischen Gesellschaft weit prägender als die zwanzig Jahre Faschismus zuvor. Die eigene Rolle im Krieg (wie etwa Kriegsverbrechen) blieb lange Zeit nicht angesprochen. Dass eine Überbetonung der *Resistenza* all jene von einer gemeinsamen Erinnerungskultur ausschloss, die im Krieg auf der Seite Mussolinis oder Hitlers gekämpft oder sich passiv und abwartend verhalten hatten, führte in den Nachkriegsjahren zu einer *memoria divisa*, einer *getrennten Erinnerung*.

Im Folgenden steht der *Resistenza*-Mythos im Mittelpunkt. So werden dessen Inhalt, seine relevanten AkteurlInnen, seine Funktion für die Nachkriegsgesellschaft sowie sein Wandel im Laufe der Jahrzehnte aufgezeigt. Die Analyse reicht zeitlich bis in die 1980er-Jahre, in denen eine Reinterpretation der *Resistenza* bemerkbar wird. Die nachstehenden Phasen¹⁷ stellen keine abgeschlossenen Zeitperioden dar, sondern sind durch fließende Übergänge gekennzeichnet. Es lässt sich aber eine bestimmte zeitliche Entwicklung des Mythos feststellen, der anhand dieser Phasen versucht wird, Rechnung zu tragen.

2.1 1943–1947: Die aus dem Widerstand geborene Nation

Der Ursprung des *Resistenza*-Mythos lässt sich bereits im Juli 1943 festmachen, als Benedetto Croce, ein liberaler Philosoph und Schriftsteller, meinte, das italienische Volk habe sich durch die Amtsenthebung Mussolinis selbst „von der faschistischen Infektion befreit“.¹⁸ Bereits Croce vertrat die Ansicht, der italienische Faschismus sei etwas nicht-originär Italienisches, etwas, das sich nicht in die bisherige italienische Kultur einordnen lasse und eine untypische Erscheinung für die Geschichte Italiens darstelle.¹⁹ Demgegenüber stand Croces Vorstellung, der Nationalsozialismus sei eine Art „Offenbarung“ der deutschen Geschichte. Damit legte er den Grundstein für etwas, das der Historiker Filippo Focardi als „Unsitte“²⁰ bezeichnete: nämlich den immer wieder angestrebten Vergleich mit Nazideutschland. Bereits ab 1943 waren alle italienischen Regierungen

15 Klinkhammer, *Resistenza*-Mythos, S. 123.

16 Wer sich einen Überblick über die letzten beiden Kriegsjahre in Italien verschaffen möchte, sei auf folgende Werke hingewiesen: Hausmann, *Geschichte*, S. 20–23; Woller, *Geschichte*, S. 220–223; Pietro Fogale, *Streiflichter zur „Resistenza“*. Gesamitalienische Aspekte und lokale Aspekte, in: *Für Freiheit und Recht in Europa. Der 20. Juli 1944 und der Widerstand gegen das NS-Regime in Deutschland, Österreich und Südtirol*, Hans-Günter Richardi/Gerald Steinacher (Hrsg.), (Zeitgeschichtsschriften Prager Wildsee 2), Innsbruck 2009, S. 244–262, hier S. 245–252; sowie Gerhard Feldbauer, *Die Resistenza. Italien im Zweiten Weltkrieg* (Basiswissen Politik / Geschichte / Ökonomie), Köln 2014., der eine klar marxistische Herangehensweise verfolgt.

17 Die Phasen orientieren sich an Lingen, „*Resistenza*-Mythos“, S. 338–339.

18 Zit. n. Lingen, „*Giorni*“, S. 390.

19 Focardi, *Unsitte*, S. 108.

20 Siehe den Titel von Focardis Beitrag in Gian Enrico Rusconi/Hans Woller (Hrsg.), *Parallele Geschichte? Italien und Deutschland 1945–2000* (Schriften des Italienisch-Deutschen Historischen Instituts in Trient 20), Berlin 2006.

darauf bedacht, eine „quasi ‚natürliche‘ (Erb-)Feindschaft gegen Deutschland“²¹ zu betonen.

Zudem propagierten die Alliierten schon während der letzten beiden Kriegsjahre und unmittelbar nach Kriegsende das Bild eines „harmlosen“ Faschismus im Gegensatz zum „dämonischen“ Nationalsozialismus. Die italienische Bevölkerung sei von Benito Mussolini und den anderen Faschisten verführt worden und „nie mit ganzem Herzen dabei gewesen“.²² Die Bilder vom *bravo italiano* und *cattivo tedesco* (dem guten Italiener und dem bösen Deutschen) spielten von nun an eine zentrale Rolle im neuen kollektiven Bewusstsein der italienischen Nachkriegsgesellschaft.²³ Genauso prägend war die kollektive Erinnerung an die deutschen Kriegsverbrechen in Italien, allen voran in den Fosse Ardeatine,²⁴ in Marzabotto²⁵ und in Sant’Anna di Stazzema.²⁶

So wurde 1945 auch moralisch alle faschistische Schuld der zweijährigen *Repubblica di Salò* zugewiesen; die zwanzig Jahre Faschismus waren schnell vergessen.²⁷ Juristisch wurde bereits 1946 mit der Generalamnestie für politische und militärische Straftaten zur Zeit des Faschismus von Justizminister Palmiro Togliatti (*Partito Comunista Italiano*, PCI)²⁸ ein Schlussstrich gezogen.²⁹ Verbrechen der Wehrmacht oder der SS auf italienischem Boden waren davon ausgenommen, wie beispielsweise die prominent gewordenen Prozesse gegen Herbert Kappler und Erich Priebke³⁰ sowie Walter Reder³¹ zeigten.³²

Ein weiteres bedeutendes Narrativ, das bereits die Jahre der *Resistenza* durchzogen hatte, war die imaginierte Fortsetzung des *Risorgimento*. Indem sich PartisanInnengruppen Namen wie *Brigate Garibaldi* oder *Gruppi d’azione Patriottica* gaben, sahen sie sich in der Tradition von Giuseppe Garibaldi (1807–1882) und dessen Weggefährten, die in der zweiten Hälfte der 19. Jahrhunderts die italienische Einigung auf militärischem und revolutionärem Wege herbeizuführen versuchten.³³ Demgegenüber wurde der Faschismus als *Anti-Risorgimento* angesehen.³⁴

21 Steinacher, Massaker, S. 297.

22 Lingen, „Resistenza-Mythos“, S. 337.

23 Mattioli, *Resistenza*, S. 91.

24 Siehe vertiefend dazu Steinacher, Massaker.

25 Siehe vertiefend dazu Staron, Marzabotto. dass Marzabotto immer noch einen prägenden Symbolort für viele ItalienerInnen darstellt, zeigt der Eklat rund um den neuen *Ehrenbürger* der deutschen Gemeinde Engelsbrand Wilhelm Ernst Kusterer, der aller Wahrscheinlichkeit nach als SS-Mann am Massaker von Marzabotto beteiligt gewesen war, siehe Hans-Jürgen Schlamp, SS-Massaker von Marzabotto: Ein Ehrenbürger und sein dunkles Geheimnis, in: *Spiegel Online*, 9.3.2016, [<http://www.spiegel.de/politik/ausland/engelsbrand-buergermeister-ehrt-kriegsverbrecher-als-ehrenbuerger-a-1081092.html#spRedirectedFrom=www&referrer=>], eingesehen 28.3.2016.

26 Siehe vertiefend dazu Caterina Di Pasquale, Massacre, Trial and ‘Choral Memory’ in Sant’Anna di Stazzema, Italy (1944–2005), in: *The International Journal of Transitional Justice* 6 (2012), S. 486–501.

27 Fogale, *Streiflichter*, S. 256.

28 Palmiro Togliatti war Justizminister in der ersten Regierung von Alcide De Gasperi (*Democrazia Cristiana*, DC).

29 Mattioli, *Resistenza*, S. 88.

30 Siehe vertiefend dazu Steinacher, Massaker.

31 Siehe vertiefend dazu Staron, Marzabotto.

32 Siehe für eine kritische Auseinandersetzung mit Amnestien für ehemalige KriegsverbrecherInnen Kai Ambos, Institutionen und Erinnerungen, in: *Bundeszentrale für politische Bildung*, 26.8.2008, [<http://www.bpb.de/geschichte/zeitgeschichte/geschichte-und-erinnerung/39807/institutionen-und-erinnerung?p=all>], eingesehen 27.3.2016.

33 Lingen, „Giorni“, S. 391.

34 Stefan Berger, A Return to the National Paradigm? National History Writing in Germany, Italy, France, and Britain from 1945 to the Present, in: *The Journal of Modern History* 77 (2005), Heft 3, S. 629–678, hier S. 638.

2.2 1947–1963: Ein Gründungsmythos entsteht

Ein wichtiger Meilenstein für die Geschichte Italiens war zweifelsohne die Verfassung von 1948. Diese entstand aus einem Kompromiss zwischen den Parteien des sogenannten *arco costituzionale* (des Verfassungsbogens); also denjenigen Parteien, die maßgeblich die Verfassung von 1948 geprägt haben.³⁵ Sie stand damit ganz im Zeichen des „antifascismo“.³⁶

Spätestens von nun an definierten sich die politischen Eliten Italiens über das eigene Verhältnis zum PartisanInnenkampf 1943 bis 1945.³⁷ Nach den Wahlen 1948 stand die DC mit einer Parlamentsmehrheit da; Sozialisten und Kommunisten hatten starke Wahlverluste erlitten. Insgesamt waren die 1950er-Jahre durch die Frontstellung der politischen katholischen Kräfte, die sich der Hilfe der Kirche sowie der USA sicher sein konnten, und der Parteien der „Volksfront“ (PSI und PCI) gekennzeichnet. Dies wirkte sich nicht zuletzt auch auf die Erinnerungspolitik aus: Der *Resistenza*-Mythos wurde von nun an in zwei Spielarten fortgeführt, in einer christdemokratischen und einer kommunistischen Version. Beide politischen Lager beanspruchten den Mythos für die eigene Identifikation. Neben der Verherrlichung der *Resistenza* war so vor allem vonseiten der Christdemokraten ein starker Antikommunismus zu spüren, der die offizielle Erinnerung daran prägte.³⁸ Anhand dieser Ausgangslage entwickelten sich zudem alternative Geschichtsschreibungen: eine kommunistische und eine starke katholische.³⁹ Beide stellten die *Resistenza* noch lange Zeit (partei-)politisch gefärbt dar.

Der Kalte Krieg und die mitteleuropäische Frontstellung zur Sowjetunion führten zusätzlich dazu, dass die Strafverfolgung italienischer Kriegsverbrecher bzw. eventuelle Auslieferungen an ehemals besetzte Staaten (wie zum Beispiel Jugoslawien) möglichst vermieden wurden.⁴⁰ Der *Resistenza*-Mythos half dabei, „die blutverschmierten Westen von faschistischen Tätern weiß“⁴¹ zu waschen. Aber nicht nur die eigenen faschistischen Henker kamen in den Genuss einer *de facto*-Amnestie, auch die Massaker von Angehörigen der Wehrmacht und der SS wurden von der italienischen Justiz (freilich auf Anordnung der Politik) mehr und mehr vernachlässigt. Besonders nach dem NATO-Beitritt der BRD 1956 war das italienische Außenministerium darum bemüht, die guten Beziehungen zu Deutschland aufrechtzuerhalten. Auslieferungsgesuche des Verteidigungsministeriums (dem die Militärstaatsanwaltschaft unterstand) wur-

35 Der Verfassungsbogen bestand vor allem aus den folgenden Parteien, die auch das politische System bis 1994 in der einen oder anderen Form stark prägten: der *Democrazia Cristiana* (DC), dem *Partito Socialista Italiano*, (PSI), dem *Partito Comunista Italiano* (PCI), der *Unione Democratica Nazionale* (UDN; eine liberale Koalition, in der unter anderem der *Partito Liberale Italiano*, PLI, vertreten war) und dem *Partito Repubblicano Italiano* (PRI).

36 Christoph Cornelißen, Erinnerungskulturen in Deutschland, Österreich und Italien seit 1945, in: Italien, Österreich und die Bundesrepublik Deutschland in Europa. Ein Dreiecksverhältnis in seinen wechselseitigen Beziehungen und Wahrnehmungen von 1945/49 bis zur Gegenwart, Michael Gehler/Maddalena Guiotto (Hrsg.) (Arbeitskreis Europäische Integration: Historische Forschungen - Veröffentlichungen 8), Wien 2012, S. 369–379, hier S. 370. so ist beispielweise eine Neugründung der faschistischen Partei *in jedweder Form (sotto qualsiasi forma)* verboten, laut Ziffer XII, *Costituzione della Repubblica Italiana*.

37 Klinkhammer, *Resistenza*-Mythos, S. 122.

38 Lingen, „Giorni“, S. 402.

39 Berger, *Paradigm*, S. 638.

40 Lingen, „*Resistenza*-Mythos“, S. 339.

41 Mattioli, *Resistenza*, S. 90.

den ab 1956 mehr oder weniger eingestellt.⁴² Ein Zeugnis dieses juristisch-politischen „Vergessens“ war der erst in den 1990er-Jahren wieder geöffnete „Schrank der Schande“, in dem die in den 1960er angefertigten Akten über Kriegsverbrechen verwahrt (und weggesperrt) wurden.⁴³ Eine Ausnahme davon stellte das Massaker in den Fosse Ardeatine dar.⁴⁴

Insgesamt entwickelte sich die *Resistenza* in diesen Jahren zum „Gründungsmythos“⁴⁵ des Nachkriegsitalien.⁴⁶ Dieser Mythos erleichterte ohne Frage den *nation-building*-Prozess in den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg.⁴⁷ Er wirkte nicht nur integrierend für viele Teile der Bevölkerung, sondern auch „nivellierend“⁴⁸ in Bezug auf die Unterschiede der verschiedenen weltanschaulichen Subkulturen in Italien. Dementsprechend große Bedeutung wiesen die politischen Eliten dieser Zeit diesem Mythos zu. Der Botschafter der BRD in Rom, Manfred Klaiber, bemerkte 1960 Folgendes:

„Die Beteiligung am Widerstand ist heute die wichtigste Legitimation für einen italienischen Politiker, und je schrecklicher die Herrschaft der deutschen Besatzung ausgemalt und der jungen Generation überliefert wird, umso strahlender erscheinen die Heldentaten und Verdienste der Freiheitskämpfer.“⁴⁹

2.3 1963–1968: Der Gründungsmythos etabliert sich

Einen Regierungswechsel von einer Mitte-rechts- zu einer Mitte-links-Regierung im Sinne einer echten Alternanz erlebte das Italien der Ersten Republik (im Gegensatz etwa zur BRD mit Willy Brandt oder Österreich mit Bruno Kreisky) nicht. Große Bedeutung kam dann jedoch der ersten Regierung mit Beteiligung des PSI zuteil. 1963 koalierte der neue Regierungschef Aldo Moro (DC) das erste Mal mit den Sozialisten (PSI). Zudem waren die Kleinparteien der Sozialdemokraten (*Partito Socialista Democratico Italiano*, PSDI) unter Giuseppe Saragat und der Republikaner (PRI) mit Ugo La Malfa als führenden innerparteilichen Befürworter dieser *Öffnung nach links* (*apertura a sinistra*) mit in der Regierung vertreten. Dies war ein bedeutender Schritt hin zur „geistig-moralische[n] Legitimation der Republik“⁵⁰ durch den „antifascismo“ und die *Resistenza*.

42 Lingen, „Giorni“, S. 401.; siehe vertiefend dazu Klinkhammer, Ahndung.

43 Steinacher, Massaker, S. 299.

44 Siehe vertiefend dazu ebd., und im Speziellen ebd., S. 299.

45 Unter anderem Mattioli, *Resistenza*, S. 89; Lingen, „*Resistenza*-Mythos“, S. 332; Günther Heydemann, Gründungsmythos *Resistenza*. Der Beitrag Italiens zur europäischen Erinnerungskultur im zwanzigsten Jahrhundert, in: *Die Politische Meinung. Zeitschrift für Politik, Gesellschaft, Religion und Kultur: Wege aus der Diktatur – europäische Perspektiven* (Konrad-Adenauer-Stiftung) (2011), Heft 494/495, S. 47–51, hier S. 50.

46 Pietro Fogale verweist dabei auf eine alternative Argumentationslinie, die die *Resistenza* nicht als Gründungsmythos des demokratischen Italien ansieht, siehe Fogale, Streiflichter, S. 254.

47 Lingen, „*Resistenza*-Mythos“, S. 334.

48 Ebd.

49 Deutsche Botschaft Rom, gez. Klaiber, an das Auswärtige Amt, Bericht vom 18.5.1960. Politisches Archiv des Auswärtigen Amtes, Referat 204, zit. nach Klinkhammer, Antifaschismus, S. 263.

50 Klinkhammer, *Resistenza*-Mythos, S. 130.

Der Widerstand gegen den „*nazifascismo*“⁵¹ hatte von nun an einen prominenten Platz in diversen politischen Reden. Zudem wurde das Thema im Geschichtsunterricht behandelt, Vorlesungsreihen wurden abgehalten, Filme dazu gedreht; publikumswirksame Medien wie das Fernsehen nahmen die *Resistenza* in ihr Programm auf. Staron identifiziert in dieser Phase „die eigentliche Herausbildung des ‚*Resistenza*-Mythos‘ als die Legitimationsgrundlage für die italienische Nachkriegsdemokratie“.⁵² Den politischen AkteurInnen, die in ihren Reden nur noch selten auf das „ventennio“, also die zwanzig Jahre Faschismus, eingingen, verfolgten damit das Ziel einer gesellschaftlichen Versöhnung.⁵³

Die politisch und medial vermittelte neue Identität der *Resistenza* wurde durch eine wissenschaftliche Aufarbeitung ergänzt, die die Übertreibungen und Verzerrungen nicht zurechtrückte, sondern sie allzu oft unhinterfragt übernahm. Klinkhammer diagnostiziert für die 1960er-Jahre eine „zunehmende ‚Kanonisierung‘ der *Resistenza*-Vergangenheit [...], die nicht mehr hinterfragt werden konnte, ohne daß damit ein politischer Tabubruch begangen worden wäre“.⁵⁴ Die Frage nach der eigenen faschistischen Vergangenheit bzw. der eigenen Kriegsverbrechen auf dem Balkan oder in den afrikanischen Kolonien wurde ebenso wie Fragen der Judenverfolgung verdrängt.⁵⁵ Erst seit den 1970er-Jahren trennte sich die Historiographie in Italien vermehrt vom politischen Lagerdenken.⁵⁶

Dabei darf nicht übersehen werden, dass die italienische Gesellschaft in den Nachkriegsjahrzehnten nach wie vor gespalten war. Mit einem fast allen Bevölkerungsteilen gemeinsamen Gründungsmythos sollten vor allem die Gräben zwischen KatholikInnen und KommunistInnen überbrückt werden.⁵⁷ Freilich schaffte das Mythenarrativ der *Resistenza* neue Bevölkerungsgruppen, die als außerhalb der italienischen Nation stehend definiert wurden. All jene nämlich, die in der *Repubblica Sociale Italiana* (RSI) gekämpft hatten, waren vom neuen Mythos ausgeschlossen.⁵⁸ Um deren kulturelle Identität kümmerten sich wenig überraschend die NeofaschistInnen (partecipolitisch vertreten durch den *Movimento Sociale Italiano*, MSI). Diese verharmlosten den Faschismus, den sie auf die Person des „Duce“ reduzierten. Mussolini habe nämlich nach den

51 Der Ausdruck „*nazifascismo*“ stellt eine sprachliche Verbindung zwischen Nationalsozialismus und italienischem Faschismus der RSI dar, natürlich in Abgrenzung zu den PartisanInnen, die in ihren Augen für Demokratie und Freiheit kämpften; freilich förderte diese sprachliche Ungenauigkeit ein Schwarz-Weiß-Denken, das die „guten“ WiderstandskämpferInnen den „bösen“ Nazis sowie den faschistischen Nazi-KollaborateurInnen gegenüberstellte.

52 Staron, Marzabotto, S. 325.

53 Cornelißen, Erinnerungskulturen, S. 373.

54 Klinkhammer, *Resistenza*-Mythos, S. 126–127.

55 Ebd., S. 131.; siehe zu den Kriegsverbrechen und der Besatzungspolitik Italiens sowie deren Rolle im kollektiven Gedächtnis unter anderem Filippo Focardi/Lutz Klinkhammer, The question of Fascist Italy's war crimes: the construction of a self-acquitting myth (1943–1948), in: *Journal of Modern Italian Studies* 9 (2004), Heft 3, S. 330–348; Aram Mattioli, Entgrenzte Kriegsgewalt. Der italienische Giftgaseinsatz in Abessinien 1935–1936, in: *Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte* 51 (2003), 311–337; Carlo Moos, Die „guten“ Italiener und die Zeitgeschichte. Zum Problem der Vergangenheitsbewältigung in Italien, in: *Historische Zeitschrift* 259 (1994), Heft 3, S. 671–694; Petra Terhoeven, Eheringe für den Krieg. Die Geschichte eines faschistischen Gedächtnisorts, in: *Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte* 54 (2006), Heft 1, S. 61–85; Mattioli, „Viva Mussolini!“, S. 75–84.

56 Siehe dazu die Einschätzung von Filippo Focardi in Focardi, Unsitte, S. 135–136.

57 Berger, Paradigm, S. 644–645.

58 Klinkhammer, *Resistenza*-Mythos, S. 127.

„beiden roten Jahren“ 1919/1920 (dem *biennio rosso*) die staatliche Autorität wiederhergestellt und Ordnung geschafft.⁵⁹ Gleichzeitig interpretierten sie die *Resistenza*, die in der offiziellen Version stets als „nationaler Befreiungskrieg“ („*guerra di liberazione nazionale*“) gefeiert wurde, in einen „Bürgerkrieg“ um. In diesem hätten sich ItalienerInnen gegenseitig bekämpft, obwohl der eigentliche Feind Deutschland gewesen sei. Die *Repubblica di Salò* habe nur Schlimmeres verhindert, indem sie nicht ganz Norditalien den Deutschen überlassen hatte. Zudem sei sie von den PartisanInnen in einen (von der RSI nicht gewollten) Bürgerkrieg hineingezogen worden.⁶⁰

2.4 1968–1982: Die *Resistenza* unter Druck

Die Studierendenunruhen von 1968 brachten eine neue, radikalere Dynamik mit sich. Mit Schlachtrufen wie „Die *Resistenza* ist nicht christdemokratisch, sondern rot!“⁶¹ beanspruchten die Studierenden die *Resistenza* für das linke Lager. Der gleichzeitig aufkommende Linksterrorismus, vor allem in Form der *Brigate Rosse* (Roten Brigaden), ließ die Gräben zwischen ChristdemokratInnen und KommunistInnen endgültig aufbrechen. Die LinksterroristInnen nahmen den bewaffneten Kampf der *Resistenza* zum Vorbild (siehe zum Beispiel die Truppe um den ehemaligen Partisanen Giangiacomo Feltrinelli mit Namen *Gruppi d’Azione Partigiana*, GAP⁶²). Insbesondere die *Brigate Rosse* sahen sich ganz in der Tradition der PartisanInnen.⁶³ Bereits der Name der Terrorgruppe sollte auf die *Brigate Garibaldi* verweisen; eine selbstständig herausgegebene Zeitschrift trug den Namen *Nuova Resistenza*.⁶⁴

Die Studierendenbewegung einerseits und der linke Terrorismus andererseits führten dazu, dass die Kommunistische Partei unter Druck geriet. Trotz klaren Distanzierungen von Seiten des PCI begann der Gründungsmythos, mit dem es bisher gelungen war, ChristdemokratInnen und KommunistInnen zumindest in erinnerungspolitischer Hinsicht zu einen, zu bröckeln.⁶⁵ Von linker Seite wurde der PCI vor allem von der sogenannten *Il Manifesto*-Gruppe, die sich 1969 von der kommunistischen Mutterpartei abgespalten hatte, kritisiert. Anstatt auf die Heroisierung der *Resistenza* aufzuspringen, sprach diese von der „*mancata rivoluzione*“, der „*fehlgeschlagenen Revolution*“.⁶⁶

59 Focardi, Unsitte, S. 129–130.

60 So die in neofaschistischen Kreisen weit verbreitete These von Giorgio Pisanò, zit. n. Klinkhammer, *Resistenza-Mythos*, S. 128.

61 Zit. n. Lingen, „Giorni“, S. 403.

62 In Anspielung auf die *Gruppi di Azione Patriottica*, ebenfalls GAP genannt, von 1943 bis 1945, siehe Wunderle, *Brigaden*, S. 787.

63 Der starke Bezug zur *Resistenza* ist bei der ersten Generation der *Roten Brigaden* nicht nur ideologisch, sondern auch biographisch gegeben, siehe ebd., S. 786–787.

64 Ebd., S. 791–792.

65 Lingen, „Giorni“, S. 403.

66 Jan-Werner Müller, *The Paradoxes of Post-War Italian Political Thought*, in: *History of European Ideas* 39 (2013), Heft 1, S. 79–102, hier S. 91.

3. Erosion des *Resistenza*-Mythos und Aufwertung des Faschismus

3.1 1982–1990: Entfaschisierung

In den 1980er-Jahren kam es in Italien zu einer Neuinterpretation der eigenen Geschichte. Die Frage nach dem eigentlichen Ursprung der Republik, gleichzeitig aber auch das Bedürfnis, die „Vergangenheit endlich Vergangenheit sein zu lassen“,⁶⁷ führten in den folgenden Jahren zu zahlreichen Kontroversen und schließlich zu einer neuartigen Deutung der *Resistenza*. Der ehemals integrierend und legitimierend wirkende *Resistenza*-Mythos wurde von politischen Eliten, Intellektuellen und Medien vermehrt in Frage gestellt. Damit einher ging eine umfassende Verharmlosung des Faschismus („Defascistizzazione“, „Entfaschisierung“).⁶⁸

Ausschlaggebend waren ohne Zweifel die Geschichtsinterpretationen des damals wohl bekanntesten italienischen Zeithistorikers Renzo De Felice. Bereits Mitte der 1970er-Jahre gab er ein breit rezipiertes Interview, in dem er auf die vermeintlich großen Unterschiede zwischen dem italienischen Faschismus und dem deutschen Nationalsozialismus verwies.⁶⁹ In seiner siebenbändigen, monumentalen Mussolini-Biographie, die zwischen 1965 und 1997 erschien, führte er seine Ansichten noch genauer aus. So sei der Faschismus keineswegs mitschuldig am Ausbruch des Zweiten Weltkrieges gewesen (alle Schuld liege bei Hitlerdeutschland); auch der Rassismus und Antisemitismus sei nicht sonderlich stark ausgeprägt gewesen.⁷⁰ De Felices Ziel war die Entmystifizierung der *Resistenza* sowie eine stolzere und selbstsichere eigene Geschichtsschreibung, die den (in seinem Rassismus und seiner Brutalität gegenüber den besetzten Gebieten freilich abgeschwächten) Faschismus als Teil davon ansah.⁷¹

Mitte der 1990er-Jahre ging Renzo De Felice zusätzlich dazu über, die Bedeutung der *Resistenza* abzuwerten. Mit seinem letzten Teil der Mussolinibiographie, der den Namen „La guerra civile“ („Der Bürgerkrieg“) trägt und posthum 1997 erschien, sowie seinem Pamphlet „Rosso e Nero“ („Rot und Schwarz“) von 1995 kritisierte er die *Resistenza* dahingehend, dass nur ein kleiner Teil der Bevölkerung tatsächlich im Widerstand involviert gewesen sei und der weitaus größere Teil „nur überleben wollte“. ⁷² Die *Resistenza* habe bloß die (Anfang der 1990er-Jahre mittlerweile stark in Verruf geratene) Parteienlandschaft der Ersten Republik hervorgebracht. Mit diesen und ähnlichen revisionistischen Thesen fand Renzo De Felice großen Anklang in der Öffentlichkeit sowie bei (Mitte-)Rechts-PolitikerInnen.

67 Rusconi, *Resistenza*, S. 382.

68 Lingen, „*Resistenza*-Mythos“, S. 342.

69 Renzo De Felice, *Der Faschismus. Ein Interview mit Michael Ledeen. Mit einem Nachwort von Jens Petersen*, Stuttgart 1977, S. 30, zit. n. Mattioli, *Resistenza*, S. 93.

70 Heiss, *Versöhnung*, S. 133.

71 Berger, *Paradigm*, S. 653.

72 Klinkhammer, *Resistenza*-Mythos, S. 120.

3.2 1990–2010: Refaschisierung

Die italienische Politik war zu Beginn der 1990er-Jahre im Wandel begriffen. Den Anfang machte Bettino Craxi (PSI).⁷³ 1987 führte er als Parteisekretär mehrere Gespräche mit den anderen Parteichefs zwecks eines politischen Meinungsaustauschs. Dazu lud er jedoch auch Gianfranco Fini, den neuen Parteichef des neofaschistischen MSI, ein. Die Folgen davon können nicht weitreichend genug eingeschätzt werden: Mit den Worten von Klinkhammer „war der MSI aus der Schmutzedecke, in der er seit seiner Gründung verbannt war, herausgekommen“.⁷⁴

Wenig später kam es zu zwei weiteren Entwicklungen, die den Wandel der Politik noch radikaler vorantrieben: Erstens hatten der Fall der Berliner Mauer und die Transformationen im ehemaligen Ostblock eine starke Ausstrahlungskraft auch auf Italien. Zweitens führten die sogenannten „*Tangentopoli*“-Ermittlungen⁷⁵ der Mailänder Staatsanwaltschaft zum Zusammenbruch der meisten etablierten Parteien zwischen 1992 und 1994 (nur der MSI und die traditionell schwachen Grünen waren offenbar nicht im System der Schmiergeldzahlungen involviert). Die DC, der PSI, der PRI, der PSDI und der PLI verschwanden von der Bildfläche. Der PCI sozialdemokratisierte sich zum *Partito Democratico della Sinistra* (PDS).⁷⁶ Diese innenpolitische Wende ließ die politischen BeobachterInnen vom Ende der Ersten Republik und dem Beginn der Zweiten Republik 1994 sprechen.

Beide Entwicklungen, gepaart mit den revisionistischen Tendenzen in der Geschichtswissenschaft (Renzo De Felice, aber auch Ernesto Galli della Loggia), begünstigten die Neuinterpretation der *Resistenza*. Außerdem spielte es eine Rolle, dass von nun an eine neue PolitikerInnen-Generation das Zepter in die Hand nahm, die den Zweiten Weltkrieg und damit den PartisanInnenkampf nicht selbst miterlebt hatte.⁷⁷

Bei den Parlamentswahlen 1994 – den ersten seit dem Zusammenbruch der alten *partitocrazia* (Parteiherrschaft) – trat erstmals Silvio Berlusconi mit seiner neu gegründeten Partei *Forza Italia* (FI) (*Vorwärts Italien*, nach einem Schlachtruf für die italienische Fußballnationalmannschaft) an. Im Zusammenschluss des sogenannten *Polo della Libertà* mit der *Lega Nord* von Umberto Bossi und den NeofaschistInnen der *Alleanza Nazionale* (AN) von Gianfranco Fini⁷⁸ wurde Berlusconi zum ersten Ministerpräsidenten der Zweiten Republik.

Fini versuchte von 1993 an, den alten *Movimento Sociale Italiano* von einer durchwegs neofaschistischen Bewegung in eine rechtskonservative und nationalistische, aber de-

73 Bettino Craxi war der erste sozialistische Ministerpräsident Italiens 1983 bis 1987 und von 1976 bis 1993 Generalsekretär des PSI.

74 Klinkhammer, *Antifaschismus*, S. 258.

75 *Tangente* bedeutet so viel wie Schmiergeld.

76 Eine kleine Gruppe von KommunistInnen spaltete sich als *Rifondazione Comunista* ab, von der sich wiederum die *Comunisti Italiani* lösten, siehe ebd., S. 260–261.

77 Mattioli, *Resistenza*, S. 92–93.

78 *Alleanza Nazionale* hieß zu dieser Zeit noch das Wahlbündnis, mit dem der MSI 1994 antrat; erst im Januar 1995 benannte sich der MSI offiziell in *Alleanza Nazionale* um. In der Regierung Berlusconi I waren demnach folgende Parteien tonangebend: *Forza Italia*, *Lega Nord*, *Movimento Sociale Italiano* sowie das *Centro Cristiano Democratico* (CCD) von Pier Ferdinando Casini.

mokratische Partei zu verwandeln. Ein erster Schritt war die Umbenennung in *Alleanza Nazionale* 1995. Finis „Metamorphosen“⁷⁹ vom jugendlichen Neofaschisten, der an Straßenschlachten mit Linken teilnahm, über den innerparteilichen Ziehsohn des Ex-Faschisten und MSI-Chefs Giorgio Almirante (dessen Nachfolge er 1987 antrat), bis zum „geläuterten Konservativen“ Ende der 2000er-Jahre stehen paradigmatisch für die gesamte *Alleanza Nazionale*. Gewiss distanzierte sie sich nie endgültig vom Faschismus. Die Wandlungen des Parteichefs Fini, erst zum „Postfaschisten“, später zum konservativen „Antifaschisten“⁸⁰ blieben eine Ausnahme im radikalen rechten Lager. Nicht selten kam es zu innerparteilichen Streitigkeiten und Abspaltungen (unter anderem der Enkelin des „Duce“, Alessandra Mussolini, mit ihrer *Alternativa Sociale*). 2009 ging die *Alleanza Nazionale* zusammen mit der *Forza Italia* in der neuen Partei *Popolo della Libertà* (PdL) auf.⁸¹

Im Folgenden werden nun die bedeutendsten Elemente des mit dem Wahlsieg der Mitte-rechts-Koalition um Berlusconi, Bossi und Fini endgültig ausgebrochenen „Krieg[es] der Erinnerungen“⁸² thematisiert.

Mit dem Ende der Ersten Republik hatte offenbar auch der *Resistenza*-Mythos, zumindest zeitweilig, ausgedient.⁸³ Es folgte eine Phase der Neubewertung nicht nur der *Resistenza*, sondern auch des Faschismus bzw. der RSI.⁸⁴ Ein entscheidender Schritt für eine Neuinterpretation der *Resistenza* war Claudio Pavones Werk „*La guerra civile*“⁸⁵ sowie die bereits erwähnte Mussolini-Biographie De Felices. In beiden wird die *Resistenza* nicht mehr nur als ein Befreiungskrieg gegen die Deutschen verstanden, sondern auch als Bürgerkrieg gegen die Soldaten der RSI.⁸⁶ Dank Veröffentlichungen dieser Art drang die Kritik am PartisanInnenkampf, die bisher ein Monopol der NeofaschistInnen gewesen war, bis in die bürgerliche Mitte der Gesellschaft vor. Beispielgebend waren Zeitungsartikel von Indro Montanelli, zweifelsohne einer der angesehensten Journalisten im Nachkriegsitalien, in denen er die „rote“ *Resistenza* beschuldigte, nationale Werte als „faschistisch“ diffamiert zu haben.⁸⁷

Die faschistische Diktatur wurde von Seiten rechter PolitikerInnen, aber auch von Seiten Kulturschaffender (besonders im Bereich Film und Fernsehen), immer öfter verharmlosend dargestellt. ExponentInnen der AN gingen sogar noch weiter, indem sie nicht müde wurden, die vermeintlichen „Leistungen“ der Diktatur hervorzuheben. So gilt die Modernisierung des Landes als ein Verdienst des Faschismus. Mattioli konstatiert hingegen, dass der wirtschaftliche Aufschwung in Italien in dieser Zeit „unter

79 Mattioli, „Viva Mussolini!“, S. 36.

80 Klinkhammer, Antifaschismus, S. 273.

81 Siehe vertiefend dazu Klinkhammer, Antifaschismus, S. 273–276; Mattioli, „Viva Mussolini!“, S. 36–49.

82 Filippo Focardi, *La guerra della memoria. La Resistenza nel dibattito politico italiano dal 1945 a oggi*, Rom-Bari 2005, zit. n. Mattioli, „Viva Mussolini!“, S. 18.

83 Klinkhammer, *Resistenza*-Mythos, S. 136.

84 Klinkhammer, Antifaschismus, S. 264–265.

85 Claudio Pavone, *Una guerra civile*, Turin 1981; Claudio Pavone (1920 geboren) ist ein ehemaliger Partisan und linker Historiker.

86 Rusconi, *Resistenza*, S. 382–383.

87 Klinkhammer, Antifaschismus, S. 262–266.

jedem anderen Regime auch realisiert worden⁸⁸ wäre.⁸⁹ Die verbrecherische und totalitäre Seite des Faschismus wurde freilich selten angesprochen.

Nicht nur die Zeit der faschistischen Diktatur wurde verharmlost, sondern auch die Figur des „Duce“. Mussolini dient einem großen Teil der italienischen Öffentlichkeit noch heute als eine Identifikationsfigur. So gibt es auch heute noch zahlreiche Souvenirläden, die Mussolini-Artikel verkaufen; Mussolinis Grabmal in Predappio ist nach wie vor ein beliebter Wallfahrtsort. Der frühere Staatspräsident Francesco Cossiga (DC) bezeichnete 2005 Mussolini als einen der vier „wirkliche[n] Staatsmänner“;⁹⁰ die Italien jemals hervorgebracht hatte (neben Camillo Cavour, Giovanni Giolitti und Alcide De Gasperi).⁹¹ Wenig überraschend strahlte der „Duce“ auch auf die selbsternannten Nachfolger des faschistischen Italien aus: Mitte der 1990er-Jahre bemerkte Fini, Mussolini stelle für ihn den „größten Staatsmann des 20. Jahrhunderts“⁹² dar.

Das Mussolini-Bild ist vor allem von vier Mustern geprägt: Erstens gilt der „Duce“ privat als ein „guter Mensch“; Charakterzüge, die nicht in dieses Bild passen, werden allzu oft übersehen. Zweitens sei Mussolini alles in allem ein gutmütiger Herrscher gewesen, der Massengewalt ablehnte. Besonders der bereits erwähnte Indro Montanelli war ein prominenter Vertreter dieser Meinung.⁹³ Mussolinis Besatzungspolitik, die in Serbien an die 200.000, in Griechenland etwa 100.000 und in Libyen und Äthiopien, wo das bereits zur damaligen Zeit verbotene Giftgas auch gegen die Zivilbevölkerung eingesetzt worden war, 60.000 Menschenleben gekostet hatte,⁹⁴ thematisierte er nicht. Drittens hält sich bis heute die These, der „Duce“ sei ein Patriot gewesen und habe demnach nur im besten Sinne für Italien gehandelt. Viertens habe die „tragische Figur“ Mussolini immer nur Gutes gewollt. Wenn dann Unheil über Italien hereinbrach, hatten ungünstige Umstände Schuld daran.⁹⁵ Dass man mit der Figur Benito Mussolini im Jahr 2016 auch im Ausland polarisieren kann, beweist ein Tweet des republikanischen US-Präsidentenskandidaten Donald Trump. Auf Twitter zitierte er den Satz „Lieber einen Tag als Löwe leben als hundert Tage als Schaf“, der Mussolini zugeschrieben wird.⁹⁶

Dieser „Entfaschisierung“, das heißt der Verharmlosung und der Salonfähigmachung des italienischen Faschismus, folgte spätestens 2001 mit dem erneuten Amtsantritt Berlusconi eine Phase der „Refaschisierung“.⁹⁷ Nicht wenige LokalpolitikerInnen benannten von nun an Straßennamen nach ehemaligen Mitgliedern der Faschistischen Partei;⁹⁸ faschistische Inschriften auf öffentlichen Gebäuden wurden restauriert; Pre-

88 Mattioli, „Viva Mussolini!“, S. 66.

89 Ebd., S. 60–66.

90 Mattioli, *Resistenza*, S. 100.

91 Klinkhammer, *Resistenza-Mythos*, S. 123.

92 Zit. n. Mattioli, *Resistenza*, S. 93.

93 Focardi, *Unsitte*, S. 116.

94 Lingen, „Giorni“, S. 392.

95 Mattioli, „Viva Mussolini!“, S. 72–75.

96 Orlando Sacchelli, Trump su Twitter cita Mussolini, in: *IlGiornale.it*, 28.2.2016.

97 Lingen, „Resistenza-Mythos“, S. 345.

98 Die Versuche, in Rom einen Platz nach Giorgio Almirante zu benennen sowie in Affile, in Roms unmittelbarer Umgebung, ein Mausoleum für den Verteidigungsminister der RSI Rodolfo Graziani (laut UNO ein Kriegsverbrecher, der in den afrikanischen Kolonien Giftgas eingesetzt hatte) mit öffentlichen Geldern zu sanieren, scheiterten

dappio etablierte sich nun endgültig zum neofaschistischen Wallfahrtsort.⁹⁹ Besonders auffallend ist das Wiederaufleben des faschistischen Kultes in der Welt des Fußballs. Rechtsgerichtete radikale Tifosi und Ultras gehören mittlerweile genauso zum gewohnten Bild in einem Fußballstadion wie das Ausbuhen von farbigen Spielern (insbesondere die AnhängerInnen von *Lazio Roma* machen diesbezüglich immer wieder von sich reden).¹⁰⁰

Vielsagender sind die zahlreichen Bekundungen zum Faschismus von Seiten ranghoher PolitikerInnen. In erster Linie ist dabei Mirko Tremaglia (erst MSI, dann AN), ehemaliger freiwilliger Soldat der RSI und Minister für die Auslandsitaliener 2001 bis 2006, zu nennen. Auf seine Vergangenheit als Faschist verwies er stets mit einer Portion Stolz. Andere AN/FI/PdL-Mitglieder, die aus ihrer Begeisterung für den Faschismus nie einen Hehl machten, sind Gianni Alemanno (ehemaliger Minister von 2001 bis 2006 und Bürgermeister Roms von 2008 bis 2013; derzeit wegen Korruption vor Gericht), Ignazio La Russa (Verteidigungsminister 2008 bis 2011), Giuseppe Ciarrapico (Senator 2008 bis 2013), Marcello Dell'Utri (ab 1996 Abgeordneter im Abgeordnetenhaus, ab 1999 Mitglied des Europäischen Parlaments, ab 2001 bis 2013 Senator; mittlerweile rechtskräftig verurteilt wegen Mafiakontakten).¹⁰¹ Allen gemein ist, dass sie mit Verharmlosungen der faschistischen Diktatur sowie Mussolinis die Grenzen dessen ausweiten (wollen), was in Italien sagbar ist.

Ein bedeutender Teil der „Refaschisierung“ des Mitte-rechts-Bündnisses war der Versuch der Gleichstellung von WiderstandskämpferInnen und den Soldaten der RSI. Der *Resistenza*-Mythos hatte die Kämpfer des Marionettenregimes noch von der kollektiven Erinnerung ausgeklammert und sie als „Nazi-Kollaborateure, Landesverräter und schäbige Bluthunde“¹⁰² dargestellt. Die politische Rechte wollte die *bravi ragazzi di Salò* aus der Schmutzdecke der Erinnerung holen. Dafür stellte sie die Soldaten als Patrioten dar, die im guten Glauben für das italienische Vaterland gekämpft hätten.¹⁰³ Höhepunkt dieser Gegenerinnerung war zweifelsohne ein Gesetzesentwurf der AN im Jahr 2003. Dieser sah eine offizielle Gleichsetzung zwischen den Soldaten der *Repubblica di Salò* und den PartisanInnen vor. Der Entwurf wurde 2006 nach heftiger Kritik der Opposition sowie Teilen der Zivilgesellschaft zurückgezogen. 2008 folgte ein ähnlicher Gesetzesentwurf, der einen „Orden der Trikolore“ für ehemalige KämpferInnen des Zweiten Weltkriegs, für Soldaten der RSI wie für PartisanInnen gleichermaßen, vorsah. Auch dieser Versuch einer gesetzesmäßigen Gleichstellung der Faschisten und AntifaschistInnen scheiterte.¹⁰⁴

2015; siehe Mauro Favale, No a via Almirante e al sacrario fascista Liberazione, vigilia di festa e polemiche, in: *La Repubblica*, 24.4.2015.

99 Klinkhammer, *Antifaschismus*, S. 271.

100 Mattioli, „Viva Mussolini!“, S. 121–122.

101 Für eine detailliertere Darstellung der einzelnen Politiker und ihrer Ansichten siehe ebd., S. 123–124.

102 Ebd., S. 101.

103 *lFattoQuotidiano.it*, 25 aprile, Mattarella: „No a pericolose equiparazioni tra due parti in conflitto“, 16.4.2015.

104 Mattioli, „Viva Mussolini!“, S. 136–139.

Mit der Verharmlosung des Faschismus stieg zudem der Antikommunismus in den Regierungszeiten Berlusconi zum Leitmotiv der neuen Geschichtspolitik auf.¹⁰⁵ Für Berlusconi, der sich selbst gerne als „Antikommunist[en] ohne Komplexe“¹⁰⁶ darstellt, ist der Kommunismus weit inhumaner als der Nationalsozialismus geschweige denn der italienische Faschismus. So stellte er bei den Gedenkfeierlichkeiten zum Tag der Befreiung von Auschwitz am 27. Januar 2006 klar, dass der Kommunismus mehr Opfer gefordert habe als der Nationalsozialismus. Mit Aussagen dieser Art verfolgte der *Cavaliere* zwei Ziele: Zum einen wollte er den PCI und dessen Nachfolgeparteien sowie die (politische) Linke im Allgemeinen diffamieren. Zum anderen war er darum bemüht, der Vorherrschaft der antifaschistischen Erinnerungskultur ein Ende zu bereiten.¹⁰⁷

Auf staatlicher Ebene versuchten die Regierungen Berlusconi das vermeintliche Ende des antifaschistischen Paradigmas mit neuen Gedenktagen zu beschleunigen. Den Beginn machte 2004 der *Tag der Erinnerung*, mit dem an die rund 8.000 italienischen Opfer der Tito-Partisanen zwischen 1943 und 1945 sowie der massenhaften Flucht von ItalienerInnen aus Istrien, Fiume und Dalmatien gedacht wurde. Mit einer breiten parlamentarischen Mehrheit (inklusive der Stimmen von Linken) wurde der 10. Februar, der Tag des Friedensvertrages 1947, als *Giornata del ricordo* festgesetzt. Die jugoslawischen Partisanen waren zwischen 1943 und 1945 bis in diese unter anderem von ItalienerInnen bewohnten Gebiete vorgedrungen und hatten zahlreiche Kriegsverbrechen an der Bevölkerung verübt. Unter anderem hatten sie die Opfer teilweise lebendig in Karsthöhlen (den sogenannten *foibe*) geworfen, wo diese einen qualvollen Tod erlitten hatten. In der Folge war es zu einer Massenflucht aus diesen Gebieten gekommen.¹⁰⁸ Der neue *Giorno del ricordo* soll an diese Episode und vor allem an die Opfer erinnern. Die aggressive und radikal nationalistische Besatzungspolitik der Faschisten in diesen Regionen in den zwanzig Jahren zuvor wird aber kaum angesprochen.

Nur ein Jahr später folgte ein weit umstrittenerer Gedenktag: Der 9. November erinnert von da an als *Giornata della libertà* an den Fall der Berliner Mauer und das Ende des Staatssozialismus in Europa. Im Gegensatz zum *Giorno del ricordo* übte sich in diesem Fall die politische Linke in Kritik: Der Gedenktag diene lediglich dazu, den PCI und dessen Nachfolgeparteien zu diffamieren.¹⁰⁹ Die Mitte-rechts-Regierung verfolgte damit das Ziel, den 25. April als Fest für alle AntifaschistInnen und Bezugspunkt der politischen und außerparlamentarischen Linken in seiner Bedeutung abzuwerten. Laut Mattioli wollte Berlusconi mit der Schaffung neuer Gedenktage „das Band zwischen Antifaschismus, *Resistenza* und Verfassung“¹¹⁰ brechen.

105 Lingen, „*Resistenza*-Mythos“, S. 345.

106 Mattioli, *Resistenza*, S. 101.

107 Ebd., S. 101–102.

108 Mattioli, „Viva Mussolini!“, S. 134–135.

109 Mattioli, *Resistenza*, S. 106–107.

110 Mattioli, „Viva Mussolini!“, S. 134.

Diese beiden Gedenktage ergänzten den unter Giuliano Amato (Ex-PSI) 2001 eingeführten internationalen Holocaust-Gedenktag am 27. Januar (*Giornata della memoria*). Damit gedachte der italienische Staat offiziell insbesondere der (eigenen italienischen) Opfer der Shoah. Der Fokus des Gedenktages liegt klar auf den von den Deutschen verübten Verbrechen. Die italienische Mitschuld am Holocaust¹¹¹ sowie der eigene staatliche Antisemitismus¹¹² werden in politischen Ansprachen kaum thematisiert; lieber wird mit Stolz auf diejenigen ItalienerInnen verwiesen, die den Jüdinnen und Juden halfen (siehe beispielsweise die berühmt gewordene Geschichte von Giorgio Perlasca¹¹³).¹¹⁴

4. Die jüngsten Entwicklungen

4.1 Gedenktage im Kalenderjahr

Das Gedächtnis an die eigene Geschichte ist für (National-)Staaten essentiell, wenn sie ein Nationalgefühl, ein „Wir-Gefühl“, entwickeln wollen. Dieses wiederum kann gewissermaßen den kulturellen Kitt einer politischen Gemeinschaft darstellen. Dabei ist Gedächtnis, wie es Heidemarie Uhl formuliert, „ein dynamisches Konzept“.¹¹⁵ Mit dem Begriff des kollektiven Gedächtnisses versuchte der französische Soziologe Maurice Halbwachs bereits vor neunzig Jahren, die Tatsache zu beschreiben, dass Gesellschaften jeweils an bestimmte, für das eigene Selbstverständnis wichtige Geschehnisse, Personen, Tage, Orte etc. erinnern. An was genau erinnert wird, bleibt dabei nicht dem Zufall überlassen. Vielmehr gibt es identifizierbare Gruppen innerhalb einer jeden Gesellschaft, die über eine primäre Deutungsmacht verfügen.¹¹⁶ Dies ist auch im Falle Italiens nicht anders; so waren es hier die Parteien der antifaschistischen Front (allen voran KommunistInnen, SozialistInnen und ChristdemokratInnen), die die *Resistenza* zum Gründungsmythos erhoben.

Um eine bestimmte Erinnerungskultur zu schaffen und am Leben zu halten, sind nationale Symbole sehr wichtig. Dazu zählen vorrangig auch Nationalfeiertage. Nationalfeiertage und Gedenktage können für die einzelnen Mitglieder einer Gesellschaft identitätsstiftend wirken, und zwar in dem Sinne, dass sie der Identifikation der BürgerInnen mit ihrem Staat dienen.¹¹⁷ Damit sind sie im Prozess des *nation building* unabdingbar.¹¹⁸ Gedenktage zielen zudem darauf ab, das individuelle Gedächtnis der StaatsbürgerInnen mit dem kollektiven Gedächtnis zu vereinen. Darum ist es aus Sicht derjenigen, die die Deutungsmacht innehaben, auch wenig sinnvoll, auf „vernunftmäßig“¹¹⁹ kon-

111 Rund 8.600 jüdische BürgerInnen wurden von Italien aus in die Vernichtungslager deportiert.

112 1938 wurden in Italien die „Rassengesetze“ eingeführt.

113 Giorgio Perlasca (1910 bis 1992) war 1944 geschäftlich in Ungarn tätig und überzeugter Faschist, als er um die 5.000 Jüdinnen und Juden vor dem Holocaust bewahrte; noch wenige Jahre vor seinem Tod bezeichnete er sich als „anständige[n] Faschist[en]“; siehe ebd., S. 87–88.

114 Mattioli, „Viva Mussolini!“, S. 91–92; Klinkhammer, Antifaschismus, S. 275–276.

115 Heidemarie Uhl, Warum Gesellschaften sich erinnern, in: Erinnerungskulturen, Forum Politische Bildung (Hrsg.) (Informationen zur politischen Bildung 32), Innsbruck-Wien-Bozen 2010, S. 5–14, hier S. 5.

116 Ebd., S. 5–7.

117 Joachim H. Knoll, „Heil Dir im Siegerkranz“. Nationale Feier- und Gedenktage als Formen kollektiver Identifikation, in: *Zeitschrift für Religions- und Geistesgeschichte* 57 (2005), Heft 2, S. 150–171, hier S. 151.

118 Uhl, Gesellschaften, S. 6.

119 Knoll, „Siegerkranz“, S. 151.

struierte Gedenktage zu setzen; vielmehr müssen Daten ausgewählt werden, die auch von der breiten Masse der Bevölkerung als solche gefühlt und wahrgenommen werden.¹²⁰

5. Methode

„Die Kriegserinnerung wird durch zwei Pole geformt: zum einen durch die historische Aufarbeitung der Fakten und deren Rezeption in der Öffentlichkeit, Politik und Presse, zum anderen durch die Politik, die nicht selten die Erinnerung zielgerichtet instrumentalisiert.“¹²¹

Nachdem in den ersten beiden Kapiteln der Arbeit unter anderem auf die historische Aufarbeitung und deren gesellschaftliche Rezeption eingegangen wurde, steht nun die Instrumentalisierung der Erinnerung in Form der Begehung von Gedenktagen im Vordergrund.

Gedenktage werden nicht selten betont emotional gefeiert.¹²² Dies zeigt sich – auf Italien bezogen – besonders am 25. April, dem *Tag der Befreiung*. Im nächsten Abschnitt werden nun die vier in diesem Zusammenhang wichtigsten Gedenktage (27. Januar, 10. Februar, 25. April und 9. November) ins Zentrum gerückt. Es wird analysiert wie, wo und mit welchen ProtagonistInnen diese Gedenktage in den letzten beiden Jahren begangen wurden. Untersucht wird, ob mit der Rückkehr einer Mitte-links-Regierung auch der Geschichtspolitik Berlusconi ein vorläufiges Ende bereitet, oder ob sie weitergeführt wurde.

Da Nationalfeiertage eines der zentralen Geschichtssymbole für einen Staat darstellen, kann man davon ausgehen, dass „Programme und Gestaltung nationaler Gedenk- und Feiertage stets auch eine Quelle [sind], mit der der Zeitgeist in einer Epoche [...] erfaßt werden“¹²³ kann. Daher werden im folgenden Abschnitt die Gedenktage als Ausdruck der spezifisch italienischen Erinnerungskultur angesehen.

Als Datengrundlage dienen die Online-Archive der wichtigsten italienischen Tages- und Wochenzeitungen (*L'Espresso*, *La Repubblica*, *La Stampa*, *Corriere della Sera* sowie Berlusconi's *Il Giornale*) im Zeitraum zwischen 2014 und 2016.

Der 2. Juni als *Festa della Repubblica* (*Fest der Republik*) und der 4. November als *Giornata dell'Unità Nazionale e delle Forze Armate* (*Tag der Nationalen Einheit und der Streitkräfte*) wurden in dieser Analyse außen vor gelassen, da sie für den Kontext dieser Arbeit von geringer Relevanz sind.

120 Knoll, „Siegerkranz“, S. 151–157.

121 Lingen, „Resistenza-Mythos“, S. 331.

122 Uhl, *Gesellschaften*, S. 6.

123 Knoll, „Siegerkranz“, S. 152.

6. Analyse

6.1 25. April: „Giorno della liberazione“

Der 25. April stellt für die meisten ItalienerInnen einen zentralen Erinnerungsort ihrer Nationalgeschichte dar. Durch die Betonung der *Resistenza* soll er einerseits Italiens Geschichte klar vom Faschismus trennen, andererseits einen Bezug zu den Anfängen des Königreichs Italien herstellen (*zweites Risorgimento*). Der *Tag der Befreiung* erinnert an die zwischen 24. und 26. April stattgefundenen Aufstände in mehreren Städten Norditaliens (v. a. Mailand, Genua und Turin), in deren Folge diese von den PartisanInnen kurz vor Anmarsch der Alliierten von den Deutschen befreit wurden.¹²⁴ Die späteren Versuche, den 8. September 1943 als Tag des Waffenstillstandes neben dem 25. April v. a. in Süditalien zu etablieren, scheiterten.¹²⁵

Der 25. April war und ist in Italien immer wieder Anlass für Polemiken und Instrumentalisierungsversuche von Seiten verschiedener politischer Parteien oder Verbände.¹²⁶ Von einer Überhöhung des Gedenktages in der Ersten Republik bis zur teilweisen Missachtung unter Silvio Berlusconi: Der 25. April war ideologisch immer sehr aufgeladen (im Gegensatz etwa zum 2. Juni).

Den verschiedenen parteipolitischen Vereinnahmungsversuchen zum Trotz haben sich im Laufe der Jahre bestimmte Rituale und Muster im Begehen des Feiertags gefestigt. „Das Gedenken an die Toten, offizielle Festakte und Ehrungen, öffentliche Festumzüge und Kundgebungen mit Ansprachen wichtiger Persönlichkeiten sowie Freizeit- und Kulturveranstaltungen“¹²⁷ gehören genauso dazu wie das Wiederaufleben eines gewissen PartisanInnenkultes (mit dem Anstimmen von den sich immer noch großer Beliebtheit erfreuenden PartisanInnenliedern *Bella Ciao* oder *Fischia il vento*, dem Schwenken von Flaggen und dem Tragen von Halstüchern).¹²⁸ So ist es auch nicht verwunderlich, dass der *Associazione Nazionale Partigiani d'Italia* (ANPI)¹²⁹ nach wie vor eine zentrale Gestaltungsfunktion zukommt.

Ein kurzer geschichtlicher Abriss soll im Folgenden den Wandel des Gedenktages bis Berlusconi nachzeichnen: In der unmittelbaren Nachkriegszeit oblag die Gestaltung führenden Persönlichkeiten aus Politik und PartisanInnenverbänden gleichermaßen. In den zahlreichen Ansprachen wurden die „glorreichen“ Tage sowie die „Helden“ der *Resistenza* gewürdigt. Gleichzeitig war – wohl der geringen zeitlichen Distanz zu den Geschehnissen geschuldet – das Gedenken an die Toten sehr präsent. Dieser etwas erhabenen und teilweise bedrückten Stimmung stand der volkstümliche Charakter des Festtages (mit zahlreichen Freizeitaktivitäten), der sich bereits jetzt herausbildete, gegenüber.¹³⁰ Auf der politischen Ebene war man bemüht, das neue Nationalbewusstsein der

124 Brandt, *Memoria*, S. 237–239.

125 Ebd., S. 236–237.; zur Bedeutung des 8. September 1943 auch Fogale, *Streiflichter*, S. 247–248.

126 Brandt, *Memoria*, S. 235.

127 Ebd., S. 240.

128 Ebd.

129 Eine Vereinigung für ehemalige PartisanInnen sowie freiwillige UnterstützerInnen.

130 Ebd., S. 241–242.

ItalienerInnen anzuregen, indem man sich um das Bild des „bösen Deutschen“ bemühte. So fand beispielsweise in Trient eine feierliche Kranzniederlegung in der *Fossa dei Martiri* (Märtyrergraben) im *Castello del Buonconsiglio* statt; just an jenem Ort, an dem 1916 die Irredentisten Cesare Battisti, Damiano Chiesa und Fabio Filzi von Österreich-Ungarn hingerichtet worden waren – „an einem Ort also, der für antideutsche Ressentiments äußerst symbolträchtig war“,¹³¹ wie es Elena Tonezzer treffend formuliert.

Der *Tag der Befreiung* erfuhr bis in die 1970er-Jahre hinein regelmäßig die eine oder andere Aufwertung. So diente er beispielsweise der ersten Mitte-links-Regierung nach 1963 (erste Koalition zwischen DC und PSI) immer wieder als Legitimationsgrundlage. Die Gedenkzeremonien wurden nun wieder festlich gestaltet und – was besondere Symbolwirkung hatte – gemeinsam abgehalten. Spezielle Jahrestage waren 1968, als die Studierendenbewegung zahlreiche Alternativveranstaltungen organisierte, 1975, das einen Höhepunkt in der „Glorifizierung und Instrumentalisierung der *Resistenza*“¹³² bildet, sowie 1978, als die Gedenkveranstaltungen ganz im Zeichen der Entführung des Regierungschefs Aldo Moro (DC) standen.¹³³ Den neuen Ton, der mit der DC-PSI-Koalition Einzug hielt, erkannte man auch an dem Begehen weiterer Gedenktage, die mit der *Resistenza* in Bezug stehen: So gedachte man jeweils an den 20. Jahrestag des 8. September 1943 (1963) sowie der Fosse Ardeatine (1964).¹³⁴ Jede Partei, von den Christdemokraten bis zu den Sozialisten sowie den Kommunisten, war darum bemüht, „ihre Erfolge“ während der *Resistenza* zu feiern.¹³⁵

Als in den 1980er-Jahren die *Resistenza* in Frage gestellt wurde, verlor auch der *Giorno della liberazione* seine mobilisierende Kraft in der breiten Masse der Bevölkerung, während er auf politischer Ebene immer gleich zelebriert wurde.¹³⁶ Mit dem Regierungsantritt des *Polo della Libertà* 1994 sollte sich auch das ändern. Die AN war darum bemüht, den 25. April, den sie noch als MSI als einen *Tag der nationalen Trauer* ablehnte, in einen *Tag der Versöhnung (giorno della riconciliazione)* umzudeuten. Es sollte (wenig überraschend) der Gleichsetzung zwischen FaschistInnen und AntifaschistInnen dienen. Dies rief am 25. April 1994 zahlreiche und emotionale Protestaktionen im ganzen Land hervor.¹³⁷

Am fünfzigsten Jahrestag 1995 kristallisierte sich bereits die neue Handhabung des 25. April heraus: Von nun an war es v. a. ein Festtag für Parteien und Verbände links der Mitte.¹³⁸ Berlusconi zeigte offen seine Ablehnung für den Festtag; so ließ er sich zu den Feierlichkeiten 2005 (sechzigstes Jubiläum) bei der wichtigsten Veranstaltung in Mai-

131 Elena Tonezzer, Die Erinnerung an die *Resistenza* im Trentino, in: Die Operationszone Alpenvorland im Zweiten Weltkrieg, Andrea Di Michele/Rodolfo Taiani (Hrsg.) (Veröffentlichungen des Südtiroler Landesarchivs/Pubblicazioni dell'archivio provinciale di Bolzano 29), Bozen 2009, S. 291–300, hier S. 292.

132 Brandt, Memoria, S. 245.

133 Ebd., S. 245–246.

134 Fogale, Streiflichter, S. 254–255.

135 Lingen, „*Resistenza*-Mythos“, S. 339.

136 Tonezzer, Erinnerung, S. 299; Brandt, Memoria, S. 248.

137 Brandt, Memoria, S. 249–250.

138 Klinkhammer, *Resistenza*-Mythos, S. 122; Brandt, Memoria, S. 250.

land, an der auch Staatspräsident Carlo Azeglio Ciampi¹³⁹ teilnahm, entschuldigen.¹⁴⁰ Dies setzte sich in den folgenden Jahren fort. Erst 2009 nahm Berlusconi zum ersten Mal offiziell an einer Gedenkveranstaltung teil. In einem Kommentar dazu forderte er prompt (und ohne Erfolg), den *Tag der Befreiung* in einen *Tag der Freiheit* umzuwandeln, der von allen ItalienerInnen gefeiert werden könne.¹⁴¹

Die politische Linke sowie Ciampi, ein ehemaliger Partisan des *Partito d'Azione* und seitdem parteiunabhängig, versuchten, dieser Degradierung des 25. April Einhalt zu gebieten. So sprach Ciampi im Zuge der Wiedereinführung des 2. Juni als „Tag der Republik“¹⁴² im Jahr 2001 davon, dass beide Feiertage dem gleichen Geist entsprangen und der 25. April damit „als einigender Faktor das Grundgerüst der italienischen Nation darstelle“.¹⁴³ Romano Prodi (Ex-DC, später unabhängig bzw. mitte-links) appellierte im Wahlkampf 2006 an seine Anhängerschaft, man müsse sich auf die *Resistenza* und die Werte des Widerstandes rückbesinnen.¹⁴⁴ Auch Ciampis Nachfolger Giorgio Napolitano,¹⁴⁵ ehemaliges Mitglied der PCI und ebenfalls in der *Resistenza* aktiv, trat immer wieder als Garant für die Verteidigung des 25. Aprils und der *Resistenza* im Allgemeinen in Erscheinung.¹⁴⁶

Mattioli diagnostizierte 2008, dass der *Giorno della liberazione* „zu einer Kommemoration unter vielen anderen herabgesunken ist“.¹⁴⁷ Doch lässt sich bereits bei den Feierlichkeiten zum 25. April 2009 vermuten, dass Berlusconi mittlerweile ein Umdenken vollzogen hat; so besuchte er an dem Tag den kleinen Ort Onna bei L'Aquila, an dem in Kriegszeiten ein Massaker der Nationalsozialisten stattgefunden hatte. Gleichzeitig fand er zum ersten Mal lobende Worte für die italienische Verfassung.¹⁴⁸

Im Folgenden werden die letzten beiden Jahrestage mit Schwerpunkt auf das Jubiläum 2015 analysiert. Beide fallen unter die Regierungszeit von Matteo Renzi (PD) und damit einer in seiner großen Mehrzahl Mitte-links-Regierung.¹⁴⁹ Am 25. April 2015, dem Tag des siebzigsten Jubiläums, waren besonders viele Veranstaltungen geplant. Einen ersten Überblick bietet die Pressemitteilung des Büros des Ministerpräsidenten, in dem diejenigen Veranstaltungen genannt werden, die von der Regierung mitfinanziert wurden.¹⁵⁰ Darin ist von Kundgebungen, Ausstellungen, politischen Festakten, drei Werbe-

139 Ciampi war von 1999 bis 2006 Staatspräsident Italiens.

140 Mattioli, *Resistenza*, S. 103.

141 Mattioli, „Viva Mussolini!“, S. 134.

142 Am 2. Juni 1946 fand in Italien eine Volksabstimmung darüber statt, ob das Land in Zukunft eine Monarchie bleiben oder zur Republik werden solle; die (knappe) Mehrheit entschied sich bekanntermaßen für die Republik.

143 Lingen, „Giorni“, S. 407.

144 Ebd., S. 407–408.

145 Napolitano war von 2006 bis 2015 Staatspräsident.

146 Brandt, *Memoria*, S. 253.

147 Mattioli, *Resistenza*, S. 107.

148 Klinkhammer, *Antifaschismus*, S. 278.

149 In der Regierung befinden sich v. a. auch Exponenten der Mitte-rechts-Partei *Nuovo Centrodestra* (einer Abspaltung von Berlusconis *Popolo della Libertà*), der *Scelta Civica* (eine liberale Partei), der *Unione di Centro* (UdC, christlich-demokratische Partei) sowie aus weiteren kleineren Mitte- bis Mitte-links-Formationen; doch ist Renzis PD mit zehn MinisterInnenposten inklusive dem Amt des Ministerpräsidenten (NCD: drei, UdC: einen) klar in der Mehrzahl.

150 Presidenza del Consiglio dei Ministri, 70esimo Liberazione: tutte le iniziative, 17.4.2015, [http://www.governo.it/articolo/70esimo-liberazione-tutte-le-iniziative/1121], eingesehen 29.2.2016.

spots, Konzerten und anderen künstlerischen Aktivitäten und vielem mehr die Rede. Auch wird dargelegt, dass mit dem damaligen Motto *coraggio* (Mut) besonders die Jugend angesprochen war. Die größte Veranstaltung fand in Rom unter Beisein der höchsten Staatsautoritäten statt: Staatspräsident Sergio Mattarella (Ex-DC, PD, danach parteilos), Ministerpräsident Matteo Renzi (PD), Senatspräsident Pietro Grasso (PD), Verteidigungsministerin Roberta Pinotti (PD) und andere mehr.¹⁵¹

Dass der 25. April noch immer die Menschen bewegt, bewies die Fernsehsendung „Viva 25 aprile!“, die auf Rai 1 ausgestrahlt und von etwa vier Mio. Menschen verfolgt wurde. Das entsprach einer Einschaltquote von 17,26 Prozent.¹⁵² Gleichzeitig dient er auch heute noch als wichtiger Bezugspunkt der ANPI, die an diesem Tag immer wieder Kundgebungen mit tagespolitischen Inhalten veranstaltet; so zum Beispiel in Treviso und in Padua, bei denen einerseits Renzis politischer Führungsstil und andererseits die *Lega Nord* entschieden kritisiert wurden.¹⁵³ Matteo Salvini, Chef der rechtspopulistischen *Lega*, weiß jedoch auch selbst auszuteilen und kritisierte in einem Kommentar die *Brigata Ebraica* (Jüdische Brigaden) in Mailand und bezeichnete sie als *Schwachsinnige* (*deficienti*).¹⁵⁴ Im Vorfeld zur diesjährigen Feier des 25. April (2016) plant Salvini bereits eine neuerliche *marcia su Roma*, um gegen die Regierung Renzis zu demonstrieren, die er – ganz im Stile des Antikommunismus von Silvio Berlusconi – mit Stalin und der Sowjetherrschaft vergleicht.¹⁵⁵

Insgesamt versuchte die politische Führung jedoch den *Resistenza*-Mythos wieder aufleben zu lassen. Dazu zählten Aktionen, wie beispielsweise jene von Renzi, als er sich wenige Tage vor dem 25. April in Marzabotto filmen ließ, während er zusammen mit SchülerInnen *Bella Ciao* und das Anti-Kriegslied *Guerra di Piero* von Fabrizio De Andrè intonierte. Nur wenige Tage zuvor hatte bereits die Präsidentin der Abgeordnetenversammlung Laura Boldrini (*Sinistra Ecologia Libertà*, SEL, eine linksgrüne Partei) ehemalige PartisanInnen in die Abgeordnetenversammlung eingeladen und mit ihnen *Bella Ciao* gesungen.¹⁵⁶ Noch medienwirksamer war wohl der Werbespot des Büros des Ministerpräsidenten, in dem sich der Regierungschef zwischen ehemaligen PartisanInnen sowie PartisanInnen-Grabmälern zeigt. Im Hintergrund hört man wiederum eine Klavierversion von *Bella Ciao*.¹⁵⁷ Die Symbolträchtigkeit dieses Liedes sah man bereits bei den Feierlichkeiten 2014, als Renzi ein eigenes Twitter-Hashtag „#*unamattina*“ („eines Morgens“)¹⁵⁸ einrichtete, das sich großer Beliebtheit erfreute.¹⁵⁹

151 Einen Videomitschnitt von der Zeremonie gibt es auf *LaRepubblica.it*: <http://video.repubblica.it/politica/25-aprile-mattarella-depone-la-corona-all-altare-della-patria/198930/197973?ref=search>.

152 *LaRepubblica.it*, „Viva il 25 aprile!“, il picco degli ascolti lo conquista Roberto Saviano, 26.4.2015.

153 Im Hinblick auf die *Lega* sprach Floriana Rizzetto, Präsidentin von ANPI Padova, davon, dass sich manche Parteien nicht mit Holocaust-Leugnern abgeben sollten („[...] non dovrebbero prestarsi a „fiancheggiamenti“ di movimenti negazionisti come Forza Nuova e CasaPound.“); *Corriere del Veneto*, Liberazione, tornano le polemiche, 25.4.2015.

154 Mario Valenza, Matteo Salvini: „25 aprile? Celebrazioni tristi e violente“, in: *IlGiornale.it*, 25.4.2015.

155 *Si24.it*, Matteo Salvini contro il „regime“ di Renzi. „Il 25 aprile in marcia per la Liberazione“ 18.2.2016.

156 Sergio Rame, Renzi canta *Bella ciao* coi ragazzi delle scuole, in: *IlGiornale.it*, 22.4.2015.

157 *IlGiornale.it*, 25 aprile, [<http://www.ilgiornale.it/video/politica/25-aprile-video-promo-matteo-renzi-1120659.html>], eingesehen 5.3.2016.

158 Nach der ersten Zeile des PartisanInnenliedes *Bella Ciao*.

159 *IlFattoQuotidiano.it*, 25 aprile, tensioni tra Brigata Ebraica e filo-palestinesi nei cortei a Roma e Milano, 25.4.2014.

Dass zum *Resistenza*-Mythos noch immer eine Portion Opfermythos gehört, zeigen die alljährlich abgehaltenen Kundgebungen an den Symbolorten Marzabotto¹⁶⁰ und Sant'Anna di Stazzema.¹⁶¹ Doch nicht nur die Gräueltaten der deutschen Wehrmacht auf italienischem Boden finden Eingang in die Gedenkfeierlichkeiten, sondern auch das Andenken an die Shoah – freilich ohne die eigene italienische Mitschuld daran breitenwirksam zu diskutieren.¹⁶²

Am prägnantesten brachte die neue alte Linie der regierenden Elite Staatspräsident Sergio Mattarella (seit Anfang Februar 2015 im Amt) auf den Punkt. In einer Ansprache im Vorfeld des siebzigsten Jubiläums warnte er vor „gefährlichen Gleichstellungen“¹⁶³ zwischen PartisanInnen und den Soldaten der RSI. Die *Resistenza* sei vor allem ein moralischer Akt gewesen, die Befreiung vom *nazifascismo* das zentrale Ereignis der neueren Geschichte Italiens. Des Weiteren griff er das alte, nicht unumstrittene Argument auf, wonach ein Großteil der Bevölkerung gegen den Faschismus (aktiv oder passiv) Widerstand geleistet habe:

„Un popolo – composto di uomini, donne e persino ragazzi, di civili e militari, di intellettuali e operai – ha reagito anche con le armi in pugno, con la *resistenza* passiva nei lager in Germania, con l'aiuto ai perseguitati, con l'assistenza ai partigiani e agli alleati, con il rifiuto, spesso pagato a caro prezzo, di sottomettersi alla mistica del terrore e della morte.“¹⁶⁴

Interessant, wenngleich politisch nicht abwegig, scheint die Verbindung zwischen den Werten der *Resistenza* und der Flüchtlingskrise. So wurde beispielsweise rechtzeitig zum 25. April 2015 das Museum *Casa della memoria* in Mailand eröffnet. Dieses soll laut Mailands Bürgermeister nicht nur ein zentraler Ort des *Resistenza*-Gedenkens werden, sondern auch Themen wie soziale Gerechtigkeit oder das „neue alltägliche Massaker“ („una nuova strage quotidiana“), jenes der Flüchtlinge, beinhalten.¹⁶⁵ Einen noch direkteren Vergleich strengte Boldrini an, als sie in einer Ansprache am 25. April 2015 die neuen ImmigrantInnen mit den PartisanInnen von einst gleichsetzte: Viele der heutigen PartisanInnen, die für die Freiheit in ihren Ländern kämpften, seien ge

160 Siehe exemplarisch *L'Espresso*, 25.4.2014, [http://video.espresso.repubblica.it/tutti-i-video/25-aprile-boldrini-da-marzabotto-attacca-grillo/2042/2040], eingesehen 5.3.2016.

161 Siehe exemplarisch *LaRepubblica.it*, 25.4.2015, [http://video.repubblica.it/edizione/firenze/25-aprile-il-ministro-boschi-abbraccia-i-superstiti-di-sant-anna/198974/198017?ref=search], eingesehen 5.3.2016.

162 Exemplarisch wird hier auf die Kundgebung in Mailand 2015 aufmerksam gemacht, als in der Menge Schilder mit der Aufschrift von Konzentrationslagern der Nationalsozialisten zu sehen waren; Verbrechen der Faschisten in ihren besetzten Gebieten wurden hingegen nicht thematisiert; Minute 0.45 und 1.10 im Video auf *LaRepubblica.it*, 26.5.2015, [http://video.repubblica.it/dossier/liberazione-70-anni-dopo/videoracconto-il-25-aprile-di-milano-fischi-alla-brigata-ebraica-e-bella-ciao/198988/198031?ref=search], eingesehen 5.3.2016.

163 *IlFattoQuotidiano.it*, 25 aprile, Mattarella: „No a pericolose equiparazioni tra due parti in conflitto“, 16.4.2015.

164 „Ein Volk – bestehend aus Männern, Frauen und sogar Jugendlichen, Zivilen und Militärs, Intellektuellen und Arbeiter – hat auch mit der Waffe in der Hand reagiert, mit dem passiven Widerstand in den deutschen Lagern, mit Hilfe für die Verfolgten, mit der Unterstützung der Partisanen und der Verbündeten, mit der Weigerung sich der Mystik des Terrors und des Todes unterzuordnen, was häufig teuer bezahlt wurde“ (eigene Übersetzung), in ebd.

165 Oriana Liso, Milano, nasce la Casa della memoria per tutte le vittime: dal nazifascismo alle stragi dei migranti, in: *LaRepubblica.it*, 24.4.2015.

zwungen, das Mittelmeer zu überqueren, und hätten laut Verfassung das Recht auf Asyl in Italien.¹⁶⁶

Doch nicht alle ItalienerInnen können sich mit den offiziellen Zeremonien identifizieren: Mehrere Gemeinden in ganz Italien haben in den letzten Jahren den 25. April boykottiert bzw. das Intonieren von *Bella Ciao* verboten. In den allermeisten Fällen handelt(e) es sich um Gemeinden, die von rechtsgerichteten BürgermeisterInnen (*Lega Nord*, AN, FI) regiert werden, die die Feierlichkeiten wohl als überwiegend linke Gedenkorte interpretieren und dementsprechend abwerten wollen.¹⁶⁷ Neben den offiziellen Kundgebungen finden auch immer wieder neofaschistische Gegenveranstaltungen statt, so zum Beispiel in Mailand, bei der der gefallenen RSI-Soldaten sowie der italienischen Freiwilligen der SS gedacht wurde. Die Veranstalter – u. a. *CasaPound* und *Lealtà-Azione*, zwei durchwegs neofaschistische Organisationen – wurden angezeigt.¹⁶⁸ Zudem fand am 29. April 2015 der sogenannte *schwarze 25. April (25 aprile nero)* in Mailand statt; auch dies eine Veranstaltung von rechtsextremen Kreisen (diesmal *Forza Nuova*) im Gedenken an Sergio Ramelli, einem Mitglied der Jugendorganisation des MSI, der am 29. April 1975 von Linken ermordet wurde. Die Kundgebung ruft immer wieder Gegenveranstaltungen der Vereinigung *Milano 29 Aprile: nazisti no grazie!* (*Mailand 29. April: Nazis nein danke!*) hervor.¹⁶⁹

Die Bedeutung des *Tages der Befreiung* für das offizielle Italien, sprich die italienische Regierung, zeigt sich unter anderem daran, dass das italienische Unterrichtsministerium (*Ministero dell'Istruzione, dell'Università e della Ricerca*, MIUR) zur Maturaprüfung 2015 das Thema *Resistenza* (neben Malala Yousafzay und der Flüchtlingsthematik) vorgegeben hat. Auch ein kurzer Abschnitt aus Italo Calvinos¹⁷⁰ „*Il sentiero dei nidi di ragno*“ (1947), einem der bekanntesten italienischen Romane über den PartisanInnenkampf, konnte gewählt werden. Die ANPI begrüßte die Auswahl der Themen.¹⁷¹ Bereits 1995 war die *Resistenza* das erste Mal als Maturathema vorgeschlagen worden.¹⁷²

6.2 27. Januar: „Giorno della memoria“

Zum siebzigsten Jahrestag der Befreiung von Auschwitz nahm Senatspräsident und damaliger Interimsstaatspräsident Pietro Grasso an der offiziellen Gedenkveranstaltung in Auschwitz teil. In seiner Ansprache kritisierte er jegliche Art von Rassismus. Renzi erstellte wiederum ein Hashtag auf Twitter, „*#maipiu*“ („nie wieder“), und mahnte, die Vergangenheit nicht zu vergessen. Außenminister Paolo Gentiloni (PD) wies in

166 Mario Valenza, 25 aprile, Laura Boldrini: „Gli immigrati sono i nuovi partigiani“, in: *IlGiornale.it*, 25.4.2015.

167 Eine Liste von Gemeinden, die den 25. April boykottier(t)en, findet sich in Marco Angelillo, Via 'Bella Ciao' e niente „festa dei partigiani“ Da Nord a Sud, ecco chi boicotta il 25 aprile, in: *L'Espresso*, 24.4.2014.

168 Matteo Pucciarelli, Milano, saluti fascisti e bandiere: esposto in Procura per la commemorazione Rsi, in: *LaRepubblica.it*, 27.4.2015.

169 Michele Sasso, Il 25 aprile „nero“ si celebra a Milano, in: *L'Espresso*, 28.4.2015.

170 Italo Calvino (1923 bis 1985) war einer der bedeutendsten Schriftsteller der italienischen Nachkriegszeit sowie ein ehemaliger Partisan.

171 *IlFattoQuotidiano.it*, Maturità 2015, tracce prima prova (foto). Temi su Malala e *Resistenza*. Saggio breve su Mediterraneo. Analisi testo su Calvino, 17.6.2015.

172 Fogale, Streiflichter, S. 255.

einer Aussendung darauf hin, dass dieser Gedenktag von allen ItalienerInnen gefühlt werden würde.¹⁷³ Diese Feststellung sollte wohl nicht zuletzt dazu dienen, neofaschistischen Geschichtsrevisionismus und die Holocaustleugnungen als Randphänomen darzustellen. Allen Stellungnahmen gemein war, dass sie die italienische Judenverfolgung vor 1938 nicht erwähnten. Dass sogar der 27. Januar für die Tagespolitik instrumentalisiert werden kann, zeigt ein Twitter-Eintrag von Salvini, in dem er die Parole des *Nie wieder* aufgriff und in einem zweiten Atemzug verkündete, dass er sich jegliche Belehrung von Seiten der Linken zu diesem Thema verbitte.¹⁷⁴

2016 gab es zahlreiche Veranstaltungen im ganzen Land, die die Shoah in den Mittelpunkt rückten. Bei diversen Kundgebungen, künstlerischen Aktivitäten sowie Vorträgen und Diskussionsrunden wurde an die Opfer des Holocausts erinnert.¹⁷⁵ Auch an politischen Ansprachen mangelte es nicht. So verwies Mattarella auf die Gefahr des voranschreitenden Nationalismus in Europa, der sehr gefährlich sei. Renzi wiederholte mehr oder weniger sein Statement vom Jahr davor, indem er in seinen Social-Media-Kanälen das *mai più* ins Zentrum rückte. Interessant war eine Aussendung Berlusconis, in der er die Juden als seine *fratelli* (Brüder) bezeichnete und auf ein Geschehnis hinwies, das sich während des Zweiten Weltkrieges in Mailand ereignet hatte. Hier habe nämlich, so Berlusconi, seine eigene Mutter, im achten Monat schwanger, einem jüdischen Mädchen die Flucht ermöglicht.¹⁷⁶ Damit stellte sich Berlusconi in die Reihe derjenigen, die im Zweiten Weltkrieg Jüdinnen und Juden gerettet hatten und für das Selbstverständnis eines gutherzigen italienischen Volkes (Stichwort *buono italiano*) zentral sind. Ein politisches Eingeständnis der Mitschuld bzw. der eigenen antisemitischen Vergangenheit vonseiten der Staatsoberhäupter bleibt so noch ausständig.

6.3 10. Februar: „Giorno del ricordo“

Am 10. Februar 2015 gab es zahlreiche Ansprachen und Aussendungen von ranghohen PolitikerInnen. Der Grundtenor der wichtigsten politischen Strömungen von links bis rechts war klar: Die Erinnerung an die Massaker in den *foibe* muss erhalten bleiben. Am treffendsten brachte es Mariastella Gelmini, Vizefraktionschefin der *Forza Italia* in der Abgeordnetenversammlung, in einem Tweet auf den Punkt: „Ricordare la tragedia delle foibe è un dovere per chiunque creda nella memoria come fondamento della nazione“.¹⁷⁷ Laura Boldrini bedauerte in einer Ansprache in Anwesenheit der politischen Eliten, dass die Anerkennung der Opfer aus diplomatischen Gründen sehr spät gekommen sei, und erklärte, der 10. Februar sei heute eine Mahnung gegen Intoleranz,

173 *LaRepubblica.it*, Ad Auschwitz il mondo commemora l'Olocausto. Papa: „Serve un futuro di pace“ 27.1.2015.

174 Carola Parisi, Salvini sulla Giornata della Memoria: „Lezioni di bontà dai compagni non sonocredibili“, in: *IlGiornale.it*, 27.1.2015.

175 Einen Überblick bietet Mechela Scacchioli, Giornata della memoria: incontri e memoriali per non dimenticare l'orrore della Shoah, in: *LaRepubblica.it*, 26.1.2016.

176 Orlando Sacchelli, Giornata della memoria, Mattarella: „Auschwitz ci fa guardare dentro l'abisso“, in: *IlGiornale.it*, 27.1.2016.

177 „Der Tragödie der *foibe* zu gedenken ist eine Pflicht für jeden, der glaubt, die Erinnerung sei das Fundament einer Nation“ (eigene Übersetzung), zit. n. *LaRepubblica.it*, Foibe, Mattarella nel Giorno del Ricordo: „Il Parlamento ha sanato una ferita profonda“, 10.2.2015.

Krieg und Diktatur.¹⁷⁸ Staatspräsident Mattarella appellierte in einer Aussendung daran, die Geschichte, zumal die eigene, nie zu vergessen und die „Wahrheit“ wiederherzustellen. Regierungschef Renzi twitterte (schon wieder), dass er die Opfer nie vergessen werde.¹⁷⁹

Zusätzlich zu den politischen Ritualen des Gedenkens gesellten sich Veranstaltungen der akademischen Welt. So wurde beispielsweise in Rom die *Casa del ricordo* eröffnet. Die Bibliothek soll ein Ort des Gedenkens sein, an dem in Zukunft verschiedene Vorführungen, Buchpräsentationen und Diskussionsrunden stattfinden können.¹⁸⁰

Doch mit der offiziellen Erinnerung waren auch dieses Jahr nicht alle Teile der Bevölkerung einverstanden. In Turin veranstalteten mehrere *centri sociali*¹⁸¹ eine Veranstaltungswoche, die sich inhaltlich gegen die allgemeine Erinnerungskultur rund um den *Giorno del ricordo* richtete. Dagegen liefen Exponenten von *Fratelli d'Italia*¹⁸² Sturm; sie kritisierten, dass der Stadtbezirk (und damit die öffentliche Hand) diese Veranstaltung mitfinanziere. Der Bezirkspräsident distanzierte sich umgehend von den VeranstalterInnen.¹⁸³ Turin war zudem Schauplatz einer verbalen Attacke der regionalen *Associazione Nazionale Venezia Giulia e Dalmazia* (ANVGD)¹⁸⁴ gegen die ANPI. Die ANVGD warf den PartisanInnen vor, sie zu diffamieren und ihr Schicksal damit nicht anzuerkennen. Turins Bürgermeister Piero Fassino (Ex-PCI, heute PD) stellte sich auf die Seite der Vertriebenen.¹⁸⁵

Der Gedenktag hat sich bis heute klar etabliert. Sogar in Orten fernab von Friaul-Julisch Venetien wird der Gedenktag erstaunlich schwermütig begangen.¹⁸⁶ Die Emotionalität, die der Tag mit sich bringt, konnte man 2016 auch daran sehen, dass eine unglücklich gewählte Phrase eines Radiomoderators zu einem kleinen Skandal führte. Ein Sprecher des italienweit beliebten Radiosenders *RTL 102.5* fragte, ob denn die *foibe* eine Kochtopfmarke sei. Bereits kurz danach formierten sich auf Facebook entrüstete ZuhörerInnen und riefen zum Boykott des Senders auf.¹⁸⁷

Diese Emotionalität zeigt sich auch daran, dass es am *Tag der Erinnerung* immer wieder zu kleineren Auseinandersetzungen zwischen verschiedenen politischen Bewegungen kommt. So geschehen in Trient, als eine von *Fratelli d'Italia* anberaumte Gedenkveranstaltung durch Zusammenstöße zwischen anarchistischen Gruppen und den

178 *LaRepubblica.it*, Foibe, Boldrini: „Giorno del ricordo monito contro intolleranza e guerre“, 10.2.2015.

179 *ANSA.it*, *Giorno del ricordo delle vittime delle Foibe*, Mattarella: „Ristabilire la verità storica“, 10.2.2016.

180 Stefano Petrella, In memoria delle Foibe „La casa del ricordo“, in: *LaRepubblica.it*, 6.2.2015.

181 Es handelt sich dabei um Gemeinschaftshäuser, die von meist politisch aktiven linken Gruppen und Vereinen betrieben werden.

182 Mit ganzem Namen nennt sich die Partei *Fratelli d'Italia – Alleanza Nazionale* und wurde 2012 von ehemaligen Mitgliedern von *Alleanza Nazionale* (v. a. Ignazio La Russa) und *Popolo della Libertà/Forza Italia* (v. a. die heutige Vorsitzende Giorgia Meloni sowie Guido Crosetto) gegründet; ihre politische Ideologie ist dementsprechend nationalistisch gefärbt.

183 Irene Famà, *La polemica sul ricordo*, in: *La Stampa - Torino*, 5.2.2016, S. 39.

184 Eine nationale Vereinigung der ExilantInnen von Fiume (Rijeka), Istrien und Dalmatien.

185 Roberto Travan, *Foibe, esuli contro partigiani*; „Denigrano il nostro dramma“, in: *LaStampa.it*, 10.2.2016.

186 So z. B. in Imperia, bei Genua, *La Stampa - Imperia*, „Giorno del ricordo“ oggi la cerimonia per le vittime delle foibe, 10.2.2016.

187 Gabriele Bertocchi, „Le Foibe sono una marca di pentole“. La frase che inguava Rtl 102.5, in: *IlGiornale.it*, 10.2.2016.

NeofaschistInnen von *CasaPound* gestört wurde.¹⁸⁸ Insgesamt scheint die *Giornata del ricordo* einen besonderen Stellenwert bei den NeofaschistInnen erlangt zu haben. Dies zeigt beispielsweise eine Veranstaltung von *CasaPound* in Novara (Piemont): An die vierzig Personen waren dem Aufruf der „Faschisten des dritten Jahrtausends“ (wie sich die Gruppierung selbst nennt) gefolgt und gedachten den „Märtyrern der foibe“.¹⁸⁹ Vermutlich hoffen rechtsnationale Gruppierungen, den 10. Februar als „rechtes Gegenstück“ zum 25. April etablieren und für ihre Subkultur beanspruchen zu können. Eine weitere Polemik ereignete sich in Aosta, als ein Lokalpolitiker der rechtspopulistischen *Lega Nord* es sich nicht nehmen ließ, die heutige Flüchtlingspolitik mit dem Hinweis, die Flüchtenden von heute würden viel besser aufgenommen als jene von einst, zu kritisieren.¹⁹⁰

6.4 9. November: „Giorno della libertà“

Im Gegensatz zu den bisher behandelten Feiertagen wird der *Tag der Freiheit* kaum wahrgenommen, geschweige denn gefeiert. Wurde er 2005 noch feierlich eingeführt, um „offizielle Zeremonien und Vertiefungen im Schulunterricht“¹⁹¹ durchzuführen, so scheint er heute, zehn Jahre später, aus der offiziellen Erinnerung verschwunden.

In den in dieser Analyse verwendeten Medienarchiven waren keine Hinweise auf größere offizielle Veranstaltungen zu finden. Lediglich die beiden Jubiläen 2009 und 2014 fanden Eingang in die Medien, und sogar nur ersteres mit Italien-Bezug. So reiste anlässlich der Zwanzig-Jahr-Feier der damalige Regierungschef Berlusconi nach Berlin, um an den Feierlichkeiten teilzunehmen. In einer Ansprache meinte er, der Fall der Mauer habe halb Europa befreit, das unter Atheismus und Totalitarismus litt, und müsse daher gefeiert werden.¹⁹² In eine ähnliche Richtung ging eine Ansprache des Staatspräsidenten Napolitano, die er im Zuge einer Preisverleihung im Quirinalspalast am selben Tag hielt. In seiner Rede verglich er den 9. November mit dem 8. Mai. Beide Tage hätten eine Zäsur in der Geschichte Europas bedeutet.¹⁹³

Offenbar wird nur hin und wieder, wenn es die Tagespolitik gerade gebietet, auf die *Giornata della libertà* verwiesen. In einer Presseaussendung vom 9. November 2012 verknüpft etwa eine Assessorin der Stadtgemeinde Modena den Gedenktag mit der anhaltenden Wirtschaftskrise in Europa: „Ma oggi, come nell’89, serve più Europa.“¹⁹⁴

188 *LaRepubblica.it*, Foibe, Mattarella nel Giorno del Ricordo: „Il Parlamento ha sanato una ferita profonda“, 10.2.2015.

189 *La Stampa - Novara*, Casa Pound ricorda le vittime delle foibe, 7.2.2016.

190 *La Stampa - Aosta*, Dal ricordo delle foibe un parallelo sull'accoglienza, 12.2.2016.

191 *Corriere della Sera*, Il 9 novembre sarà la „giornata della libertà“, 6.4.2005.

192 *IlGiornale.it*, Il mondo unito per la caduta del Muro. Merkel: „Un giorno di svolta epocale“, 9.11.2009.

193 *LaRepubblica.it*, Napolitano: „Caduta Muro, uno spartiacque“, „Ma la libertà d'espressione va preservata“, 9.11.2009.

194 „Aber heute, wie 1989, braucht es ein Mehr an Europa“; siehe Comune di Modena, Il 9 novembre giornata della libertà, 2012, [<http://www.comune.modena.it/salastampa/archiviocomicatistampa/>], eingesehen 28.2.2016.

7. Schluss

Der *Resistenza*-Mythos, der dem Nachkriegsitalien nach über zwanzigjähriger Diktatur eine neue antifaschistische Identität gab, trug maßgeblich zur Stabilisierung der Demokratie bei. Die Verfassung von 1948, von den in der *Resistenza* kämpfenden Parteien (dem *arco costituzionale*) ausgearbeitet, war ein erstes Bekenntnis zu einem demokratischen und antifaschistischen Italien. Die integrierende Wirkung der „aus dem Widerstand geborene[n] Republik“¹⁹⁵ ebnete damit den Weg für eine gemeinsame Erinnerungskultur von links bis rechts. Besonders ab der ersten Mitte-links-Regierung 1963 definierten sich ChristdemokratInnen, KommunistInnen und SozialistInnen gleichermaßen über „ihren“ Beitrag in der *Resistenza*. Natürlich wurde der Widerstand gegen den *nazifascismo* in der offiziellen Erinnerung überhöht dargestellt. Stereotype wie jene des *buono italiano* im Gegensatz zum *cattivo tedesco* haben darin genauso ihren Ursprung wie die damit einher gegangene Marginalisierung der salopp als *ventennio* bezeichneten Mussolini-Diktatur (sowie deren Kriegsverbrechen).

Die Überhöhung der *Resistenza* führte in den 1980er-Jahren, nach turbulenten Jahren des Terrors, zu einer Neuinterpretation der eigenen Zeitgeschichte. Teile des bis dahin von den NeofaschistInnen des MSI getragenen Geschichtsbildes (wie beispielsweise die Darstellung der *Resistenza* als Bürgerkrieg) drangen nun dank bürgerlicher Historiker wie Renzo De Felice und Ernesto Galli della Loggia bis in die Mitte der Gesellschaft vor. Zu Beginn der 1990er-Jahre brach mit dem alten Parteiensystem auch der antifaschistische Grundkonsens zusammen. Mit dem Amtsantritt des *Polo della Libertà* 1994 wurde von nun an auch auf höchster politische Ebene eine Entfaschisierung betrieben. Der Faschismus wurde durch eine konsequente Verharmlosung immer mehr salonfähig gemacht. Ab den 2000er-Jahren folgte eine Refaschisierung mit der Umbenennung von Straßen und Plätzen nach ehemaligen faschistischen Größen, dem Versuch einer politisch-institutionellen Gleichstellung der PartisanInnen mit den *bravi ragazzi di Salò* sowie der Einführung neuer Feiertage, die den 25. April um rechte Erinnerungsorte ergänzen (und ihn wenn möglich abwerten) sollten.

Der Blick auf die Feierlichkeiten der in diesem Zusammenhang wichtigsten Gedenktage in den letzten beiden Jahren führt zu dem Schluss, dass mit dem (vorläufigen) Ende einer Mitte-rechts-Regierung unter Forza Italia, Lega Nord und Ex-MSI-Parteien auch der *Resistenza*-Mythos wieder Eingang in die kollektive Erinnerungskultur fand. Die Mitte-links-Koalition unter maßgeblicher Führung von Matteo Renzi's Partito Democratico und flankiert von Staatspräsident Sergio Mattarella (Ex-DC) sowie der Präsidentin der Abgeordnetenkammer Laura Boldrini (SEL) konnte am *Tag der Befreiung* auf die antifaschistische Tradition in der Gesellschaft bauen. Dies zeigten die zahlreichen und gut besuchten Gedenkveranstaltungen besonders zum siebzigsten Jubiläum. Dabei etablierte sich der Tag als ein Erinnerungsort und Bezugspunkt vor allem der politischen und gesellschaftlichen Linken. Somit ist die kollektive Erinnerung in Italien,

195 Mattioli, „Viva Mussolini!“, S. 24.

zumindest was die *Resistenza* betrifft und nach Jahrzehnten der Einigkeit, wieder in politische Lager geteilt.

Der *Tag der Erinnerung* am 10. Februar hat sich, ähnlich wie der international gefeierte Holocaust-Gedenktag am 27. Januar, klar etabliert. Alle relevanten Parteien von links bis rechts erkennen die Gedenktage an. An beiden Tagen wird die eigene Opferrolle in den Mittelpunkt der Erinnerung gerückt. Besonders der 10. Februar führt alljährlich zu emotionalen Gedenkfeiern in ganz Italien, in denen eine Rhetorik des Nicht-Vergessens im Mittelpunkt steht. Die eigene Rolle als faschistische Besatzungsmacht auf dem Balkan bzw. als Verbündeter des Naziregimes wird weitgehend ausgeklammert.

Der *Tag der Freiheit* am 9. November, unter Berlusconi 2005 eingeführt, ist offenbar mittlerweile aus der kollektiven Erinnerung verschwunden. Es finden keine Zeremonien, Ansprachen oder sonstige offizielle Veranstaltungen statt. Es scheint, als sei Berlusconis Antikommunismus, der mit ein Grund für den Gedenktag ist, in der Bevölkerung nach etwa 25 Jahren nach Ende des Kalten Krieges nicht (mehr) feierwürdig.

So lässt sich insgesamt und in Bezug auf die Forschungsfrage feststellen, dass der 25. April, der als *Tag der Befreiung* die institutionalisierte Form der Erinnerung an die *Resistenza* darstellt, bei Menschen links der Mitte nicht viel von seiner identitätsstiftenden und mobilisierenden Wirkung verloren hat. So kann in diesem Fall noch immer (bzw. schon wieder) von einer *memoria divisa*, einer getrennten Erinnerung, zwischen den AnhängerInnen der politischen Linken bzw. jenen der Rechten gesprochen werden. Von einer vollständigen Rückkehr des *Resistenza*-Mythos kann demnach keine Rede sein. Offenbar wirkt heute der Gedenktag an die *foibe* integrierender als der 25. April. Der 10. Februar bildet einen emotionalen Gedächtnisort für weite Teile der Bevölkerung (über die klassischen Pole Links und Rechts hinweg).

Was nach wie vor fehlt, ist eine kollektive Auseinandersetzung mit und Aufarbeitung der eigenen faschistischen Geschichte, die als erste in Europa für etliche andere Staaten (u. a. für Deutschland) Pate stand und der in ihrer zwanzigjährigen Existenz Hunderttausende von Menschen zum Opfer fielen. Nichtsdestotrotz scheint sich die Meinung bei allen etablierten Parteien durchgesetzt zu haben, dass der Faschismus etwas Schlechtes gewesen sei. Nicht anders kann die Tatsache gewertet werden, dass die Regierung in letzter Zeit immer öfter von der (zu einem großen Teil rechten) Opposition mit den Schimpfworten *fascisti* und *squadristi* zu diffamieren versucht wird.¹⁹⁶

Jedenfalls wird sich in den nächsten Jahren, spätestens mit dem Regierungsantritt einer Mitte-rechts-Koalition, zeigen, ob sich die Etablierung der derzeit offiziellen Erinnerungskultur als gefestigt erweist, oder (was im Falle Italiens wahrscheinlicher ist) wieder einem mehr oder weniger radikalen Wandel unterworfen ist.

196 Susanna Turco, Da Salvini a Brunetta, è tornato di moda il Ventennio fascista. E il bersaglio ora è Renzi, in: *L'Espresso*, 29.4.2015.

8. Literatur

Ambos, Kai, Institutionen und Erinnerungen, in: *Bundeszentrale für politische Bildung*, 26.8.2008, [<http://www.bpb.de/geschichte/zeitgeschichte/geschichte-und-erinnerung/39807/institutionen-und-erinnerung?p=all>], eingesehen 27.3.2016.

Berger, Stefan, A Return to the National Paradigm? National History Writing in Germany, Italy, France, and Britain from 1945 to the Present, in: *The Journal of Modern History* 77 (2005), Heft 3, S. 629–678.

Brandt, Ina, Memoria, Politica, Polemica. Der 25. April in der italienischen Erinnerungskultur, in: *Italien, Blicke. Neue Perspektiven der italienischen Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts*, Petra Terhoeven (Hrsg.), Göttingen 2010, S. 235–256.

Cornelißen, Christoph, Erinnerungskulturen in Deutschland, Österreich und Italien seit 1945, in: *Italien, Österreich und die Bundesrepublik Deutschland in Europa. Ein Dreiecksverhältnis in seinen wechselseitigen Beziehungen und Wahrnehmungen von 1945/49 bis zur Gegenwart*, Michael Gehler/Maddalena Guiotto (Hrsg.) (Arbeitskreis Europäische Integration: Historische Forschungen - Veröffentlichungen 8), Wien 2012, S. 369–379.

Ders., „Viva Mussolini!“. Die Aufwertung des Faschismus im Italien Berlusconi, Paderborn 2010.

Ders., Der neue „Antifaschismus“ des Gianfranco Fini. Überlegungen zur italienischen Vergangenheitspolitik der letzten beiden Jahrzehnte, in: *Italien, Blicke. Neue Perspektiven der italienischen Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts*, Petra Terhoeven (Hrsg.), Göttingen 2010, S. 257–280.

Ders., Die Ahndung von deutschen Kriegsverbrechen in Italien nach 1945, in: *Parallele Geschichte? Italien und Deutschland 1945–2000*, Gian Enrico Rusconi/Hans Woller (Hrsg.) (Schriften des Italienisch-Deutschen Historischen Instituts in Trient 20), Berlin 2006, S. 89–106.

Ders., Die *Resistenza* ist tot, es lebe Onkel Mussolini! Vom Umdeuten der Geschichte im Italien Berlusconi, in: *Erinnerung als Herkunft der Zukunft. Zum Jubiläumssymposium des Instituts für Jüdisch-Christliche Forschung an der Universität Luzern (17.–19. September 2006)*, Verena Lenzen (Hrsg.) (Judaica et Christiana 22), Bern-New York 2008, S. 85–110.

Di Pasquale, Caterina, Massacre, Trial and ‘Choral Memory’ in Sant’Anna di Stazzema, Italy (1944–2005), in: *The International Journal of Transitional Justice* 6 (2012), S. 486–501.

Dies., „Giorni di Gloria“. Wiedergeburt der italienischen Nation in der *Resistenza*, in: *Kriegserfahrung und nationale Identität in Europa nach 1945. Erinnerung, Säuberungsprozesse und nationales Gedächtnis*, Kerstin von Lingen (Hrsg.) (Krieg in der Geschichte (KRig) 49), Paderborn 2009, S. 389–408.

Feldbauer, Gerhard, *Die Resistenza. Italien im Zweiten Weltkrieg (Basiswissen Politik/Geschichte/Ökonomie)*, Köln 2014.

Focardi, Filippo, Die Unsitte des Vergleichs. Die Rezeption von Faschismus und Nationalsozialismus in Italien und die Schwierigkeiten, sich der eigenen Vergangenheit zu stellen, in: *Parallele Geschichte? Italien und Deutschland 1945–2000*, Gian Enrico Rusconi/Hans Woller (Hrsg.) (Schriften des Italienisch-Deutschen Historischen Instituts in Trient 20), Berlin 2006, S. 107–139.

Focardi, Filippo/Klinkhammer, Lutz, The question of Fascist Italy's war crimes: the construction of a self-acquitting myth (1943–1948), in: *Journal of Modern Italian Studies* 9 (2004), Heft 3, S. 330–348.

Fogale, Pietro, Streiflichter zur „*Resistenza*“. Gesamtitalienische Aspekte und lokale Aspekte, in: *Für Freiheit und Recht in Europa. Der 20. Juli 1944 und der Widerstand gegen das NS-Regime in Deutschland, Österreich und Südtirol*, Hans-Günter Richardi/Gerald Steinacher (Hrsg.) (Zeitgeschichtsschriften Pragser Wildsee 2), Innsbruck 2009, S. 244–262.

Hausmann, Friederike, *Kleine Geschichte Italiens von 1943 bis heute* (Schriftenreihe der Bundeszentrale für politische Bildung 1031), Bonn 2010.

Heiss, Hans, „Unaufhaltsame Versöhnung“? Jüngste Revisionstendenzen in der Zeitgeschichte und die politische Kultur Italiens, in: *Zeitgeschichte im Wandel. 3. Österreichische Zeitgeschichtstage 1997*, Gertraud Diendorfer/Gerhard Jagschitz/Oliver Rathkolb (Hrsg.), Innsbruck 1998, S. 130–136.

Heydemann, Günther, Gründungsmythos *Resistenza*. Der Beitrag Italiens zur europäischen Erinnerungskultur im zwanzigsten Jahrhundert, in: *Die Politische Meinung. Zeitschrift für Politik, Gesellschaft, Religion und Kultur: Wege aus der Diktatur – europäische Perspektiven* (Konrad-Adenauer-Stiftung) (2011), Heft 494/495, S. 47–51.

Klinkhammer, Lutz, Der *Resistenza*-Mythos und Italiens faschistische Vergangenheit, in: *Sieger und Besiegte. Materielle und ideelle Neuorientierungen nach 1945*, Holger Afflerbach/Christoph Cornelißen (Hrsg.) (Kultur und Erkenntnis 16), Tübingen 1997, S. 119–139.

Knoll, Joachim H., „Heil Dir im Siegerkranz“. Nationale Feier- und Gedenktage als Formen kollektiver Identifikation, in: *Zeitschrift für Religions- und Geistesgeschichte* 57 (2005), Heft 2, S. 150–171.

Lingen, Kerstin von, „*Resistenza*-Mythos“ und die Legende vom „Sauberen Krieg an der Südfront“. Konstruktion von Kriegserinnerung in Italien und Deutschland 1945–2005, in: „Transformationen“ der Erinnerungskulturen in Europa nach 1989, Bernd Faulenbach/Franz-Josef Jelich (Hrsg.) (Geschichte und Erwachsenenbildung 21), Essen 2006, S. 329–363.

Mattioli, Aram, Entgrenzte Kriegsgewalt. Der italienische Giftgaseinsatz in Abessinien 1935–1936, in: *Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte* 51 (2003), S. 311–337.

Moos, Carlo, Die „guten“ Italiener und die Zeitgeschichte. Zum Problem der Vergangenheitsbewältigung in Italien, in: *Historische Zeitschrift* 259 (1994), Heft 3, S. 671–694.

Müller, Jan-Werner, The Paradoxes of Post-War Italian Political Thought, in: *History of European Ideas* 39 (2013), Heft 1, S. 79–102.

Rusconi, Gian Enrico, Die italienische *Resistenza* auf den Prüfstand, in: *Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte* 42 (1994), Heft 3, S. 379–402.

Rusconi, Gian Enrico/Woller, Hans (Hrsg.), *Parallele Geschichte? Italien und Deutschland 1945–2000* (Schriften des Italienisch-Deutschen Historischen Instituts in Trient 20), Berlin 2006.

Schlamp, Hans-Jürgen, SS-Massaker von Marzabotto: Ein Ehrenbürger und sein dunkles Geheimnis, in: *Spiegel Online*, 9.3.2016, [<http://www.spiegel.de/politik/ausland/engelsbrand-buergermeister-ehrt-kriegsverbrecher-als-ehrenbuerger-a-1081092.html#spRe directedFrom=www&referrer=>], eingesehen 28.3.2016.

Staron, Joachim, Marzabotto oder der Fall Walter Reder, in: *Italien, Österreich und die Bundesrepublik Deutschland in Europa. Ein Dreiecksverhältnis in seinen wechselseitigen Beziehungen und Wahrnehmungen von 1945/49 bis zur Gegenwart*, Michael Gehler/Maddalena Guiotto (Hrsg.) (Arbeitskreis Europäische Integration: Historische Forschungen - Veröffentlichungen 8), Wien 2012, S. 317–337.

Steinacher, Gerald, Das Massaker der Fosse Ardeatine und die Täterverfolgung. Deutsch-italienische Störfälle von Kappler bis Priebke, in: *Italien, Österreich und die Bundesrepublik Deutschland in Europa. Ein Dreiecksverhältnis in seinen wechselseitigen Beziehungen und Wahrnehmungen von 1945/49 bis zur Gegenwart*, Michael Gehler/Maddalena Guiotto (Hrsg.) (Arbeitskreis Europäische Integration: Historische Forschungen - Veröffentlichungen 8), Wien 2012, S. 291–315.

Terhoeven, Petra, Eheringe für den Krieg. Die Geschichte eines faschistischen Gedächtnisorts, in: *Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte* 54 (2006), Heft 1, S. 61–85.

Tonezzer, Elena, Die Erinnerung an die *Resistenza* im Trentino, in: *Die Operationszone Alpenvorland im Zweiten Weltkrieg*, Andrea Di Michele/Rodolfo Taiani (Hrsg.) (Veröffentlichungen des Südtiroler Landesarchivs/Pubblicazioni dell'archivio provinciale di Bolzano 29), Bozen 2009, S. 291–300.

Turco, Susanna, Da Salvini a Brunetta, è tornato di moda il Ventennio fascista. E il bersaglio ora è Renzi, in: *L'Espresso*, 29.4.2015, [<http://espresso.repubblica.it/palazzo/2015/04/29/news/da-salvini-a-brunetta-com-e-di-moda-il-ventennio-fascista-tra-i-politici-1.210097>], eingesehen 29.2.2016.

Uhl, Heidemarie, Warum Gesellschaften sich erinnern, in: *Erinnerungskulturen*, Forum Politische Bildung (Hrsg.) (Informationen zur politischen Bildung 32), Innsbruck-Wien-Bozen 2010, S. 5–14.

Woller, Hans, *Geschichte Italiens im 20. Jahrhundert* (Schriftenreihe der Bundeszentrale für politische Bildung 1180), Bonn 2011.

Wunderle, Michaela, *Die Roten Brigaden*, in: *Die RAF und der linke Terrorismus. Band 2*, Wolfgang Kraushaar (Hrsg.), Hamburg 2006, S. 782–808.

9. Quellen

Angelillo, Marco, Via 'Bella Ciao' e niente 'festa dei partigiani'. Da Nord a Sud, ecco chi boicotta il 25 aprile, in: *L'Espresso*, 24.4.2014, [<http://espresso.repubblica.it/attualita/2014/04/24/news/via-bella-ciao-e-niente-festa-dei-partigiani-da-nord-a-sud-ecco-chi-nega-il-25-aprile-1.162820>], eingesehen 29.2.2016.

ANSA.it, Giorno del ricordo delle vittime delle Foibe, Mattarella: „Ristabilire la verità storica“, 10.2.2016, [http://www.ansa.it/sito/notizie/politica/2016/02/10/giorno-ricordo-mattarella-ristabilire-verita-storica_b1668639-863c-4142-ad49-82cc2a59a1bd.html], eingesehen 29.2.2016.

Bertocchi, Gabriele, „Le Foibe sono una marca di pentole“. La frase che inguaia Rtl 102.5, in: *IlGiornale.it*, 10.2.2016, [<http://www.ilgiornale.it/news/cronache/foibesonomarca-pentolefrasecheinguaiartl10251222886>], eingesehen 28.2.2016.

Comune di Modena, Il 9 novembre giornata della libertà, 2012, [<http://www.comune.modena.it/salastampa/archiviocomunicatistampa/>], eingesehen 28.2.2016.

Corriere del Veneto, Liberazione, tornano le polemiche, 25.4.2015, [<http://corrieredelveneto.corriere.it/treviso/notizie/cronaca/2015/25-aprile-2015/liberazione-tornano-polemiche-2301305874201.shtml>], eingesehen 29.2.2016.

Corriere della Sera, Il 9 novembre sarà la „giornata della libertà“, 6.4.2005, [http://www.corriere.it/Primo_Piano/Politica/2005/04_Aprile/06/nove_novembre.shtml], eingesehen 28.2.2016.

Ders., Matteo Salvini: „25 aprile? Celebrazioni tristi e violente“, in: *IlGiornale.it*, 25.4.2015, [<http://www.ilgiornale.it/news/politica/matteo-salvini-25-aprile-celebrazioni-tristi-e-violente-1120685.html>], eingesehen 29.2.2016.

Ders., Trump su Twitter cita Mussolini, in: *IlGiornale.it*, 28.2.2016, [<http://www.ilgiornale.it/news/mondo/trumpsutwittercitamussolini1230122>], eingesehen 28.2.2016.

Famà, Irene, La polemica sul ricordo, in: *La Stampa - Torino*, 5.2.2016, S. 39, [<http://archivio.lastampa.it/articolo?id=f992f5a297d9cc964942437e54816fa49d0d998e&dal=&al=&pubblicazione=&edizione=&dove=&testo=La+storia%2C+rossa+o+nera+che+si+a%2C+ha+delle+pagine+oscur+che+continuano+a+dividere&page=1>], eingesehen 28.2.2016.

Favale, Mauro, No a via Almirante e al sacrario fascista Liberazione, vigilia di festa e polemiche, in: *La Repubblica*, 24.4.2015, [<http://ricerca.repubblica.it/repubblica/archivio/repubblica/2015/04/24/no-a-via-almirante-e-al-sacrario-fascista-liberazione-vigilia-di-festa-e-polemicheRoma12.html?ref=search>], eingesehen 29.2.2016.

IlFattoQuotidiano.it, 25 aprile, Mattarella: „No a pericolose equiparazioni tra due parti in conflitto“, 16.4.2015, [http://www.ilfattoquotidiano.it/2015/04/16/25-aprile-mattarella-pericolose-equiparazioni-parti-in-conflitto/1596088/?utm_source=newsletter&utm_medium=email&utm_campaign=newsletter-2015-04-16], eingesehen 5.3.2016.

IlFattoQuotidiano.it, 25 aprile, tensioni tra Brigata Ebraica e filo-palestinesi nei cortei a Roma e Milano, 25.4.2014, [<http://www.ilfattoquotidiano.it/2014/04/25/25-aprile-renzi-grazie-ai-ribelli-di-allora-viva-litalia-libera/963659/>], eingesehen 29.2.2016.

IlFattoQuotidiano.it, Maturità 2015, tracce prima prova (foto). Temi su Malala e *Resistenza*. Saggio breve su Mediterraneo. Analisi testo su Calvino, 17.6.2015, [http://www.ilfattoquotidiano.it/2015/06/17/maturita-2015-tracce-prima-prova-temi-su-malala-e-resistenza-saggio-breve-su-mediterraneo-calvino-per-analisi-del-testo/1784544/?utm_source=newsletter&utm_medium=email&utm_campaign=newsletter-2015-06-17], eingesehen 26.3.2016.

IlGiornale.it, Il mondo unito per la caduta del Muro. Merkel: „Un giorno di svolta epocale“, 9.11.2009, [<http://www.ilgiornale.it/news/mondo-unito-caduta-muro-merkel-giorno-svolta-epocale.html>], eingesehen 8.3.2016.

La Stampa – Aosta, Dal ricordo delle foibe un parallelo sull'accoglienza, 12.2.2016, [<http://archivio.lastampa.it/articolo?id=bfe5aef2fa664a036e38a25080e508428fe9e48a&dal=&al=&pubblicazione=&edizione=&dove=&testo=Dal+ricordo+delle+foibe+un+parallelo+sull%3Faccoglienza&page=1>], eingesehen 29.2.2016

La Stampa – Imperia, „Giorno del ricordo“ oggi la cerimonia per le vittime delle foibe, 10.2.2016, [<http://archivio.lastampa.it/articolo?id=76569c086d35723c03e25852af9c82f8f042997e&dal=&al=&pubblicazione=&edizione=&dove=&testo=%3FGiorno+del+ricordo%3F+oggi+la+cerimonia+per+le+vittime+delle+foibe&page=2>], eingesehen 29.2.2016.

La Stampa – Novara, Casa Pound ricorda le vittime delle foibe, 7.2.2016, [<http://archivio.lastampa.it/articolo?id=51d8eb412af95a3f730dea926de587d5705f2756&dal=&al=&pubblicazione=&edizione=&dove=&testo=Casa+Pound+ricorda+le+vittime+delle+foibe&page=1>], eingesehen 29.2.2016.

LaRepubblica.it, „Viva il 25 aprile!“, il picco degli ascolti lo conquista Roberto Saviano, 26.4.2015, [http://www.repubblica.it/spettacoli/tv-radio/2015/04/26/news/_viva_il_25_aprile_il_picco_degli_d_ascolti_lo_conquista_roberto_saviano-112890632/], eingesehen 29.2.2016.

LaRepubblica.it, Ad Auschwitz il mondo commemora l'Olocausto. Papa: „Serve un futuro di pace“, 27.1.2015, [http://www.repubblica.it/speciali/cultura/giorno-memoria-edizione2015/2015/01/27/news/giornata_memoria_27_gennaio_2015_70_anni-105868781/], eingesehen 29.2.2016.

LaRepubblica.it, Foibe, Boldrini: „Giorno del ricordo monito contro intolleranza e guerre“, 10.2.2015, [<http://video.repubblica.it/politica/foibe-boldrini-giorno-del-ricordo-monito-contro-intolleranza-e-guerre/191519/190459?ref=search>], eingesehen 9.3.2016.

LaRepubblica.it, Foibe, Mattarella nel Giorno del Ricordo: „Il Parlamento ha sanato una ferita profonda“, 10.2.2015, [http://www.repubblica.it/politica/2015/02/10/news/foibe-giorno_del_ricordo-106951454/], eingesehen 28.2.2016.

LaRepubblica.it, Napolitano: „Caduta Muro, uno spartiacque“. „Ma la libertà d’espressione va preservata“, 9.11.2009, [<http://www.repubblica.it/2009/10/sezioni/politica/napolitano-3/napolitano-muro-libert-/napolitano-muro-libert-.html?ref=search>], eingesehen 8.3.2016.

Liso, Oriana, Milano, nasce la Casa della memoria per tutte le vittime: dal nazifascismo alle stragi dei migranti, in: *LaRepubblica.it*, 24.4.2015, [http://milano.repubblica.it/cronaca/2015/04/24/news/casa_della_memoria-112734859/], eingesehen 29.2.2016.

Parisi, Carola, Salvini sulla Giornata della Memoria: „Lezioni di bontà dai compagni non sonocredibili“, in: *IlGiornale.it*, 27.1.2015, [<http://www.ilgiornale.it/news/politica/matteo-salvini-sulla-giornata-memoria-lezioni-bont-dai-1086568.html>], eingesehen 29.2.2016.

Petrella, Stefano, In memoria delle Foibe „La casa del ricordo“, in: *LaRepubblica.it*, 6.2.2015, [http://roma.repubblica.it/cronaca/2015/02/05/news/foibe_apre_la_casa_del_ricordo-106602232/], eingesehen 28.2.2016.

Presidenza del Consiglio dei Ministri, 70esimo Liberazione: tutte le iniziative, 17.4.2015, [<http://www.governo.it/articolo/70esimo-liberazione-tutte-le-iniziative/1121>], eingesehen 29.2.2016.

Pucciarelli, Matteo, Milano, saluti fascisti e bandiere: esposto in Procura per la commemorazione Rsi, in: *LaRepubblica.it*, 27.4.2015, [http://milano.repubblica.it/cronaca/2015/04/27/news/milano_la_commemorazione_dei_caduti_della_repubblica_di_salo_esposto_in_procura-112917369/?ref=search], eingesehen 29.2.2016.

Rame, Sergio, Renzi canta Bella ciao coi ragazzi delle scuole, in: *IlGiornale.it*, 22.4.2015, [<http://www.ilgiornale.it/news/politica/renzi-canta-bella-ciao-coi-ragazzi-delle-scuole-1119522.html>], eingesehen 29.2.2016.

Sacchelli, Orlando, Giornata della memoria, Mattarella: „Auschwitz ci fa guardare dentro l’abisso“, in: *IlGiornale.it*, 27.1.2016, [<http://www.ilgiornale.it/news/cronache/giornata-memoria-mattarella-auschwitz-ci-fa-guardare-labisso-1217444.html>], eingesehen 29.2.2016.

Sasso, Michele, Il 25 aprile „nero“ si celebra a Milano, in: *L’Espresso*, 28.4.2015, [<http://espresso.repubblica.it/attualita/2015/04/28/news/il-25-aprile-nero-si-celebra-a-milano-1.209806>], eingesehen 29.2.2016.

Scacchioli, Mechela, Giornata della memoria: incontri e memoriali per non dimenticare l’orrore della Shoah, in: *LaRepubblica.it*, 26.1.2016, [http://www.repubblica.it/cultura/2016/01/26/news/giornata_della_memoria_shoah_olocausto_auschwitz-132079495/], eingesehen 29.2.2016.

Si24.it, Matteo Salvini contro il „regime“ di Renzi. „Il 25 aprile in marcia per la Liberazione“, 18.2.2016, [<http://www.si24.it/2016/02/18/matteo-salvini-contro-il-regime-di-renzi-il-25-aprile-in-marcia-per-la-liberazione/203499/>], eingesehen 29.2.2016.

Travan, Roberto, Foibe, esuli contro partigiani: „Denigrano il nostro dramma“, in: *LaStampa.it*, 10.2.2016, [<http://www.lastampa.it/2016/02/10/cronaca/fassino-vergognoso-lattacco-dellanpi-alla-giornata-del-ricordo-EWPD3Zkk3RCvTFpl7pF76O/pagina.html>], eingesehen 29.2.2016.

Valenza, Mario, 25 aprile, Laura Boldrini: „Gli immigrati sono i nuovi partigiani“, in: *IlGiornale.it*, 25.4.2015, [<http://www.ilgiornale.it/news/politica/25-aprile-laura-boldrini-immigrati-sono-i-nuovi-partigiani-1120683.html>], eingesehen 29.2.2016.

Thomas Walli ist Absolvent (BA) der Geschichte und Student der Politikwissenschaft (MA) im 3. Semester an der Universität Innsbruck. Thomas.Walli@student.uibk.ac.at

Zitation dieses Beitrages

Thomas Walli, Die getrennte Erinnerung. Der *Resistenza*-Mythos in Italien von 1943 bis heute: Ursprünge – Wandel – Ausblick, in: *historia.scribere* 9 (2017), S. 9–43, [<http://historia.scribere.at>], 2016–2017, eingesehen 14.6.2017 (=aktuelles Datum).

Japans Kriegsverbrechen in China. Umgang und Erinnerung mit den Gräueltaten der Einheit 731 und dem Massaker von Nanking

Raffael Wilmes

Kerngebiet: Zeitgeschichte

Eingereicht bei: assoz. Prof.ⁱⁿ Mag.^a Dr.ⁱⁿ Eva Pfanzelter (MA)

Eingereicht im Semester: WS 2015/2016

Rubrik: Bachelorarbeit

Abstract

Japan's war crimes in China. Handling and remembering the atrocities of Unit 731 and the massacre of Nanking

The following seminar-paper analyzes war crimes committed by the Ishii network during World War 2. Additionally, the Nanking massacre of 1937 is briefly portrayed. To understand the cruelty of these crimes it is important to scratch beneath the surface and comprehend the motivation and the Japanese world view. Furthermore, this paper shows how Japan has been dealing with its past since the end of the war.

1. Einleitung

Nicht nur in Europa, sondern auch in Asien wurden während des Zweiten Weltkrieges menschenverachtende Kriegsverbrechen begangen. Zu den bekanntesten Kriegsverbrechen des Pazifikraumes gehört das Massaker von Nanking von 1937, bei dem über 200.000 Menschen ums Leben kamen. Darüber hinaus opferte die berüchtigte japanische Einheit 731 tausende von Menschenleben für *medizinische* Studien. Anders als in Deutschland sind viele JapanerInnen und sogar die japanische Regierung nicht dazu bereit, mit ihrer Vergangenheit konfrontiert zu werden. Diese Arbeit wirft einen Blick über den europäischen Tellerrand hinaus und untersucht Japans Umgang und Erinnerung mit den Gräueltaten der Einheit 731 und dem Massaker von Nanking.

Das Ziel dieser Bachelorarbeit ist eine Analyse der Kriegsverbrechen der Einheit 731 anhand ausgewählter Beispiele sowie jener der japanischen Armee in Nanking. Darüber hinaus soll unter anderem beantwortet werden, welche Motivation hinter den Gräueltaten der japanischen Armee steckte. Schlussendlich wird Japans Umgang (und jener der internationalen Gemeinschaft) mit diesem Wissen und dieser Vergangenheit seit dem Kriegsende 1945 bis 2016 skizziert werden.

Die zentralen Fragen der Arbeit lauten: Ist der Umgang Japans mit den Ereignissen während des Krieges sowie danach ein Überbleibsel seiner alten Kriegerkultur? Wie wird heute daran erinnert? Waren die Experimente der Einheit 731 tatsächlich ausschließlich sadistische Tötungsversuche oder sollten sie der Forschung dienen? Diese Arbeit wird von der These geleitet, dass nach und auch schon während des Krieges eine Verharmlosung der japanischen Verbrechen betrieben wurde. Nicht nur Japan und dessen Regierung, sondern auch die internationale Gemeinschaft – vor allem die USA und UdSSR – spielten dabei eine wichtige Rolle.

Im ersten Kapitel der Arbeit wird die Einheit 731 vorgestellt. Danach wird auf die Taten der Einheit eingegangen. Der zweite Teil beschäftigt sich mit folgenden zwei Punkten: dem Massaker von Nanking, welches in einen historischen Kontext gesetzt und kurz umrissen wird und der Aufzählung ausgewählter dort begangener Verbrechen, wofür unter anderem Auszüge aus Interviews herangezogen werden. Anschließend wird auf die Rezeption der internationalen Gemeinschaft bezüglich dieser Einheit und deren „Forschungsergebnisse“ sowie der Kriegsverbrechen in Nanking, während und nach dem Krieg, eingegangen. Im letzten Teil der Arbeit werden die Beweggründe dieser Taten aufgeschlüsselt. Aus Gründen des Umfangs konnten einige Facetten dieses äußerst weitreichenden Themas nur sehr spärlich behandelt oder mussten gar ganz ausgelassen werden. Darunter fallen die Tokioter und Chabarowsk Prozesse sowie beispielsweise die Darstellung der Kriegsverbrechen in der Kunst oder in Filmmedien.

Zur Bearbeitung dieser Thematik wurde auf unterschiedliche Informationsmaterialien zurückgegriffen, darunter hauptsächlich Sekundärliteratur, aber auch auf Auszüge aus Zeitzeugenaussagen. Zu diesem Thema gibt es bisher nur eine überschaubare Menge an deutschsprachigen Veröffentlichungen. Der größte Teil der Forschungsliteratur stammt aus dem englischen und vor allem aus dem japanischen Sprachraum. Aufgrund fehlender Sprachkenntnisse wurden für diese Arbeit Übersetzungen von japanischen Publikationen verwendet. Die Forschungsarbeiten des Historikers und Experten für biologische Kriegsführung, Kei-ichi Tsuneishi¹, sind eine tragende Stütze dieser Arbeit. Er befasst sich intensiv mit den Taten der Einheit 731, vor allem aber mit jenen, die in Zusammenhang mit biologischer Kriegsführung stehen. Kaum ein Historiker befasst sich mit diesem Thema, ohne dabei auf Kei-ichi Tsuneishis² grundlegende Arbeit

1 Kei-ichi Tsuneishi wurde 1943 in Tokyo geboren. Bis 1989 unterrichtete er als Geschichtspräsident an der Kanagawa Universität. Heute gilt er als führender Experte auf dem Gebiet der biologischen Kriegsführung Japans im 2. Weltkrieg.

2 Kei-ichi Tsuneishi, Unit 731 and the Japanese Imperial Army's Biological Warfare Program, in: *The Asia-Pacific Journal: Japan Focus* (2005), Vol 3. Nr. 11, [<http://www.japanfocus.org/-tsuneishi-keiichi/2194/article.html>], eingesehen 4.1.2016.

zurückzugreifen. Aus diesem Grund wurden auch große Teile dieser Arbeit verfasst, die allein auf Tsuneishis Forschung zurückzuführen sind. Als weitere Pflichtlektüre für dieses Thema ist S. H. Harris', umfangreiches, jedoch nicht ganz unumstrittenes Werk „Factories of Death“³ zu nennen. Auch er hat substantielle Beiträge zu diesem Forschungsfeld geleistet und bleibt daher selten unerwähnt. Zudem soll an dieser Stelle auf Boris G. Yudin⁴ verwiesen werden. Obwohl seine Arbeit bisher nicht auf derselben Ebene wie jene von Harris und Tsuneishi einzustufen ist, war sein äußerst informativer Essay „Research on humans at the Khabarovsk War Crime Trial“⁵, der viele Aspekte detailliert anspricht, sehr nützlich für den Aufbau dieser Arbeit. Als beinahe unerlässlich für dieses Thema erwiesen sich Zeitungsartikel aus verschiedenen asiatischen Tageszeitungen, darunter die englischsprachigen Blätter *The Japan Times* und *The Korea Times*. Die herangezogenen Artikel sind 2015/16 erschienen. Darüber hinaus konnten weitere Informationen aus diversen Internetseiten zusammengetragen werden.

2. Die Kriegsverbrechen der Einheit 731

2.1 Die Einheit 731

Die Einheit 731 wurde 1936 offiziell in Ping Fan (in der Nähe eines Zugbahnhofs)⁶, in der Mandschurei, China, gegründet. Seit Herbst 1932 gab es jedoch schon inoffizielle Aktivitäten zur Vorbereitung dieser Einheit in einer Soja-Fabrik, etwa 100 Kilometer südöstlich von Harbin.⁷ Die Gründung erfolgte auf Befehl eines geheimen Dekrets, erlassen vom japanischen Kaiser Hirohito. Im gleichen Jahr wurde Generalleutnant Ishii Shirô Direktor des Instituts für Epidemieprävention der militärischen Medizinhochschule in Tokyo (Epidemic Prevention Research Laboratory, EPRL). Zusätzlich übernahm er den Aufbau der Einheit 731 in China. Später sollte Ishii dann die wissenschaftliche Leitung der Einheit übernehmen und ab Herbst 1933 wurden unter seiner Leitung Experimente an Menschen durchgeführt.⁸ Diese Experimente unterlagen strengster Geheimhaltung. Alle beteiligten WissenschaftlerInnen⁹ bzw. militärische MitarbeiterInnen sowie die Einheit selbst nutzten Decknamen zur Tarnung ihrer Identität. Die Einheit selbst fungierte unter dem Decknamen Tōgō. Boris G. Yudin verweist auf einen weiteren

3 H. Sheldon Harris, *Factories of Death. Japanese Biological Warfare, 1932–1945, and the American Cover-up*, New York-London 2002.

4 Yudin erlangte 1987 seinen Ph.D. der Philosophie, seit dem Jahr 1990 ist er Professor an der Lomonosov Moscow State University und seit 2000 auch Mitglied der Russian Academy of Sciences. Er arbeitet auf den Gebieten der Philosophie, Soziologie, Ethik und Bioethik.

5 Boris G. Yudin, *Research on Humans at the Khabarovsk War Crime Trial: A Historical and Ethical Question*, in: Jing-Bao Nie/Nanyan Guo/Mark Selden/Arthur Kleinman (Hrsg.), *Japan's Wartime Medical Atrocities. Comparative inquiries in science, history, and ethics*, London-New York, S. 59–78.

6 Yudin, *Research*, S. 65.

7 Hauptstadt der Heilongjiang Provinz (einem Teil der Mandschurei, an Russland grenzend): China Harbin, Administrative Divisions, o. D., [http://www.harbin.gov.cn/english/Harbin_Overview/Administrative_Divisions.htm], eingesehen 2.1.2016, und Kei-ichi Tsuneishi, *Die Einheit 731 und die 1989 entdeckten Schädel – Ärzte im organisierten Verbrechen*, in: Gernot Böhme/William R. LaFleur/Susumu Shimazono (Hrsg.), *Fragwürdige Medizin. Unmoralische Forschung in Deutschland, Japan und den USA im 20. Jahrhundert*, (Kultur der Medizin. Geschichte – Theorie – Ethik Bd. 23), Frankfurt-New York 2008, S. 123–138, hier S. 123.

8 Yudin, *Research*, S. 65.

9 Jeder dieser Wissenschaftler war Militärarzt.

Decknamen der Einheit: Sie wurde auch „Water Supply and Prophylaxis Board of the Kwantung Army“¹⁰ genannt.¹¹ Das EPRL agierte als Kontrollzentrum für die ihr unterstehenden Organisationen wie die Tōgō-Einheit und deren Nachfolger. Zudem hatte das EPRL den Auftrag, zivile und militärische Forschungseinrichtungen miteinander zu vernetzen. Kei-ichi Tsuneishi nennt zwei Hauptgründe für die Geheimhaltung der frühen Aktivitäten dieser Einheit. Einerseits sollte der eigentliche Zweck der Einheit, die Durchführung von Humanexperimenten, verschleiert werden. Andererseits sollte das Ansehen des Kaisers, im Falle eines Misserfolgs der Operation oder der Enthüllung der MitarbeiterInnen, nicht befleckt werden. Der japanische Kaiser besaß großes Ansehen in der Bevölkerung, einen gottgleichen Status. Dieses Ansehen des Kaisers zu beschmutzen war undenkbar.¹² Vor der offiziellen Gründung der Einheit 731 wurde eine Durchführbarkeitsstudie an Menschen ausgeführt. Anhand dieser Studie wollte man herausfinden, ob es möglich war, durchgehend Versuchspersonen zur Verfügung zu stellen und ob diese fortlaufenden Experimente an Menschen überhaupt möglich waren. Außerdem sollte klargestellt werden, ob Ishiis Konzept, nämlich die Entwicklung biologischer Waffen (BW) anhand von Experimenten an Menschen, ausführbar war.¹³

Die Einheit 731 wurde schließlich im August 1936 offiziell als Bestandteil der japanischen Armee gegründet und die bis dato existierende Tōgō-Einheit abgelöst. Daraufhin wurde die Kommandozentrale in einen Gebäudekomplex ca. 30 Kilometer südlich von Harbin (Mandschurei) verlegt.¹⁴ Laut Anklageschrift des Chabarowsk Prozesses (ein von der UdSSR abgehaltener Kriegsverbrecherprozess, dazu später mehr) musste die Einheit 731 dort seit 1939 bereits über ein großes Militärlager¹⁵ und über genügend Räumlichkeiten zur medizinischen Forschung (darunter auch einen Hörsaal mit 1.000 Plätzen¹⁶), für Experimentallabore und auch zur Internierung der Versuchspersonen (also Gefängnisräume¹⁷), verfügt haben. Das Gefängnis konnte zwischen 300 und 400 Insassen fassen.¹⁸ Die Forschungs- und Versuchsräume befanden sich gleich neben dem Gefängnisstrakt, sodass die Insassen leicht bewacht und beobachtet werden konnten. Auch nach der formellen Gründung der Einheit wurden die strengen Vorsichtsmaßnahmen beibehalten. Ab sofort wurden Militärpolizei und Geheimdienst mit der Beschaffung von Versuchspersonen betraut. Ein Gesundheitsdienst entschied

10 Eine Division der japanischen Armee, die in der Mandschurei stationiert war.
Kent G. Budge, Kwantung Army, in: *The Pacific War Online Encyclopedia*, 2015, [http://pwencycl.kgbudge.com/K/w/Kwantung_Army.htm], eingesehen 15.2.2016.

11 Yudin, Research, S. 65.

12 Harris, *Factories of Death*, S. 57–58.

Der shintoistische Glaube besagt, dass der japanische Kaiser ein direkter Nachfahre des Gottes sei, der die JapanerInnen erschaffen hätte, somit sei der Kaiser selbst ein lebender Gott. Die große Verehrung des Kaisers hat eine lange Tradition und geht auf religiöse Gründe zurück.

13 Tsuneishi, *Einheit 731*, S.123–124.

14 Ebd., S. 126–127.

15 Yudin, Research, S. 65.

16 Frederick R. Dickinson, *Die Einheit 731 in der Nachkriegspolitik nationalen »Vergessens«*, in: Gernot Böhme/Wilhelm R. LaFleur/Susumu Shimazono (Hrsg.), *Fragwürdige Medizin. Unmoralische Forschung in Deutschland, Japan und den USA im 20. Jahrhundert*, (Kultur der Medizin. Geschichte – Theorie – Ethik 23), Frankfurt-New York 2008, S. 139–166, hier S. 140–141 und S. 146–147.

17 Gebäudetrakte 7 und 8.

18 Yudin, Research, S. 65.

jedoch schlussendlich über die endgültige Zuweisung der „Patienten“ gemäß den Bedürfnissen der Einheit.¹⁹ Während des Chabarowsk Prozesses wurde die Größe der Organisation auf ca. 3.000 Mitglieder geschätzt. Frederick R. Dickinson zählte sogar 5.000 Soldaten und Wissenschaftler. Die Einheit 731 bestand aus acht Divisionen. Die Menschenversuche wurden lediglich von der ersten Division durchgeführt. Das Ziel dieser Division war die Erforschung und Entwicklung von Pathogenen für bakteriologische Kriegsführung. Die Experimente wurden nicht nur an Menschen, sondern auch an Tieren durchgeführt.²⁰

1938 kam der Physiologe Hisato Yoshimura von der Universität Kyoto zur Einheit und wurde Leiter der für die Versuchspersonen verantwortlichen Abteilung. Intern wurde er als „wissenschaftlicher Teufel“²¹ bezeichnet. Die Abteilung bestand aus zwei Gruppen, die sich wiederum in jeweils zwei Untergruppen unterteilten. Eine Gruppe befasste sich mit den medizinischen Untersuchungen der Gefangenen. Die Andere war für deren Beaufsichtigung, den Transport zu den Laboren und für die Zuführung zu der Einheit zuständig. Die Leiter der beiden medizinischen Untergruppen waren Ärzte. Einer der Anführer hieß Tadashi Miyagawa, der erst im April 1944 zur Einheit 731 stieß. Er experimentierte mit Röntgenbestrahlungen an den Opfern. Die zweite medizinische Untergruppe führte Blut- und Immunstatusuntersuchungen durch und war außerdem für die Gesundheit der Testpersonen verantwortlich. Laut Professor Kei-ichi Tsuneishi wurde nicht jeder Gefangene der Einheit 731 zwingend den grausamen Experimenten ausgesetzt, die Experimente wurden nur an gesunden „Testobjekten“ durchgeführt. Sobald die Gefangenen als Versuchspersonen ausgewählt wurden, maß man deren Gesundheit eine hohe Bedeutung bei. Neben dem Physiologen Yoshimura, der sich um die noch lebenden Opfer kümmerte, gab es in der Einheit vier Pathologen, die die Todesursachen der Versuchspersonen genau bestimmen sollten.²²

2.2 Experimente und „Forschung“ der Einheit 731

Wie im vorherigen Kapitel bereits erklärt wurde, diente die Einheit 731 zur Entwicklung chemischer und biologischer Waffen. Tsuneishi behauptet in seiner Arbeit²³, dass der Leiter Ishii Shirô zu den Ersten gehörte, die die Entwicklung ebendieser Waffen nach der Unterzeichnung des Genfer Protokolls von 1925 (das den Gebrauch dieser Waffen untersagt) für notwendig hielt. Die Einheit 731 wurde so mit dem Gedanken, Krieg mithilfe von biologischen Waffen zu führen, ins Leben gerufen. Damit die Waffen so schnell wie möglich produziert werden konnten und damit diese auch so effektiv wie möglich waren, wurde das Experimentieren an Menschen zu einem grundlegenden Faktor bei der Entwicklung. 1931²⁴ fiel Japan in China ein und machte die Mandschurei

19 Tsuneishi, Einheit 731, S. 126–127.

20 Yudin, Research, S. 65.

21 Tsuneishi, Einheit 731, S. 127.

22 Ebd., S. 127–128.

23 Kei-ichi Tsuneishi, Unit 731 and the Japanese Imperial Army's Biological Warfare Program, in: The Asia-Pacific Journal: Japan Focus (2005), Vol 3. Nr. 11, [<http://www.japanfocus.org/~tsuneishi-keiichi/2194/article.html>], eingesehen 4.1.2016.

24 Gerhard Schreiber, Der Zweite Weltkrieg, München 2007, S. 9.

im darauffolgenden Jahr zum Satellitenstaat (*Mandschukuo*²⁵). Dadurch erhielt die Ishii Gruppe Zugriff auf eine große Menge an Testpersonen.²⁶

Im folgenden Abschnitt wird aufgezeigt, welche Art von Experimenten an den Gefangenen, bei denen mindestens 3.000²⁷ ihr Leben verloren, verübt wurden. Die meisten Versuche wurden an ChinesInnen durchgeführt. Dabei handelte es sich um Tötungen,²⁸ welche häufig durch das Einatmen von Giftgasen oder Verabreichung anderer tödlicher Substanzen herbeigeführt wurden. Eine äußerst gängige Methode war die Vivisektion. Dokumente²⁹ und Zeugen³⁰ berichten von der Abtrennung von Extremitäten und von Organentnahmen bei noch lebenden Gefangenen, ausgeführt von Sanitätsoffizieren und auszubildenden Sanitätern. Dies geschah unter dem Vorwand der Lehre, um im „Ernstfall“ Kriegswunden behandeln zu können. Vivisektion wurde auch an schwangeren Frauen durchgeführt. So sollte z.B. die Übertragung von Geschlechtskrankheiten untersucht werden. Zudem wurden Gefangene mit meist tödlichen Erregern infiziert.³¹ Ein Mitglied der Einheit 731 bezeugte:

„As soon as the symptoms were observed, the prisoner was taken from the cell and into the dissection room [...]. He was strapped down, still screaming frightfully. One of the doctors stuffed a towel into his mouth, then with one quick slice of the scalpel he was opened up.[...] Witnesses at vivisections report that the victim usually lets out a horrible scream when the cut is made, and the voice stops soon after.“³²

Weitere Untersuchungen wurden mithilfe von Erfrierungsexperimenten durchgeführt. Die Opfer dieser Experimente litten oft an Frostbeulen, sowie Nekrosen und Gangränne oder ihnen mussten Körperteile amputiert werden.³³ Darüber hinaus studierte die Einheit 731 das epidemische hämorrhagische Fieber.³⁴ Zur Zeit des Zweiten Weltkrieges war diese Krankheit in der Grenzregion, zwischen Russland und der Mandschurei endemisch.³⁵ So erkrankte 1938 der erste japanische Soldat an dem Fieber. In den da-

25 Schreiber, *Der Zweite Weltkrieg*, S. 9.

26 Kei-ichi Tsuneishi, Unit 731 and the Japanese Imperial Army's Biological Warfare Program, in: *The Asia-Pacific Journal: Japan Focus* (2005), Vol. 3. Nr. 11, [<http://www.japanfocus.org/~tsuneishi-keiichi/2194/article.html>], eingesehen 4.1.2016.

27 Die Diskrepanz in den Schätzungen der Toten geht sehr weit auseinander. Von einigen 3000 bis hin zu mehreren 10.000. Till Bärnighausen, „Tödliche Wissenschaft“ – Die Humanexperimente der japanischen Armee in China, 1932–45, in: Gernot Böhme/William R. LaFleur/Susumu Shimazono (Hrsg.), *Fragwürdige Medizin. Unmoralische Forschung in Deutschland, Japan und den USA im 20. Jahrhundert*, (Kultur der Medizin. Geschichte – Theorie – Ethik 23), Frankfurt-New York 2008, S. 167–196, hier S. 168.

28 Bärnighausen, *Tödliche Wissenschaft*, S. 168.

29 Der Autor Werner Gruhl legt jedoch kein Beispiel dieser Dokumente vor.

30 Hier nennt Gruhl einen Sanitätsoffizier Yamaji.

31 Werner Gruhl, *Imperial Japan's World War Two 1931–1945*, New Brunswick-New Jersey 2007, S. 82 und 84.

32 Hal Gold, *Unit 731 Testimony*, 1996, zit. n. Gruhl, *Imperial Japan's World War Two 1931–1945*, S. 82.

33 Bärnighausen, *Tödliche Wissenschaft*, S. 178–179.

34 Def. Hämorrhagisches: Fieber mit Blutungen und Niereninsuffizienz einhergehende Infektionskrankheit; Inkubationszeit 2–3 Wochen; Virusreservoir sind Ratten und Mäuse, Übertragung auf den Menschen durch Schmierinfektion, Tröpfcheninfektion durch virushaltige Exkremente, gelegentlich Biss, keine Übertragung von Mensch zu Mensch. Fieber, hämorrhagisches mit renalem Syndrom, in: *Psyhyrembel. Klinisches Wörterbuch*, Berlin-New York 2007²⁶¹, S. 667.

35 Def. Endemie: ständiges Vorkommen einer Erkrankung in einem begrenzten Gebiet. Endemie, In: *Psyhyrembel*, S. 514.

rauffolgenden Jahren kam es zu Epidemien und die Krankheit wurde zu einem ernsthaften Problem³⁶ der kaiserlichen Armee. Wie auch die Erfrierungsexperimente sollte diese Studie³⁷ (seit 1942) dabei helfen, die Mortalität und Morbidität der japanischen Truppen in diesem Gebiet zu reduzieren. Über hundert Menschen starben bei diesen Versuchen, um unter anderem herauszufinden, dass ein Virus der Erreger des EHF ist.³⁸

Neben den oben genannten Experimenten, die noch eher defensiv und medizinisch ausgerichtet waren, soll nun noch auf das eigentliche Ziel der Einheit 731 eingegangen werden, das der biologischen Kriegsführung. Die Einheit versuchte mehrmals, ganze chinesische Städte zu infizieren, indem sie „Seuchenflöhe“³⁹ aus Bomben (aus einer Höhe von 200 Metern) über ihnen abwarfen. Diese Versuche erwiesen sich jedoch als nicht sehr „erfolgreich“⁴⁰ (aus militärischer Sicht, da die ChinesInnen mit der Zeit lernten, mit diesen Angriffen umzugehen⁴¹ und die JapanerInnen das Risiko der niedrigen Flughöhe in Kauf nehmen mussten).⁴²

Seit 1942 warf das japanische Militär auch Pathogene über Schlachtfeldern ab. Im April wurde unter Ishii eine große Offensive bei Zhejiang mithilfe biologischer Waffen gestartet. Dabei wurde vor allem die Cholerabakterie eingesetzt. Ein japanischer Sanitärer⁴³ berichtete, dass auch einige Opfer an der Ruhr und der Pest erkrankten. Insgesamt gab es über 10.000 Tote, darunter 1.700 Soldaten. Es stellte sich heraus, dass die 1.700⁴⁴ getöteten Soldaten Japaner waren. Somit musste die Operation, trotz der hohen Opferzahlen, als militärischer „Misserfolg“ für die Ishii Gruppe gewertet werden. Daraufhin widmete sich die Ishii Gruppe der Entwicklung einer neuen, mit infizierten Flöhen gefüllten, Bakterienbombe⁴⁵ und stellte diese schlussendlich 1944 fertig.⁴⁶

2.3 *Das Massaker von Nanking*

Nanking zählt zu den bekanntesten chinesischen Städten. Als die erste Hauptstadt der Ming Dynastie (1368) ist sie reich an Geschichte. Das politische und militärische Oberhaupt Tschiang Kai Schek, Mitglied der Kuomintang (Nationale Volkspartei Chi-

36 Zeitweise soll jeder zehnte Soldat, der dort stationiert war, infiziert gewesen sein. Bärnighausen, *Tödliche Wissenschaft*, S. 176.

37 Leiter der Kommission war Dr. Shirō Kasahara.

38 Bärnighausen, *Tödliche Wissenschaft*, S. 183.

39 Flöhe, die mit einer Seuche infiziertes Blut von Ratten getrunken hatten.

40 Bei dem Angriff auf die Stadt Ningbo am 27. Oktober 1940 starben innerhalb von ca. zwei Monaten 106 Menschen an der Seuche. Dieser Angriff sollte auch der tödlichste aller Versuche bleiben.

41 Nach den ersten Angriffen lernten die Chinesen, dass das Ziel der Japaner die Verbreitung bestimmter Seuchen war und konnten dementsprechend schnell darauf reagieren und die Infizierten behandeln. Kei-ichi Tsuneishi, *Unit 731 and the Japanese Imperial Army's Biological Warfare Program*, in: *The Asia-Pacific Journal: Japan Focus* (2005), Vol 3. Nr. 11, [<http://www.japanfocus.org/-tsuneishi-keiichi/2194/article.html>], eingesehen 4.1.2016.

42 Ebd.

43 Tsuneishi gibt hier leider keinen Namen an und verweist auch nicht auf weitere Quellen oder Literatur.

44 Einige Kriegsgefangene glaubten, dass diese Angabe mutmaßlich verfälscht wurde und weitaus höher ausfallen müsste. Auch hier gibt Tsuneishi keine weiteren Informationen zu den Informanten. Ebd.

45 Tsuneishi liefert leider keine Informationen darüber, ob oder wie oft diese Bombe eingesetzt wurde und wie effektiv sie tatsächlich war.

46 Kei-ichi Tsuneishi, *Unit 731 and the Japanese Imperial Army's Biological Warfare Program*, in: *The Asia-Pacific Journal: Japan Focus* (2005), Vol 3. Nr. 11, [<http://www.japanfocus.org/-tsuneishi-keiichi/2194/article.html>], eingesehen 4.1.2016.

nas) und ein starker Kontrahent Mao Zedongs, ernannte 1927 Nanking zur Hauptstadt seines Regimes.⁴⁷ Am 7. Dezember 1937 begannen die japanischen Truppen, Nanking einzukreisen und besetzten die Stadt schließlich am 13. Dezember 1937. Kaiser Hirohito übertrug seinem Onkel, Prinz Asaka Yashuhito, die Befehlsgewalt über diese Truppen. Dessen Hauptquartier erteilte einen geheimen Befehl, der lautete: „Alle Gefangenen töten“.⁴⁸ Bis heute ist noch nicht ganz klar, ob diese Anordnung von Asaka selbst stammte oder ob sie möglicherweise gefälscht wurde (der Staboffizier in Asakas Nachrichtendienst Tasai Isamo behauptete, er habe die Direktive auf eigene Initiative gefälscht). Unabhängig davon, wie es nun tatsächlich gewesen ist, trägt der Prinz einen großen Teil der Verantwortung bezüglich der Verbrechen in Nanking. Er hätte einen Gegenbefehl erteilen und Isamo vor ein Kriegsgericht stellen können, was er jedoch nicht machte. Mit ihren 50.000 Soldaten war die kaiserliche Armee der halben Million Zivilisten und den 90.000 chinesischen Soldaten zahlenmäßig deutlich unterlegen. Jedoch brachten die japanischen Soldaten die eingekesselten chinesischen Soldaten mit Hilfe eines Täuschungsmanövers dazu, sich zu ergeben. Sie versprachen ihnen eine „faire Behandlung“, wenn sie sich widerstandslos ergeben würden. Entgegen aller Versprechen wurden die chinesischen Soldaten zusammengetrieben und anschließend hingerichtet. Hiernach konnten die japanischen Truppen am 13. Dezember in die kaum mehr beschützte Stadt einmarschieren. Dort dezimierten sie willkürlich große Teile der Zivilbevölkerung.⁴⁹ Das Massaker dauerte zwei Monate (laut Harris vom 14.12.1937 bis zum 07.02.1938). Das International Military Tribunal for the Far East (IMTFE) geht von über 200.000 Toten und 20.000 Vergewaltigungen aus.⁵⁰

„Die Menschen in der ersten Reihe wurden geköpft, und die in der zweiten Reihe wurden gezwungen, die verstümmelten Körper in den Fluss zu werfen, bevor sie selbst geköpft wurden. Das Gemetzel dauerte ununterbrochen vom Morgen bis in die Nacht an, aber so konnten nur 2.000 Menschen getötet werden. Am nächsten Tag wurden deshalb Maschinengewehre aufgestellt. Zwei von ihnen nahmen die aufgereihten Gefangenen ins Kreuzfeuer. Rat-tat-tat-tat. Immer wieder Schüsse. Die Gefangenen flohen ins Wasser, aber niemand schaffte es bis ans andere Ufer.“⁵¹

Yukio Omata, japanischer Militärkorrespondent

47 Harris, *Factories of Death*, S. 136.

48 Gemeint sind hier die durch die Besetzung Nankings gefangen genommenen chinesischen Soldaten. Iris Chang, *Die Vergewaltigung von Nanking, Das Massaker in der chinesischen Hauptstadt am Vorabend des Zweiten Weltkriegs*, Zürich 1999, S. 43–45.

49 Chang, *Vergewaltigung*, S. 43–51.

50 Harris, *Factories of Death*, S. 136.

51 Yukio Omata, *Reports and Recollections of Japanese Military Correspondents*, Tokyo 1985, zit. n. Chang, *Vergewaltigung*, S. 53–54.

Beim Massaker von Nanking wurden viele Opfer nicht „nur“ erschossen; das japanische Militär wendeten eine ganze Reihe von grausamen Tötungsmethoden an, um ihre Opfer abzuschlachten: darunter Tötungswettbewerbe, Verstümmelungen, Tod durch Verbrennen usw.⁵²

„Wenn wir sie vergewaltigten, sahen wir sie vielleicht als Frauen, aber wenn wir sie töteten, waren sie für uns eigentlich nur noch Schweine.“⁵³

Azuma Shiro, Soldat

Ein weiteres trauriges Kapitel ist jenes der *comfort women* (dt. Trostfrauen). Die westlichen Nationen antworteten auf die Massenvergewaltigung (die zu der größten der Geschichte gehört) mit heftiger Kritik und massivem Protest. Anstatt die Verantwortlichen zur Rechenschaft zu ziehen, errichtete die militärische Führung Japans ein System militärischer Prostitution, um willkürliche Vergewaltigungen zu unterbinden (laut japanischen Angaben). Zwischen 80.000 und 200.000 Frauen (die meisten davon Koreanerinnen, aber auch viele aus China und anderen asiatischen Regionen) wurden entführt, gekauft oder aus ihrer Heimat weggelockt und zur Arbeit in Militärbordellen (*Trosthäusern*) gezwungen. Das erste Bordell wurde 1938 in der Nähe von Nanking eröffnet. Die Frauen lebten dort in elenden Verhältnissen, wurden nicht selten getötet oder erlagen Krankheiten. „Die Japaner“ nannten sie „öffentliche Toiletten“. Die Überlebenden litten an Krankheiten und lebten ihr Leben lang in Schande (da die meisten aus Kulturen stammten, in denen die Keuschheit der Frau idealisiert wurde). Lange scheuten sich ehemalige *Trostfrauen* über das Erlebte zu sprechen und ihr Leid ihrer „konservativen“ Gesellschaft mitzuteilen.⁵⁴ Die japanische Regierung weigert sich nach wie vor, für das Schicksal dieser Frauen Verantwortung zu übernehmen und sie für die an ihnen begangenen Verbrechen zu entschädigen (dazu mehr im Kapitel *comfort women*).

Das Massaker von Nanking war jedoch nicht das Ende des Leides der ansässigen Bevölkerung. 14 Monate nach den Massenmorden, am 18. April 1938, errichtete die *Central China Anti-Epidemic Water Supply Unit* in Nanking, unter dem Namen Einheit 1644 oder auch Tama Einheit, eine Zweigstelle. Auch dort sollten, ähnlich wie bei der Einheit 731 in Ping Fan biologische Waffen entwickelt und Möglichkeiten zur Prävention von Epidemien erforscht werden. Das Quartier der Einheit 1644 lag im Zentrum Nankings. Aufbau und Zweck des Gebäudekomplexes ist ähnlich wie jenes der Einheit 731. Ishii ernannte den Arzt Masuda Tomosada als seinen Stellvertreter für die Einrichtung in Nanking.⁵⁵

52 Wettbewerbe, bei denen Kontrahenten versuchen mussten so schnell wie möglich eine bestimmte Anzahl an Menschen zu töten (zum Beispiel zwischen Leutnant Mukai Toshiaki und Leutnant Noda Takeschi; Ziel: 150 Tote) ebd., S. 62–63 und 90–95.

53 Shiro Azuma, undatiertes Brief an Iris Chang, 1996, zit. n. Chang, *Vergewaltigung*, S. 55.

54 Chang, *Vergewaltigung*, S. 58–60.

55 Harris, *Factories of Death*, S. 137–138 und 141.

Nachdem die grausamen Verbrechen der Einheit 731 und jene der japanischen Armee in Nanking vorgestellt wurden, befasst sich das dritte Kapitel dieser Arbeit mit der Rezeption dieser Taten. Es soll aufgezeigt werden, wie Japan und andere Nationen mit dem Thema der Kriegsverbrechen seit Kriegsende umgehen.

3. Rezeption der japanischen Kriegsverbrechen

3.1 Die Tokioter Prozesse

Nach der japanischen Kapitulation am 2. September 1945 begannen die Vorbereitungen zu den Kriegsverbrecherprozessen in Tokyo, dem *International Military Tribunal for the Far East*⁵⁶. Das Gericht tagte vom 3. Mai 1946 bis zum 12. November 1948, einer Zeit, in der sich die Spannungen des Ost-West-Konfliktes bereits manifestierten.⁵⁷ Das Hauptziel der Besetzung Japans war die Demilitarisierung, die Demokratisierung sowie der Aufbau einer Friedenswirtschaft. Dazu gehörte auch die Bestrafung der Kriegsverbrecher.⁵⁸ Die in Asien begangenen Verbrechen wurden in drei Kategorien eingeteilt: Klasse A (Verbrechen gegen den Frieden), Klasse B (Kriegsverbrechen) und Klasse C [Verbrechen gegen die Menschheit/Menschlichkeit (crimes against humanity)].⁵⁹ Der amerikanische General Douglas MacArthur⁶⁰ gilt als Schlüsselfigur während der Besetzung Japans. Er beeinflusste viele Entscheidungen, die bezüglich der Prozesse getroffen wurden. Das Ziel der USA war die Eindämmung des Kommunismus und ein schneller Wiederaufbau Japans.⁶¹ Erstaunlicherweise wurde das Thema der japanischen „Forschungen“ zu biologischen Waffen fast gänzlich aus den IMTFE ausgeklammert. Es gab nur eine Ausnahme, einen (protokollierten)⁶² Kommentar eines amerikanischen Staatsanwaltes der *International Prosecution Section (IPS)* David Nelson Sutton⁶³:

„Mr. [David Nelson] Sutton: The enemy's TAMA Detachment [Einheit 1644] carried off their civilian captives to the medical laboratory, where the reactions to poisonous serums were tested. This detachment was one of the most secret organizations. The number of persons slaughtered by this detachment cannot be ascertained.

56 Das IMTFE wurde von elf Richtern aus unterschiedlichen Nationen angeführt.

57 Suzy Wang, *Medicine-Related War Crimes Trials and Post-War Politics and Ethics. The Unresolved Case of Unit 731, Japan's bio-warfare program*, in: Jing-Bao Nie/Nanyan Guo/Mark Selden/Arthur Kleinman (Hrsg.), *Japan's Wartime Medical Atrocities. Comparative inquiries in science, history, and ethics*, London-New York, S. 32–58, hier S. 32–33.

58 Reinhard Zöllner, *Geschichte Japans. Von 1800 bis zur Gegenwart (UTB Geschichte 2683)*, Paderborn 2009², S. 385.

59 ICD. *International Crimes Database, War Crimes, 2013*, [<http://www.internationalcrimesdatabase.org/crimes/war-crimes/>], eingesehen 15.1.2016.

60 Douglas MacArthur. *World War II*, in: infoplease. *The Columbia Electronic Encyclopedia*, 2012, [<http://www.infoplease.com/encyclopedia/people/macarthur-douglas-world-war-ii.html>], eingesehen 14.2.2016.

Douglas MacArthur kommandierte die alliierten Truppen im Südwest Pazifik. MacArthur nahm die Kapitulation der Japaner am 2. September 1945 entgegen. Anschließend wurde er zum „commander of the Allied powers in Japan“ ernannt und dirigierte die Besetzung Japans durch die Alliierten. Des Weiteren spielte er eine tragende Rolle im Koreakrieg.

61 Wang, *War Crimes Trials*, S. 33.

62 Da Suttons Kommentar schriftlich festgehalten wurde, wird er als Beweis für die frühe Kenntnis der USA über die Humanexperimente Japans hervorgebracht.

63 Wang, *War Crimes Trials*, S. 33–34.

The President [Australian Chief Judge William Flood Webb]: Are you going to give us any further evidence of these alleged laboratory tests for reactions to poisonous serums? This is something entirely new, we haven't heard before. Are you going to leave it at that?

Mr. [David Nelson] Sutton: We do not at this time anticipate introducing additional evidence on that subject.“

(IMTFE 1946, 4546–4547)⁶⁴

Oberst Thomas H. Morrow, ein Arbeitskollege Suttons, verfasste mehrere Berichte über Japans „Forschungen“ zu biologischen Waffen. Er kam zum Schluss, dass es zur Zeit der Prozesse bereits eine Fülle an freigegebenen Dokumenten und Zeugenaussagen gegeben hat, die die Taten der Ishii-Gruppe belegen konnten und Japan somit wegen des Einsatzes von Giftgasen in China hätte angeklagt werden können. Die frühe Verfügbarkeit dieser Dokumente sowie der große Einfluss der amerikanischen Besatzer in Japan lassen also keine Zweifel offen, dass die USA mit der Vertuschung der Taten der Einheit 731 in Verbindung zu bringen sind.⁶⁵

3.2 *Erste Forschungsanstöße*

Suttons Kommentar regte einige Forscher⁶⁶ dazu an, Nachforschungen zu betreiben und ließ diese glauben, dass das IPS mehr wusste, als es während der IMTFE zugab (oder möglicherweise zugeben durfte). Aufgrund des in China wütenden Bürgerkrieges war es jedoch nicht einfach, an Beweise für Japans Kriegsverbrechen zu gelangen. Tatsächlich wurden in Nanking drei Anklageschriften gegen 14 ehemalige Mitglieder der Einheit 1644 gefunden. Darüber hinaus fanden die Historiker P. Williams und D. Wallace bei ihren Recherchen in den Archivdokumenten des IPS eine Zeugenaussage unter dem Namen Hataba Osamu (später wird diese Aussage meistens unter dem Namen Chimba Osamu angegeben). Chimba berichtet von der Rolle Ishiis und der Mitwirkung der Einheit 1644 in der Zhejiang Offensive. Diese Informationen, sowie Zahlenangaben und Angaben zum Standpunkt, an dem Humanexperimente durchgeführt wurden, gehören zu den ersten Beweisen für die Aktivitäten der Einheit 1644. Zudem bezeugen diese Materialien, dass sich der Einsatz von biologischen Waffen nicht nur auf die Region der Mandschurei beschränkte, sondern mindestens auch die Gebiete weiter südlich bis Zhejiang betraf.⁶⁷

3.3 *Die Chabarowsk Prozesse*

Gegen Ende 1946 wurde klar, dass die USA in eine Reihe von Verheimlichungen japanischer Kriegsverbrechern involviert war. Daraufhin verkündete die UdSSR, dass sie

64 Copy of the Record of the Proceedings for August 29, 1946 provided by the Hoover Institution on War, Revolution and Peace, zit. n. Wang, War Crimes Trials, S. 33–34.

65 Wang, War Crimes Trials, S. 33–34.

66 S. Wang nennt hier John W. Powell, Peter Williams und David Wallace.

67 Ebd., S. 34–35.

den Behauptungen Suttons nachgehen würden. Die sowjetischen Autoritäten waren unglücklich über den Verlauf des IMTFE, da eine große Anzahl an eingereichten Dokumenten über die bakteriologischen Verbrechen der japanischen Armee nicht in den Prozess aufgenommen wurde. Neben den USA war auch die UdSSR interessiert an Japans Studien über biologische Kriegsführung. Die Intention der UdSSR wurde jedoch kaum in der Öffentlichkeit wahrgenommen. Während und nach dem Krieg zählte die Rote Armee über 600.000 japanische Kriegsgefangene. Der NKWD hatte die enorme Aufgabe, unter all diesen Gefangenen jene auszumachen, die mit den Studien über biologische Kriegsführung in Verbindung zu bringen waren. Schlussendlich wurden bei den Chabarowsk Prozessen (Dezember 1949) zwölf Japaner unter anderem wegen der „criminal experiments on living humans“⁶⁸ angeklagt. Die Prozesse sollten unbedingt vor 1950, dem Jahr, in dem die Todesstrafe wiedereingeführt wurde, abgeschlossen werden. Die UdSSR wollte vermeiden, dass während dieser Prozesse die Möglichkeit zur Verhängung der Todesstrafe bestehe. Ein Todesurteil hätte die japanisch-sowjetischen Beziehungen zusätzlich belastet. B. Yudin geht davon aus, dass die Sowjetunion von Anfang an nicht vorhatte, die Angeklagten besonders hart zu bestrafen. Tatsächlich wurden die Angeklagten lediglich mit Haftstrafen zwischen zwei und 25 Jahren verurteilt. Die Gründe für diese mildernden Umstände werden bis heute in der Forschung diskutiert. Die plausibelste Erklärung lautet, dass die ungewöhnlich entgegenkommenden Verurteilungen Teil eines Tauschgeschäftes waren: Informationen über die japanischen Studien (die der Sowjetunion helfen würden, eigene biologische Waffen zu entwickeln) gegen das Leben der Sträflinge. Aber nicht nur die Urteile, sondern auch die Prozesse selbst werden von der Forschung kritisch diskutiert. Yudin nennt sie: „one of the most controversial episodes in the history of Second World War in the East“⁶⁹. Yudin (er lebte selbst unter dem Sowjetregime) ist überzeugt, dass die große Menge an vorgelegtem Beweismaterial unmöglich hätte nachträglich angefertigt werden können. Somit glaubte er, dass wenn auch der rechtliche Rahmen der Prozesse fragwürdig war, zumindest das dort präsentierte Beweismaterial glaubwürdig schien.⁷⁰ Die ältere Forschung⁷¹ wiederum sah die Prozesse vielmehr als „russische Propaganda“ und als Schauprozesse (aufgrund des raschen Vollzugs ebendieser).⁷²

3.4 Veröffentlichung der im Krieg gewonnenen „Forschungsergebnisse“

Zeugenaussagen über die Einheit 731 erweisen sich als eindimensional, da im Zuge der Recherche für diese Bachelor-Arbeit nur Aussagen von ehemaligen Mitgliedern der Einheit 731, jedoch keine von den Opfern gefunden werden konnten. Dies lässt sich damit erklären, dass es keine Überlebende in Ping Fan gegeben hat. Kurz vor Kriegsen-

68 Yudin, Research, S. 59.

69 Ebd., S. 70.

70 Ebd., S. 60–63, 68–71.

71 Vor allem vor der Veröffentlichung der Werke von Harris (Factories of Death; 1994) und Jing Bao Nie (The West's Dismissal of the Khabarovsk Trial as 'Communist Propaganda': Ideology, Evidence and International Bioethics; 2004).

72 Wang, War Crime Trials, S. 41.

de wurde die Anlage zerstört und sämtliche Gefangenen getötet.⁷³ Was passierte nach dem Krieg mit den (bekannten) Mitgliedern der Einheit 731 und deren „Studien“?

Der im Kapitel „Die Einheit 731“ erwähnte Arzt Tadashi Miyagawa erhielt nach dem Krieg eine Professur an der medizinischen Fakultät der Universität Tokyo. In seinem Nachruf wurde verkündet:

„Miyagawa leistete Pionierarbeit in der Erforschung der medizinischen Anwendung von Strahlen. Er trug wesentlich zur medizinischen Anwendung des Zyklotrons bei Hirntumoren und anderen Krankheiten bei.“⁷⁴

Nach diesen lobenden Worten stellt sich die Frage, wer von den Taten Miyagawas und der restlichen Ishii-Gruppe Kenntnis hatte. Tsuneishi schreibt, dass nachdem er Forschungsarbeiten von Masaji Kitano⁷⁵ (dem Nachfolger von Shirō Ishii von 1942–1945), Naeo Ikeda⁷⁶ (ein Arzt der Einheit 731) und Hisato Yoshimura⁷⁷ gelesen hatte, überzeugt war, dass sich ihre Ergebnisse auf Experimente an Menschen stützten. Zu dieser Erkenntnis könnte, laut Tsuneishi, jeder mit nur geringen Medizinkenntnissen und somit zweifellos auch geschulte Ärzte, gelangen. Diese Forschungsarbeiten wurden nach dem Krieg (1950–52, 1969, 1968) publiziert. Yoshimura wurde unter anderem dafür kritisiert, dass er im Verlauf seiner Studie, laut eigenen Aussagen, Kälteexperimente an Kindern (bzw. Säuglingen) durchgeführt haben soll. Gegenüber Kritikern rechtfertigte er seine Studien damit, dass die besagten Probanden keine Gefangenen waren. Die Testperson soll ein Kind eines Mitarbeiters, dessen Zustimmung er erhielt, gewesen sein. Entgegen Tsuneishis Erwartungen war es erstaunlich leicht diese Humanexperimente aufzudecken. Er erklärt sich diese Tatsache damit, dass die Mitglieder zu keiner Geheimhaltung der Experimente verpflichtet gewesen sein sollen, und dass die Ärzte im Glauben lebten, die Gesellschaft hätte keinen Grund diese zu kritisieren. Die Phase absoluter Geheimhaltung der Aktivitäten der Einheit galt laut Tsuneishi nur von 1933 bis zur ihrer offiziellen Gründung 1936.⁷⁸ Insofern (weil sie mühelos in Fachzeitschriften veröffentlicht werden konnten) waren die Resultate dieser Studien noch während und auch nach dem Krieg leicht zugänglich. So ist davon auszugehen, dass zumindest die medizinische Fachwelt Japans über diese Experimente Bescheid wusste. Es stellt sich die Frage inwieweit die japanische Zivilbevölkerung von den Taten ihrer Mediziner informiert war. Tsuneishi nimmt an, dass die Zivilbevölkerung lange nichts von den Humanexperimenten wusste, da die Mediziner keinen Grund dafür sahen etwas öffentlich zu „enthüllen“, das ohnehin nie ein Geheimnis war.⁷⁹

73 André Kunz, Tötungsfabrik „Einheit 731“, in: *taz.de*, 26.8.2002, [<http://www.taz.de/1/archiv/?dig=2002/08/26/a0139>], eingesehen 8.2.2016.

74 Mainichi shinbun, 4.1.2002, zit. n. Tsuneishi, Einheit 731, S.127.

75 Kitano Masaji, [Über das Epidemische Hämorrhagische Fieber: Geschichte der Armee-Hygiene während des Großen Ostasiatischen Krieges], (Hygieneschule der Selbstverteidigungskräfte), Bd. 7, 1969.

76 Naeo Ikeda, [„Experimentelle Untersuchungen zum Epidemischen Hämorrhagischen Fieber: *Pediculus Vestimenti* und *Xenopsylla Cheopsis* als Vektoren der Krankheit unter Verdacht“], in: *Japanese Journal of Infectious Diseases*, 42 (5), 1968, S. 125–130.

77 Hisato Yoshimura/Toshiyuki Iida, [Untersuchungen zur Reaktion von Blutgefäßen auf extreme Kälte], in: *Japanese Journal of Physiology*, Teil 1: 1950, Teil 2: 1952, Teil 3: 1952.

78 Tsuneishi, Einheit 731, S. 123.

79 Tsuneishi, Einheit 731, S. 131–136.

3.5 Die Aufklärung der japanischen Bevölkerung

Die Einschätzung darüber, wieviel die japanische Zivilgesellschaft über die Gräueltaten wusste, ist schwierig. Nach dem Krieg gab es eine ganze Reihe von Anlässen, die eine Aufklärung über die Vergehen der kaiserlichen Armee anstrebten. Bei den Prozessen von Tokyo 1946 und Chabarowsk 1949 gab es bereits Hinweise auf medizinische Experimente während des Krieges. Tokioter Zeitungen griffen Aussagen über eine „japanische Medizinertruppe“ von Kommunisten auf. Die beiden nationalen Zeitungen *Asahi shinbun* und *Mainichi shinbun* berichteten über die Chabarowsk Prozesse, die dann zum Thema der ersten japanischen Publikationen über die Einheit 731 wurden: *Sanzennin no seitai jikken* (3.000 Humanexperimente; Kyô Shimamura 1967) und *Saikinsen gunji saiban* (Militärtribunal zur biologischen Kriegsführung; Seizaburô Yamada 1974).⁸⁰

Im August 1975 wurde erstmals ein halbstündiger Ausschnitt eines Dokumentarfilms (von Haruko Yoshinaga) auf dem größten kommerziellen japanischen Sender, dem Tokyo Broadcasting System (TBS), ausgestrahlt. Der erste Teil, *Akuma no 731 butai* (Des Teufels Einheit 731), erregte kein nennenswertes Aufsehen in der Öffentlichkeit. Erst durch die beiden Nachfolgesendungen, die im August und November 1976 gesendet wurden, machten sich die dreijährige Forschungsarbeit und die Interviews mit 20 ehemaligen Mitgliedern der Einheit 731 bezahlt. Die Dokumentation enthielt Zeugenaussagen jener Mitarbeiter, die behaupteten, sie seien der Anklage des internationalen Militärgerichts entkommen, weil sie den amerikanischen Behörden als Gegenleistung für ihre Immunität ihre Forschungsunterlagen für 250.000⁸¹ Yen verkauften. Dieser Austausch habe trotz des Wissens über die Ursprünge der Forschungsergebnisse stattgefunden.⁸²

Diese Behauptungen erregten internationales Aufsehen und weckten das Interesse vieler Forscher. Der Historiker Frederick R. Dickinson⁸³ bezeichnet die 1980er Jahre als den Höhepunkt der japanischen Forschung über die Einheit 731. In dieser Zeit meldeten sich verstärkt Zeugen, die bereit waren, Details ihrer Vergangenheit preiszugeben.⁸⁴

In den 1990ern ließ sich abermals ein Wechsel in der japanischen Mentalität feststellen. Dickinson bezeichnet die 1990er als eine „Ära des öffentlichen Bewusstseins für dieses Thema“⁸⁵. Für Dickinson waren drei Ereignisse für diesen Wandel maßgeblich. 1989 wurden in Tokyo auf dem Gelände der ehemaligen militärischen Medizinhochschule, Knochen von mehr als hundert⁸⁶ Toten gefunden, die die Forschung mit Humanexperimenten in Verbindung brachte.⁸⁷ 1993 gelang es Tsuneishi erstmals, den Einsatz

80 Dickinson, Nachkriegspolitik, S. 140–141.

81 Nach dem Kursstand des 15.4.2016 entsprächen 250.000 Yen ca. 2035 Euro.

82 Ebd., S. 141–142.

83 Frederick R. Dickinson ist Professor für Japanische Geschichte an der University of Pennsylvania und gibt Kurse über das Moderne Japan, Ostasien, ostasiatische Diplomatie und Politik sowie Nationalismus in Asien. University of Pennsylvania. Department of History, Frederick R. Dickinson, 2016, [<http://www.history.upenn.edu/people/faculty/frederick-r-dickinson>], eingesehen 14.1.2016.

84 Dickinson, Nachkriegspolitik, S. 142–143.

85 Ebd., S. 143.

86 Tsuneishi, Einheit 731, S. 129.

87 Tsuneishi, Die Einheit 731 und die 1989 entdeckten Schädel, S. 123–138.

von biologischen Waffen auf dem Schlachtfeld anhand von Militärberichten aus dem japanischen Nationalarchiv schriftlich nachzuweisen. Im gleichen Jahr entdeckte eine weitere Gruppe von Wissenschaftlern in der Bibliothek der nationalen Verteidigungsbehörde Beweise für den Einsatz von biologischen Waffen in China.⁸⁸

3.6 Die Vergangenheitsbewältigung Japans

Dickinson geht in seinem Beitrag „Die Einheit 731 in der Nachkriegspolitik nationalen „Vergessens“⁸⁹ auf den Vorwurf der westlichen Welt, Japan leide an einer regelrechten „historischen Amnesie“ oder an „Vergesslichkeit“, ein. Er kritisiert die mangelhafte Vergangenheitsbewältigung Japans. Das Ministerium für Erziehung, Wissenschaft und Forschung versuchte lange, die begangenen Verbrechen während des Krieges in den japanischen Lehrbüchern zu verharmlosen. Vorfälle wie die Experimente der Einheit 731, das Massaker von Nanking und die Zwangsprostitution werden in vielen japanischen Lehrbüchern kaum erwähnt. Diese Haltung Japans wurde in den letzten 30 Jahren zunehmend von der internationalen Gemeinschaft kritisiert.⁹⁰ Der Zeitungsartikel „What Japanese history lessons leave out“⁹¹ berichtet von den (persönlichen) Folgen des Schulbuchstreites in Japan. Die Autorin hat beobachtet, dass viele junge JapanerInnen die ausländische Kritik und den Grund für die zwischenstaatlichen Spannungen kaum nachvollziehen können, da sie nicht richtig verstehen, wofür sie überhaupt angegriffen werden. Sieben Geschichtsschulbücher werden derzeit vom Schulministerium bewilligt. Die Schulen dürfen auswählen, welches sie benutzen wollen. Die Autorin Mariko berichtet, dass in dem 357-seitigen Geschichtsbuch nur 19 Seiten die Zeit zwischen 1931 und 1945 behandelten. Das Massaker von Nanking sowie die *comfort women* wurden nur in einer Fußnote erwähnt. Der Abwurf der beiden Atombomben über Hiroshima und Nagasaki wird in einem Satz behandelt und abgeschlossen. Die ehemalige Geschichtslehrerin Tamaki Matsuoka wirft dem Staat vor, dass das aktuelle Bildungssystem Schuld an den problematischen Auslandsbeziehungen sei, indem er vorsätzlich versucht, die jungen SchülerInnen nicht über die japanischen Kriegsverbrechen aufzuklären und diese im Unklaren zu lassen. Aus diesem Grund führte sie Interviews mit ehemaligen Opfern und publizierte Bücher, um Japans Bevölkerung aufzuklären. Auf der anderen Seite der Schulbuchdebatte steht Nobukatsu Fujioka mit seiner „Japanese Society for History Textbook Reform“. Er leugnet das Massaker von Nanking und die Existenz der *comfort women* und behauptet, die gewonnenen Zeugenaussagen stammten alle von bezahlten SchauspielerInnen. Diese Überzeugung lässt er auch in seine revisionistischen Schulbücher hineinfließen, von denen beispielsweise eines 2001 vom Staat für den Unterricht zugelassen wurde. Fujioka bezeichnet die meisten Schulbücher als „masochistisch“, da sie Japan in ein schlechtes Licht rücken würden. Bis

88 Dickinson, Nachkriegspolitik, S. 144.

89 Ebd., S. 139–166.

90 Ebd., S. 139.

91 Mariko Oi, What Japanese history lessons leave out, in: *BBC News*, 14.3.2013, [<http://www.bbc.com/news/magazine-21226068>], eingesehen 13.2.2016.

heute wird Japans unentschlossene Haltung bezüglich seiner Geschichtsschulbücher kritisiert.⁹²

Die Kritik spitzte sich darüber hinaus durch die alljährliche öffentliche Pilgerreise des japanischen Premierministers⁹³ Junichirō Koizumi (2001–2006) zu dem Yasukuni-Schrein, dem größten japanischen Kriegerdenkmal, zu.⁹⁴ Der Schrein gedenkt jenen, die für ihr Land das Leben ließen und soll ihre Seelen bewahren.⁹⁵ Der Ursprung dieser Kontroverse ist auf das Jahr 1959 zurückzuführen. Damals wurden auch die Namen von mehr als 1.000 verurteilten und exekutierten Kriegsverbrechern im Schrein verewigt. 1978 wurden zusätzlich 14 Kriegsverbrecher der Klasse A (darunter z.B. der damalige Premierminister Hideki Tojo) im Schrein geehrt. Shinzo Abe, seit 2012 Premierminister Japans, bricht mit dieser Tradition und zeigt Reue über die Taten seiner Vorfahren.⁹⁶

3.7 *comfort women*

In den letzten zwanzig Jahren gab es eine Vielzahl an Ereignissen, die an die japanischen Kriegsverbrechen erinnern sollen oder sie dementieren. 2014 gab es in China und Südkorea eine Reihe von (Foto-)Ausstellungen über *comfort women*, das Massaker von Nanking und die Einheit 731.⁹⁷ 2008 erschien in Japan der Dokumentarfilm „The Truth of Nanjing“, von dem Nationalisten Satoru Mizushima, der die Vorkommnisse in Nanking dementierte und damit große Kritik, vor allem aus China, auf sich zog.⁹⁸ Im August 1997 wurde die japanische Regierung erstmals aufgrund ihres Programmes verklagt. Die Klage wurde von japanischen Anwälten, im Auftrag von 180 chinesischen Klägern, eingereicht. 2002 gestand das Bezirksgericht von Tokyo erstmals, dass die kaiserliche Armee sich mit biologischer Kriegsführung beschäftigt hatte und akzeptierte die Verantwortung des Staates an den damit zusammenhängenden Vorkommnissen. Japan war jedoch nicht dazu bereit die Kläger zu entschädigen.⁹⁹ Am 28. Dezember 2015 erklärte Japan sich bereit 100 Millionen Yen¹⁰⁰ an eine von Südkorea gegründete Stiftung für ehemalige *comfort women* zu zahlen. Diese Summe soll in Form von Geld oder medizinischer Hilfe direkt an die betroffenen Frauen gehen. In Südkorea gibt es heute noch 46 Überlebende (jene, die sich bekanntgaben, alle mittlerweile ca. 90 Jahre alt), die die japanischen Entschädigungen in Anspruch nehmen könnten.¹⁰¹

92 Mariko Oi, What Japanese history lessons leave out, in: BBC News, 14.3.2013, [http://www.bbc.com/news/magazine-21226068], eingesehen 13.2.2016.

93 Obwohl diese Tradition bereits seit Jahrzehnten in den Reihen der politischen Führer Japans besteht: Adam Jones, Genocide. A Comprehensive Introduction, Oxon-New York 2006, S. 506.

94 Dickinson, Nachkriegspolitik, S. 139.

95 Yasukuni Shrine, Worshipping [sic], 2008, [http://www.yasukuni.or.jp/english/about/worshipping.html], eingesehen 14.1.2016.

96 Jones, Genocide, S. 507–508.

97 Jiji, China, South Korea Hold Exhibition on Japan's Wwartime Atrocities, in: *The Japan Times*, 16.8.2014, [http://www.japantimes.co.jp/news/2014/08/16/national/politics-diplomacy/china-south-korea-hold-exhibition-japans-wartime-atrocities/#.Vr45gVnrd5N], eingesehen 12.2.2016.

98 Jones, Genocide, S. 508.

99 Wang, War Crimes Trials, S. 47.

100 Das entspricht heute 787.593 Euro (Stand: 12.2.2016).

101 Jun Ji-hye, Japanese Fund to be Paid to Victims, in: *The Korean Times*, 5.2.2016, [http://koreatimes.co.kr/www/news/nation/2016/02/113_197458.html], eingesehen 12.2.2016.

Für den Abschluss dieser Einigung verlangt Japan jedoch das Entfernen der sich derzeit vor der japanischen Botschaft in Seoul befindenden Statue einer *Trostfrau*, welche dem Leiden aller *comfort women* gedenken soll und die gleichzeitig ein Symbol der Schande für Japan ist.¹⁰² Am 30. Dezember 2015 versammelte sich eine Gruppe von Studenten um die Statue und protestierte fünf Tage lang gegen deren Demontage.¹⁰³

2015 starb in China die letzte Frau, die Japan für die begangenen Verbrechen hätte verklagen können. China war jedoch nicht bereit die Geschichte der „comfort women“ mit dem Tod der Betroffenen zu vergessen. So wurde im Dezember 2015 in Nanking die erste Gedenkstätte für *comfort women* in China errichtet. Zudem versuchte Peking die Aufnahme von Dokumenten bezüglich der *comfort women* in die UNESCO Memory of the World Register (Weltdokumentenerbe) zu bewirken, was bisher jedoch fehlschlug.¹⁰⁴

4. Über die japanische Mentalität und Ausbildung

4.1 Über japanische Werte

Die Wertvorstellungen der Japaner basierten im 20. Jahrhundert zum Teil immer noch auf dem Kodex der alten Samurai, dem *bushido* (der Weg des Kriegers). Ein äußerst wichtiger Faktor des *bushido* war die Wahrung der persönlichen Ehre, woran der Wert eines Menschen gemessen wurde. Im 20. Jh. ging es so weit, dass das Ehrenverständnis der Japaner mit der nationalen Ehre identifiziert wurde.¹⁰⁵ Den jungen Japanern wurde die Liebe zum Vaterland und bedingungslose Hingabe, was den eigenen Tod miteinschloss, beigebracht. Sie mussten dem als gottähnlich empfundenen Kaiser absolute Treue und Gehorsam schwören. Diese völlige Hingabe sollte den Sieg Japans um jeden Preis sichern, ganz unabhängig von der tatsächlichen Lage auf dem Schlachtfeld. Mit diesem Gedanken hatte jeder Soldat den Kampf bis zum Tod zu erwarten. Selbst im Tod sollte man so viele Gegner wie möglich mit sich nehmen. Der Historiker Edwin Reinhold schreibt, dass „die Japaner“ vor schwierigen Kämpfen ihren Kameraden zuriefen, dass sie sich im Yasukuni-Schrein wiedersehen würden.¹⁰⁶ Das Sterben im Kampf, für das Vaterland und den Kaiser, wurde als große Ehre angesehen. Kapitulation war keine Option, denn diese brachte Schande über den Soldaten und seine Familie, besonders wenn der Soldat in Gefangenschaft geriet. Aus diesem Grund begingen viele Offiziere vor ihrer Gefangennahme rituellen Selbstmord, den *seppuku*. Damit die Soldaten im

102 George Koo, Celebrating the closure of the comfort women issue is premature, in: *Asia Times*, 3.1.2016, [<http://atimes.com/2016/01/celebrating-the-closure-of-the-comfort-women-issue-is-premature/>], eingesehen 13.2.2016.

103 O. N., Students Protest to Protect Comfort Woman Statue in Seoul, in: *The Dong-a ilbo*, 5.1.2016, [<http://english.donga.com/List/3/04/26/520548/1>], eingesehen 13.2.2016.

104 Shannon Tiezzi, China, Taiwan Apply Pressure to Japan Over 'Comfort Women' Issue. Beijing and Taipei Respond to Japan's Agreement with South Korea over World War II Sex Slaves, 6.1.2016, [<http://thediplomat.com/2016/01/china-taiwan-apply-pressure-to-japan-over-comfort-women-issue/>], eingesehen 12.6.2016.

105 Winfried Speitkamp, Ohrfeige, Duell und Ehrenmord. Eine Geschichte der Ehre, Deutschland 2010, S. 189, 288–289, 292.

106 Ebd., S. 189.

Notfall nicht vor diesem zurückschrecken, erklärte man ihnen, dass sie, wenn sie in Gefangenschaft der Alliierten gerieten, gefoltert oder umgebracht werden würden.¹⁰⁷

Neben dem *bushido*-Kodex war die konsequente Unterscheidung zwischen „uns“ (Japanern) und „ihnen“ (andere Asiaten) von großer Bedeutung. Zur Herstellung solcher Unterscheidungen sind Kategorien zur Unterteilung in unterschiedliche Gruppierungen von Nöten. Solche lassen sich aus den japanischen Rassentheorien ableiten. Demnach soll es drei asiatische „Rassen“ geben: Ganz oben stehe, meint der russische Philosoph Boris G. Judin, die „Meisterrasse“ der Japaner, an zweiter Stelle verwandte „Rassen“ wie die Chinesen und die Koreaner und ganz unten die „Gastrassen“, zumeist Inselvölker wie die Bewohner Samoas. Alle „Rassen“ sollten sich jener der japanischen „Meisterrasse“ unterwerfen, sie wurden als niedere Lebensformen angesehen. Diese Weltanschauung wurde als Rechtfertigung für das Experimentieren an „minderwertigen“ ethnischen Gruppen genutzt.¹⁰⁸ Tatsächlich waren die BewohnerInnen Japans durch die relative Abgeschlossenheit vom Festland und der restlichen Außenwelt im Laufe der Jahrhunderte zu einem sehr homogenen Volk geworden. Die physische sowie die kulturelle Isolation der Japaner trugen zur Entwicklung einer ausgeprägten rassischen und kulturellen Xenophobie bei. Sie waren stolz auf ihre „rassisch reine“ Gesellschaft, die aus nur 1–2 Prozent¹⁰⁹ Nicht-Einheimischen bestand, und ihr uraltes religiös-politisches System, das sich (in ihren Augen) seit über 2.500 Jahren bewährte. S. H. Harris behauptet, dass Japan damals, und heute noch, zu den weltweit ethnozentristischsten Nationen gehört.¹¹⁰

4.2 *Der Tod als Arbeit*

Nicht nur die Mentalität, sondern auch die militärische Erziehung trug zur Grausamkeit der japanischen Soldaten bei. Offiziere und Soldaten sollten dazu fähig sein, jeden Befehl ohne zu zögern auszuführen. Sie wurden so umerzogen, dass sie ihre Gegner nicht mehr als Menschen betrachteten. So wurden sie zum Beispiel „Mutproben“ unterzogen, in denen sie knienden Gefangenen mit dem Schwert den Kopf abschlugen oder sie mit dem Bajonett erstechen sollten.¹¹¹ Diese Übungen, „Spiele“ oder gar Wettbewerbe dienten dazu, den menschlichen Instinkt, Wehrlose zu verschonen, abzutöten.¹¹²

S. H. Harris schreibt, dass Ishiis Mitarbeiter aufgrund ihrer medizinischen und wissenschaftlichen Fertigkeiten für den Dienst in der Einheit 731 ausgewählt wurden, und nicht, weil sie etwa ausgeprägte sadistische Charakterzüge besessen hätten oder einfach bössartige Menschen gewesen wären. Jedoch gab es unterschiedliche

107 Gruhl, *Japan's World War Two*, S. 189.

108 Yudin, *Research*, S. 75.

109 Auch heute bilden Ausländer immer noch nur rund zwei Prozent der Gesamtbevölkerung. AHK, Deutsche Industrie- und Handelskammer in Japan, o. D., [<http://www.japan.ahk.de/japan-tipps/land-leute/bevoelkerung/>], eingesehen 24.2.2016.

110 Harris, *Factories of Death*, S. 57.

111 Gruhl, *Japan's World War Two*, S. 190–191.

112 Chang, *Vergewaltigung*, S. 62.

Gründe und Wege um Mitglied der Einheit zu werden. Der Beitritt erfolgte z. B. aus purer Abenteuerlust. Viele Soldaten wurden auf Befehl der militärischen Leitung nach Ping Fan abkommandiert. Andere wurden dorthin geschickt, um hohe Positionen zu bekleiden (z. B. die *Gang of Seven*, eine Gruppe, bestehend aus sieben Personen, die von der Kaiserlichen Universität Kyoto nach Ping Fan geschickt wurde, um dort die Arbeit als Projektleiter zu übernehmen). Möglicherweise gab es mehrere Fälle, die jenem des 16-jährigen Shinozuka Yoshio ähnelten. Dieser meldete sich kurz vor seinem bevorstehenden Einzug in die Armee freiwillig für das Jugendkorps der Japanischen Armee und wurde später der Einheit 731 zugeteilt. Er nahm an, dass er in einer medizinischen Einheit höhere Überlebenschancen hätte als bei der Infanterie. Hinzu kam, dass Ishiis Truppe verhältnismäßig gut bezahlt war.¹¹³ Der Ausblick auf eine Beförderung spornte die Mitglieder zusätzlich an. Ethische Bedenken durften kein Hindernis für die Mitglieder darstellen. Ihre Taten sollten mit dem Dienst für die Nation, dem Erlangen von Ruhm und Reichtum sowie dem wichtigen Endresultat ihrer Forschung gerechtfertigt werden.¹¹⁴ Ishii sprach direkt zu seinen Untergebenen:

„Our God-given mission as doctors is to challenge all varieties of disease microorganisms; to block all roads of intrusion into the human body; to annihilate all foreign matter resident in our bodies; and to devise the most expeditious treatment possible. However, the research work upon which we are now about to embark is the completely opposite of these principles, and may cause us some anguish as doctors. Nevertheless, I beseech you to pursue this research, based on the dual thrill of (1) a scientist to exert efforts to probing for the truth in natural science and research into, and discovery of, the unknown world, and (2) as a military person. To successfully build a powerful military weapon against the enemy.“¹¹⁵

Oben wurde besprochen, dass den Mitgliedern der Einheit 731 durch die Einführung von Kategorien basierend auf „Rassen“ das Experimentieren und Töten von Menschen leichter fiel. Dabei blieb es jedoch nicht, „die Japaner“ erschufen noch eine weitere Kategorie, die ihre Opfer entmenschlichen sollte. Sie bezeichneten ihre „Testobjekte“ als *maruta*, als Holzklötze, und bewirkten damit die Entmenschlichung der Opfer. Durch die „*maruta technology*“¹¹⁶ wurden aus Menschen leblose Objekte, einfache Nummern, Forschungsmaterial, für die die Ärzte und Soldaten kein Mitgefühl zu empfinden brauchten.¹¹⁷ Der Autor Seiichi Morimura dokumentierte in seinem Werk¹¹⁸ die Aussage eines ehemaligen Mitglieds der Ishii Einheit:

„We did not regard ‚logs‘ as people – they were even lower than cattle. There was not one scientist or researcher who had even a minimal regard [...] for

113 Hier nennt Harris leider keine Details.

114 Harris, *Factories of Death*, S. 55–56.

115 Ebd., S. 56–57.

116 Yudin, *Research*, S. 76.

117 Ebd., S. 76–77.

118 Seiichi Morimura, *The Devil’s Gluttony*, Moskau 1983.

these ‚log‘. Everybody in the unit – military personnel as well as civilians – [...] regarded the destruction of these ‚logs‘ as something absolutely natural.¹¹⁹

5. Fazit

Diese Arbeit hat den Aufbau und die Struktur der Einheit 731 beschrieben und anschließend einige ihrer Humanexperimente vorgestellt. Die menschenverachtende „Forschung“ der Einheit 731 sollte einen Beitrag zur Wissenschaft und Medizin leisten. Wie sich zeigte, waren sich die USA sowie auch die UdSSR der Grausamkeit dieser Experimente bewusst. Da es für beide Supermächte schwierig gewesen sein dürfte, diese Experimente selbst durchzuführen (als moralischer Kompass der Nationen), versuchten beide Nationen die „Forschungsergebnisse“ der Einheit 731 in ihren Besitz zu bringen, um so möglicherweise einen militärischen und wissenschaftlichen Vorteil im Verlauf des Kalten Krieges zu erreichen. Die „Forschungsdaten“ erhielten sie im Umtausch für die Unterstützung der Verschleierung der japanischen Grausamkeiten bzw. die Verhängung eines milden Strafurteils anstelle der Todesstrafe. Damit kann festgestellt werden, dass eine Verharmlosung und Verschleierung der japanischen Gräueltaten nach dem Krieg von Seiten wichtiger Akteure auch unter Duldung der internationalen Gemeinschaft stattfand. Diese Arbeit hat gezeigt, dass Japan sich nach wie vor mit der Bewältigung seiner Weltkriegsgeschichte schwer tut. Die minimale Aufklärung der japanischen Tätigkeit im Zweiten Weltkrieg, die jahrzehntelange Verehrung von Kriegsverbrechern, die teilweise noch immer bestehende Verleugnung der Vergangenheit und die fehlende Bereitschaft, Schuld einzugestehen, zeigen, wie schwer es Japan fällt, mit seiner Vergangenheit umzugehen und ins Reine zu kommen.

Diese Arbeit suchte nach einer Erklärung, warum das japanische Militär zu diesen Grausamkeiten fähig war. Wie sich zeigte, spielte der alte Kriegerkodex, der *bushido*, im 20. Jahrhundert immer noch eine große Rolle. Er lehrte das Wahre der persönlichen Ehre, jener des Kaisers und der ganzen Nation, als höchstes moralisches Prinzip. Dadurch lassen sich die vielen Ehrenmorde, *seppuku*, die große Aufopferungsbereitschaft und die Befehlshörigkeit innerhalb der japanischen Armee erklären. Darüber hinaus kann man die vielen Toten kaum als Opfer des Krieges betrachten. Die japanischen Soldaten mordeten (z. B. in Nanking) willkürlich mit dem Gedanken, dass ihre Opfer einer „minderwertigen Rasse“ angehörten oder nicht als Menschen anzusehen sind (wie die Opfer der Experimente).

In den letzten Jahren hat sich gezeigt, dass Japan nicht an seiner ehemaligen Politik des Schweigens und Ignorierens festhält. Der internationale Druck, vor allem von Seiten Chinas und Südkoreas veranlasste Japan dazu, seine Haltung zu korrigieren. So gestand die japanische Regierung 2002 das Experimentieren der Einheit 731 mit biologischen Waffen ein und erklärte sich 2015 dazu bereit, die noch lebenden *comfort women* zu entschädigen.

119 Ebd., S. 13, zit. n. Yudin, Research, S. 76.

6. Abkürzungsverzeichnis

EHF	epidemisch hämorrhagisches Fieber
EPRL	Epidemic Prevention Research Laboratory
IMTFE	International Military Tribunal for the Far East (Tokyoter Prozesse)
IPS	International Prosecution Section
NKWD	Narodny kommissariat wnutrennich del, Volkskommissariat für innere Angelegenheiten

7. Literaturverzeichnis

AHK. Deutsche Industrie- und Handelskammer in Japan, o. D., [<http://www.japan.ahk.de/japan-tipps/land-leute/bevoelkerung/>], eingesehen 24.2.2016.

Bärnighausen, Till, „Tödliche Wissenschaft“ - Die Humanexperimente der japanischen Armee in China, 1932–45, in: Gernot Böhme/William R. LaFleur/Susumu Shimazono (Hrsg.), *Fragwürdige Medizin. Unmoralische Forschung in Deutschland, Japan und den USA im 20. Jahrhundert*, (Kultur der Medizin. Geschichte – Theorie – Ethik 23), Frankfurt-New York 2008, S. 167–196.

Budge, Kent G., Kwantung Army, in: *The Pacific War Online Encyclopedia*, 2015, [http://pwencycl.kgbudge.com/K/w/Kwantung_Army.htm], eingesehen 15.2.2016.

Chang, Iris, *Die Vergewaltigung von Nanking, Das Massaker in der chinesischen Hauptstadt am Vorabend des Zweiten Weltkriegs*, Zürich 1999.

China Harbin, Administrative Divisions, o. D., [http://www.harbin.gov.cn/english/Harbin_Overview/Administrative_Divisions.htm], eingesehen 2.1.2016.

Dickinson, Frederick R., Die Einheit 731 in der Nachkriegspolitik nationalen „Vergessens“, in: Gernot Böhme/William R. LaFleur/Susumu Shimazono (Hrsg.), *Fragwürdige Medizin. Unmoralische Forschung in Deutschland, Japan und den USA im 20. Jahrhundert*, (Kultur der Medizin. Geschichte – Theorie – Ethik 23), Frankfurt-New York 2008, S. 139–166.

Douglas MacArthur. World War II, in: infoplease. *The Columbia Electronic Encyclopedia*, 2012, [<http://www.infoplease.com/encyclopedia/people/macarthur-douglas-world-war-ii.html>], eingesehen 14.2.2016.

Gold, Hal, *Unit 731 Testimony*, 1996.

Gruhl, Werner, *Imperial Japan's World War Two 1931–1945*, New Brunswick-New Jersey 2007.

Harris, H. Sheldon, *Factories of Death. Japanese Biological Warfare, 1932–1945, and the American Cover-up*, New York-London 2002.

ICD. *International Crimes Database, War Crimes*, 2013, [<http://www.international-crimesdatabase.org/crimes/warcrimes>], eingesehen 15.1.2016.

Ji-hye, Jun, Japanese Fund to be Paid to Victims, in: *The Korea Times*, 5.2.2016, [http://koreatimes.co.kr/www/news/nation/2016/02/113_197458.html], eingesehen 12.2.2016.

Jiji, China, South Korea Hold Exhibition on Japan's Wartime Atrocities, in: *The Japan Times*, 16.8.2014, [<http://www.japantimes.co.jp/news/2014/08/16/national/politics-diplomacy/china-south-korea-hold-exhibition-japans-wartime-atrocities/#.Vr4SgVn-rd5N>], eingesehen 12.2.2016.

Jones, Adam, *Genocide. A Comprehensive Introduction*, Oxon-New York ²2006.

Koizumi Junichiro. Prime Minister of Japan, in: *Encyclopaedia Britannica*, 2.3.2014, [<http://www.britannica.com/biography/Koizumi-Junichiro>], eingesehen 14.1.2016.

Koo, George, Celebrating the closure of the comfort women issue is premature, in: *Asia Times*, 3.1.2016, [<http://atimes.com/2016/01/celebrating-the-closure-of-the-comfort-women-issue-is-premature/>], eingesehen 13.2.2016.

Kunz, André, Tötungsfabrik „Einheit 731“, in: *taz.de*, 26.8.2002, [<http://www.taz.de/1/archiv/?dig=2002/08/26/a0139>], eingesehen 8.2.2016.

Morimura, Seiichi, *The Devil's Gluttony*, Moskau 1983.

O. N., Chlormethan, *Chemie.de. Lexikon*, 8.12.2007, [<http://www.chemie.de/lexikon/Chlormethan.html#Verwendung>], eingesehen 14.2.2016.

O. N., Students Protest to Protect Comfort Woman Statue in Seoul, in: *The Dong-a ilbo*, 5.1.2016, [<http://english.donga.com/List/3/04/26/520548/1>], eingesehen 13.2.2016.

Oi, Mariko, What Japanese history lessons leave out, in: *BBC News*, 14.3.2013, [<http://www.bbc.com/news/magazine-21226068>], eingesehen 13.2.2016.

Pietsch, Silke/Strumpf, Nina, Die UN-Resolution 1820 zum Schutz von Frauen vor sexualisierter Gewalt in bewaffneten Konflikten, in: Berthold Meyer/Friedrich Glasl (Hrsg.), *Konfliktregelung und Friedensstrategien. Eine Einführung (Friedens- und Konfliktforschung)*, Wiesbaden 2011¹, S. 545–572.

Pschyrembel. *Klinisches Wörterbuch*, Berlin-New York 2007²⁶¹.

Schreiber, Gerhard, *Der Zweite Weltkrieg*, München ⁴2007.

Speitkamp, Winfried, *Ohrfeige, Duell und Ehrenmord. Eine Geschichte der Ehre, Deutschland* 2010.

Straus, Scott, Contested Meanings and Conflicting Imperatives: A Conceptual Analysis of Genocide, in: *Journal of Genocide Research* 3 (2001), Vol. 3, S. 349–375.

Tiezzi, Shannon, China, Taiwan Apply Pressure to Japan Over 'Comfort Women' Issue. Beijing and Taipei Respond to Japan's Agreement with South Korea over World War II Sex Slaves, 6.1.2016, [<http://thediomat.com/2016/01/china-taiwan-apply-pressure-to-japan-over-comfort-women-issue/>], eingesehen 12.6.2016.

Tsuneishi, Kei-ichi, Die Einheit 731 und die 1989 entdeckten Schädel – Ärzte im organisierten Verbrechen, in: Gernot Böhme/William R. LaFleur/Susumu Shimazono (Hrsg.), *Fragwürdige Medizin. Unmoralische Forschung in Deutschland, Japan und den USA im 20. Jahrhundert*, (Kultur der Medizin. Geschichte – Theorie – Ethik Bd. 23), Frankfurt-New York 2008, S. 123–138.

Tsuneishi, Kei-ichi, Unit 731 and the Japanese Imperial Army's Biological Warfare Program, in: *The Asia-Pacific Journal: Japan Focus* (2005), Vol 3. Nr. 11, [<http://www.japan-focus.org/~tsuneishi-keiichi/2194/article.html>], eingesehen 4.1.2016.

University of Pennsylvania. Department of History, Frederick R. Dickinson, 2016, [<http://www.history.upenn.edu/people/faculty/frederick-r-dickinson>], eingesehen 14.1.2016.

UN-Völkermordkonvention. Übereinkommen über die Verhütung und Bestrafung des Völkermordes, Völkermord – eine Definition, o. D., [<http://www.voelkermordkonvention.de/voelkermord-eine-definition-9158/>], eingesehen 17.12.2015.

Wang, Suzy, Medicine-Related War Crimes Trials and Post-War Politics and Ethics. The Unresolved Case of Unit 731, Japan's bio-warfare program, in: Jing-Bao Nie/Nanyan Guo/Mark Selden/Arthur Kleinman (Hrsg.), *Japan's Wartime Medical Atrocities. Comparative inquiries in science, history, and ethics*, London-New York 2010, S. 32–58.

Yasukuni Shrine, Worshipping [sic], 2008, [<http://www.yasukuni.or.jp/english/about/worshipping.html>], eingesehen 14.1.2016.

Yudin, Boris G., Research on Humans at the Khabarovsk War Crime Trial: A Historical and Ethical Question, in: Jing-Bao Nie/Nanyan Guo/Mark Selden/Arthur Kleinman (Hrsg.), *Japan's Wartime Medical Atrocities. Comparative inquiries in science, history, and ethics*, London-New York 2010, S. 59–78.

Zöllner, Reinhard, *Geschichte Japans. Von 1800 bis zur Gegenwart* (UTB Geschichte 2683), Paderborn 2009².

Raffael Wilmes ist Student der Geschichtswissenschaften im 7. Semester an der Universität Innsbruck. Raffael.Wilmes@student.uibk.ac.at

Zitation dieses Beitrages

Raffael Wilmes, Japans Kriegsverbrechen in China. Umgang und Erinnerung mit den Gräueltaten der Einheit 731 und dem Massaker von Nanking, in: *historia.scribere* 9 (2017), S. 45–67, [<http://historia.scribere.at>], 2016–2017, eingesehen 14.6.2017 (=aktuelles Datum).

**Best-Paper-Awards 2017 &
Sonderpreis des Landes Vorarlberg 2017**

gesponsert von der Historisch-Philosophischen Fakultät und dem Land Vorarlberg

Zukunftspessimismus in der Frühen Neuzeit? Überlegungen zu frühneuzeitlichen Zukunftsvorstellungen am Beispiel des Vanitas-Motives zur Zeit des Barock

Lisa-Marie Gabriel

Kerngebiet: Wirtschafts- und Sozialgeschichte

eingereicht bei: Univ.-Prof. Dr. Kupper Büchel Patrick

eingereicht im Semester: WS 2015/16

Rubrik: BA-Arbeit

Abstract

Future pessimism in the Early Modern era? Reflections on Early Modern future imaginations exemplified by the baroque Vanitas motif

The following bachelor thesis is about the future imaginations of the Early Modern time. The paper follows the question, if there was a factual ‚future pessimism‘ in the baroque era, trying to exemplify this by the booming Vanitas motif. Therefore, the thesis will examine the history and meaning of the motif compared to the trends of the tumultuous 17th century. As will be shown, the Vanitas motif was also an art form as well as a manifestation of a transience-consciousness that manifested itself not least in the form of Vanitas still life and baroque poetry.

1. Einleitung

„Das Zukünftige geht uns nichts an, weder daß es ist, noch daß es nicht ist; wir dürfen keine Unruhe deshalb haben. Dies ist der richtige Gedanke über die Zukunft“,¹ schrieb G. W. F. Hegel in den 1820er-Jahren in seiner Geschichte der Philosophie. Eine Prämisse, die zumindest in der HistorikerInnen-Zunft lange anerkannt war, langsam aber aufzubrechen scheint, erfreut sich die Futurologie, also die Lehre von der Zukunft, doch seit einigen Jahren zunehmender Beliebtheit als Forschungsgegenstand – auch in den

1 Georg Wilhelm Friedrich Hegel, Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte, in: Georg Wilhelm Friedrich Hegel, Werke in zwanzig Bänden, Eva Moldenhauer und Karl Markus Michel (Hrsg.), Band 17, Frankfurt am Main 1969, S. 331.

Geschichtswissenschaften.² Dass gerade letztere dabei ebenso ihren legitimen Platz im Feld der Zukunftsforschung haben wie andere Wissenschaften, zeigt nicht zuletzt eine Definition des Untersuchungsgegenstandes des deutschen Physikers, Soziologen und Zukunftsforschers Rolf Kreibich aus dem Jahr 2006:

„Zukunftsforschung ist die wissenschaftliche Befassung mit möglichen, wünschbaren und wahrscheinlichen Zukunftsentwicklungen und Gestaltungsoptionen sowie deren Voraussetzungen in Vergangenheit und Gegenwart.“³

Die historische Zukunftsforschung wirkt dabei insbesondere auf dem „Gebiet der historischen Horizontbildung“⁴ als auch im Bereich der „Zukunftsgestaltung“.⁵ Das heißt, die Geschichtswissenschaft erforscht ebenso vergangene Zukunftsvorstellungen, als sie auch aus der Vergangenheit Tendenzen zur gegenwärtigen Zukunftsentwicklung abzuleiten versucht – die Geschichte also auch in diesem Feld eine *magistra vitae*.

Eine Analyse auf dem Gebiet der historischen Horizontbildung ist gewissermaßen auch die hier vorliegende Bachelorarbeit. Deren Ziel ist eine exemplarische Untersuchung vergangener, das heißt frühneuzeitlicher Zukunftsvorstellungen, festgemacht am Beispiel des Vanitas-Motives zur Zeit des Barock. Eine Themenwahl, die aus der Überlegung heraus zustande kam, dass der Epochenbegriff *Neuzeit* schon seit seiner Prägung durch die Humanisten um 1500 überaus positiv konnotiert war und es auch heute noch oft ist. Er suggeriert das Bild eines geradezu glanzvollen neuen Zeitalters mit ebenso glanzvollen Zukunftsaussichten. Ein Eindruck, der bei genauerer Betrachtung der Epochenentwicklungen – man denke etwa an die verheerenden Folgen der Kleinen Eiszeit, den Dreißigjährigen Krieg, die Inquisition, die Revolutionen, etc. – allerdings nur allzu bald fraglich erscheint. Umso mehr, wenn man den Blick auf das geradezu allgegenwärtige Vanitas-Motiv und die damit verbundene Mahnung an den stets nahenden Tod rund um das 17. Jahrhundert wendet.

Kann für die Zeit des Barock, als Ausschnitt der Frühen Neuzeit, also tatsächlich von einem ausgemachten *Zukunftspessimismus* gesprochen werden? Und ist diese Idee am Beispiel des Vanitas-Motives festzumachen oder handelt es sich bei diesem vielmehr um eine rein künstlerische Verarbeitung eines gängigen Topos in einer der vielleicht verspieltsten Epochen der europäischen Kunst- und Kulturgeschichte? Was hat es mit den Zukunftsvorstellungen der frühneuzeitlichen Gesellschaft überhaupt auf sich und unter welchen Voraussetzungen ist eine solche Analyse zu betrachten? Dies sind die Fragen, denen sich diese Arbeit widmet. Dabei ist davon auszugehen, dass aufgrund der krisenbehafteten Zeitumstände gerade in der Zeit des Barock eine überaus pessi-

2 Lucian Hölscher, *Die Entdeckung der Zukunft* (Europäische Geschichte), Frankfurt am Main 1999, S. 9. Siehe auch Alexander Schmidt-Gernig, Rezension zu: Lucian Hölscher, *Die Entdeckung der Zukunft*, in: *H-Soz-Kult* 10.02.2000, online [http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/rezensionen/252.pdf], eingesehen 16.9.2016. Hölscher und sein Rezensent berichten für die Zeit der Jahrtausendwende noch von einer recht zögerlichen Auseinandersetzung der HistorikerInnenzunft mit der Geschichte der Zukunft.

3 Rolf Kreibich, *Zukunftsforschung*. Arbeitsbericht Nr. 23/2006, IZT, Berlin 2006, S. 3, online [https://www.izt.de/fileadmin/downloads/pdf/IZT_AB23.pdf], eingesehen 1.10.2015.

4 Hölscher, *Entdeckung der Zukunft*, S. 234.

5 Ebd., S. 235.

mistische Zukunftsschau aktuell war. In diesem Zusammenhang ist auch zu überlegen, ob das Vanitas-Motiv seinerzeit tatsächlich eine über das künstlerische Interesse hinausgehende Konjunktur erlebte, oder ob dem bekannten Vergänglichkeits-Topos in dieser Zeit keine größere Bedeutung beizumessen ist.

Unter Bezugnahme auf die einschlägige Forschungsliteratur sowie auf drei ausgewählte zeitgenössische Quellen sucht die vorliegende Arbeit in drei größeren Abschnitten Antworten auf die formulierten Fragestellungen und Hypothesen. Ein erster Teil widmet sich dabei zunächst dem vorrangigen Untersuchungsgegenstand: Was heißt überhaupt *Zukunft* und was ist in Hinblick auf die Analyse vergangener Zukunftsvorstellungen zu beachten? Das darauffolgende Kapitel widmet sich davon ausgehend speziell den Tendenzen frühneuzeitlicher Zukunftsentwürfe: Was lässt sich grundsätzlich zur Konnotation gegenüber dem Begriff *Zukunft* in dieser Epoche aussagen und welche Entwicklungslinien lassen sich, womöglich speziell für die Zeit des Barock, festmachen? Der dritte und umfangreichste Teil dieser Arbeit beschäftigt sich davon ausgehend explizit mit der Analyse der barocken Zukunftsmentalität am Beispiel des Vanitas-Motives als exemplarischem Auszug frühneuzeitlicher Zukunftsgeschichte. Dabei werden sowohl das Vanitas-Motiv als auch die Epochenhintergründe des Barock genauer in Augenschein genommen, die es anhand der zeitgenössischen Quellen aus den Bereichen Kunst und Literatur kritisch zu hinterfragen gilt.

Was den Literatur- und Forschungsstand zur hier gewählten Thematik anbelangt, so wurde bereits eingangs darauf verwiesen, dass die Zukunftsforschung gerade in den Geschichtswissenschaften lange Zeit *stiefmütterlich* behandelt wurde. Dennoch finden sich mehrere hilfreiche Publikationen sowohl aus den Prä- als auch aus den Post-2000er-Jahren. Als Referenzwerk zum Aspekt der Zukunftsvorstellung ist dabei zweifellos Lucian Hölschers 1999 erschienene Monographie „Entdeckung der Zukunft“ zu nennen. Hilfreich waren weiterhin „Zeit und Kultur. Geschichte des Zeitbewußtseins in Europa“ aus dem Jahre 1980 von Rudolf Wendorff, sowie der 2004 veröffentlichte Titel „Zeitkulturen“ von Lutz Götze. Weiterführend waren auch Beiträge der Enzyklopädie der Neuzeit zu diversen Aspekten der vorliegenden Thematik. So etwa der Eintrag *Zeiterfahrung* von Eric-Oliver Mader (einen eigenen Beitrag unter dem Schlagwort *Zukunft* oder einem ähnlichen Terminus führt das Nachschlagewerk nicht), sowie die Einträge *Barock* und *Vanitas*, jeweils von Kennern der Materie bearbeitet. Letztere konnten von einem verhältnismäßig umfangreicheren Literaturangebot, als dies in Bezug auf (frühneuzeitliche) Zukunftsvorstellungen der Fall ist, ergänzt werden. So etwa von diversen Kompendien zu barocker Kunst und Literatur, wie Sabine Burbaums Kompaktdarstellung zur Kunst-Epoche *Barock*, erschienen 2003, oder dem ersten Band „Deutsche Literaturgeschichte“ des Forscherpaares Erika und Ernst von Borries in der Auflage von 2006.

2. **Zukunftsvorstellung: Zu Begriff und Problematik des Untersuchungsgegenstandes**

Will man sich mit vergangenen Zukunftsvorstellungen beschäftigen, fragt man nicht allein nach dem Begriff der *Zukunft* und seiner jeweiligen Bedeutung, sondern man beschäftigt sich zwangsläufig auch mit der *Zeit*. Ein Umstand, der ein ungleich weiteres Begriffsfeld eröffnet: Die Rede ist von der *Zeitordnung* und *Zeitrechnung*, von der *Zeitwahrnehmung*, vom *Zeitempfinden* und *Zeitbewusstsein*. Lutz Götze, der sich in einer 2004 erschienenen Studie mit *Zeit* in verschiedenen Kulturen der Erde sowie in unterschiedlichen wissenschaftlichen Feldern auseinandergesetzt hat, spricht etwa von der *Linearität* im Gegensatz zur *Zirkularität* des *Zeitbewusstseins* und von der *absoluten* im Gegensatz zur *subjektiv* erlebten *Zeit*.⁶ All diese genannten Aspekte sind Möglichkeiten zur Annäherung an den Umgang mit dem Phänomen *Zeit*, das in einer Gesellschaft und innerhalb dieser selbst von den einzelnen Mitgliedern mitunter jeweils ganz unterschiedlich aufgefasst wird. Das heißt, die *Zeit* – und damit auch das Verständnis von „Vergangenheit“, „Gegenwart“ und *Zukunft* – ist jeweils subjektiv sowie kulturell bedingt. Oder wie Götze in Entlehnung der Worte Isaac Newtons meint: „Zeit ist ‚Menschenwerk‘“⁷

Wenn diese Aspekte für die *Zeit* als solche gelten, müssen sie demnach ebenso für die *Zukunft* – sozusagen als Ausschnitt der *Zeit* – geltend gemacht werden. Tatsächlich ist auch *die Zukunft* ein reines Gedankenkonstrukt, ein Produkt erschaffen von Menschenhand, das je nach räumlichen, kulturellen und selbst individuellen Bedingungen unterschiedlich erlebt und erfahren wird. Alleine aus diesem Grund scheint es auch sinnvoll, von *Zukünften* anstelle von *Zukunft* zu sprechen. Nicht zuletzt da es quer durch die Epochen betrachtet eine ausgesprochene Fülle an Zukunftsvorstellungen gab, „die zu verschiedenen Zeiten, bei verschiedenen Menschen und hinsichtlich verschiedener Gegenstände bestanden haben“⁸. Zukunftsvorstellungen sind letztlich also mentalitätsgeschichtliche Konstrukte, die als solche mitunter nur schwer zu fassen sind und deren Betrachtung durchaus nicht frei von Problemen ist, etwa was die Quellen angeht, die oft nicht oder nur unzureichend vorhanden sind, nur eine bestimmte Gesellschaftsschicht oder Weltansicht abbilden und so weiter.⁹ Erschwerend hinzu kommt, dass die Erforschung der *Zukunft*, die grundsätzlich interdisziplinär zu bearbeiten und zudem kein „fest umrissene Wissenschaft“¹⁰ ist,¹¹ von WissenschaftlerInnen ganz unterschiedlich bewertet wird.

6 Lutz Götze, *Zeitkulturen. Gedanken über die Zeit in den Kulturen* (Im Medium fremder Sprachen und Kulturen 6), Frankfurt am Main 2004, S. 10; Eric-Oliver Mader, *Zeiterfahrung*, in: *Enzyklopädie der Neuzeit*, online [http://referenceworks.brillonline.com/entries/enzyklopaedie-der-neuzeit/zeiterfahrung-a4858000], eingesehen 4.11.2015.

7 Götze, *Zeitkulturen*, S. 10; Ebd., S. 9–10.

8 Hölscher, *Entdeckung der Zukunft*, S. 10.

9 Hierzu ausführlicher Peter Dinzelsbacher, *Zu Theorie und Praxis der Mentalitätsgeschichte*, in: Peter Dinzelsbacher (Hrsg.), *Europäische Mentalitätsgeschichte. Hauptthemen in Einzeldarstellungen*, Stuttgart 1993, S. XV–XXXVII.

10 Kreibich, *Zukunftsforschung*, S. 3.

11 Ebd., S. 3–4.

Während etwa Rolf Kreibich von den Möglichkeiten der Zukunftsforschung berichtet und von vornherein von *Zukünften*¹² als Forschungsgegenstand spricht, meint im Gegensatz dazu beispielsweise die Historikerin und Philosophin Doris Gerber, dass es unabhängig vom Betrachtungszeitpunkt jeweils nur eine offene Zukunft geben kann. Die Wissenschaftlerin, die sich kritisch mit dem von Reinhart Koselleck weithin tradierten Begriff von der „vergangenen Zukunft“ beschäftigt hat,¹³ geht sogar so weit zu sagen, dass jeder „Versuch, irgendeine bestimmte Vergangenheit als eine auf ihre jeweilige Zukunft verwiesene zu untersuchen, [...] misslingen [muss]“;¹⁴ da die Geschichtswissenschaft ihre Analysen zwangsläufig nur auf die einzig vorhandene, nämlich die eigene Zukunft beziehen kann.¹⁵ Ein Umstand, den durchaus auch Hölscher in seinem bereits 1999 erschienenen Werk erkannt hat. Weniger ausschließend als etwa Gerber leitet er aus dieser Schwierigkeit die Notwendigkeit eines erhöhten Abstraktionsvermögens des Betrachtenden „gegenüber dem gewandelten historischen Kontext“¹⁶ ab.¹⁷

So weit zu den konstitutiven Elementen des Betrachtungsgegenstandes. Was lässt sich nun aber konkret zur Zukunft und ihren jeweiligen Vorstellungen festhalten? Definiert wird *Zukunft* als „die Zeit, die noch bevorsteht, die noch nicht da ist: die erst kommende oder künftige Zeit (und das in ihr zu Erwartende)“¹⁸. Ein eigentlich neutraler Ausdruck, der durch eben diese Erwartungshaltung seinen ganz eigenen Charakter erhält. So lässt sich der Begriff etymologisch betrachtet zunächst in Form des Adjektivs *zukünftig*, über das mittelhochdeutsche *zuokunft* und das althochdeutsche *zuokumft* bis in das 9. Jahrhundert zurückverfolgen, was seinerzeit so viel bedeutete wie „das Herankommende“¹⁹. Eine Bedeutung, die den Eindruck von Unausweichlichkeit und Unabänderlichkeit erweckt, von dem was da nicht nur mit größter Wahrscheinlichkeit, sondern scheinbar sicher herannah. Eine andere Bedeutungsperspektive eröffnet hingegen die Begriffsdefinition laut Duden. So vermitteln die Synonyme „Aussicht, Chance, Hoffnung, Möglichkeit [...]“²⁰ allesamt den Eindruck einer offenen, teils gestaltbaren und grundsätzlich positiven Zukunftshaltung, die ganz im Sinne einer „es wird schon alles (gut) werden“-Mentalität zu stehen scheint. Ähnliches führt auch Hölscher im Zusammenhang weiter aus:

„[...] der Begriff der ‚Zukunft [ist] schon immer doppeldeutig gewesen [...], indem er zwei äußerst heterogene, ja geradezu widersprüchliche Vorstellungen

12 Kreibich, *Zukunftsforschung* S. 3–4.

13 Reinhart Koselleck, *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten* (suhrkamp taschenbuch wissenschaft 757), Frankfurt am Main 1979.

14 Doris Gerber, Was heißt ‚vergangene Zukunft‘? Über die zeitliche Dimension der Geschichte und die geschichtliche Dimension der Zeit, in: *Geschichte und Gesellschaft* 32 (2006), Heft 2, S. 176–200, hier S. 178.

15 Gerber, *Dimension der Zeit*, S. 177–178.

16 Hölscher, *Entdeckung der Zukunft*, S. 235.

17 Ebd., S. 234–235.

18 *Zukunft*, in: Duden, online [<http://www.duden.de/rechtschreibung/Zukunft>], eingesehen 7.10.2015.

19 *Zukunft*, in: Friedrich Kluge, *Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache*, Berlin-New York, 2012²⁵, online [https://vpn.uibk.ac.at/+CSCO+1h756767633A2F2F6A6A6A2E71727465686C6772652E70627A++/view/Kluge/kluge.12813?rkey=0fC8GB&result=1&dbq_0=zukunft&dbf_0=kluge-fulltext&dbt_0=fulltext&o_0=AND], eingesehen 7.10.2015. Der zugehörige Substantiv ‚Zukunft‘ lässt sich in dieser Bedeutung interessanterweise vereinzelt erst im Spätmittelalter nachweisen. Ebd.

20 *Zukunft*, Duden online.

miteinander verknüpft: einerseits die Vorstellung, dass sich die Dinge, die wir erwarten, aus der Geschichte und Gegenwart ableiten lassen, andererseits die gerade umgekehrte Vorstellung, daß diese, wie schon das Wort selbst sagt, auf uns ‚zukommen‘.“²¹

Zukunft kann also gar nicht mehr als ein Gedankenkonstrukt, eine Idee sein. Zwar lassen sich mitunter Wahrscheinlichkeiten ableiten, etwa in Hinblick auf das morgige Wetter, und es bilden sich – zumeist ganz unbewusst – Erwartungshaltungen an das Künftige, die sich im Nachhinein denn auch bestätigen mögen. Dennoch ist die Zukunft von ihrem grundsätzlichen Wesen her schlichtweg nicht oder nur sehr eingeschränkt – beispielsweise folgen die Jahreszeiten weiter aufeinander – bekannt.²²

Dies ist wohl nicht zuletzt auch der Grund für die Entwicklung von Prophetie und Prognostik, Instrumente, mit denen die Menschen zu allen möglichen Zeiten dieser *Unbekannten* namens *Zukunft* zu begegnen suchten. Ein Bedürfnis, das etwa der französische Historiker Georges Minois als „Eigentümlichkeit des Menschen“²³, als „grundlegende Dimension seines Daseins“²⁴ ansieht. Dennoch wäre es fatal, den Wunsch danach, die Zukunft zu kennen, als anthropologische Konstante beschreiben zu wollen. „[D]ie Fähigkeit, sich selbst in eine Zukunft hinein zu entwerfen, [ist ...] keine Vorgegebenheit menschlicher Existenz schlechthin [...], sondern eine historisch spezifische Denkform“²⁵, insistiert im Zusammenhang etwa Hölscher. Welche Denkformen dahingehend in der Frühen Neuzeit vorherrschten und wie sich diese speziell zur Zeit des Barock äußerten, ist Inhalt der beiden folgenden Kapitel.

3. Tendenzen frühneuzeitlicher Zukunftsvorstellungen

Entsprechenden Darstellungen wie etwa Rudolf Wendorffs „Zeit und Kultur. Geschichte des Zeitbewußtseins in Europa“²⁶ zufolge, lassen sich wenigstens seit der Zeit der Frühen Hochkulturen spezifische Zeit- beziehungsweise auch Zukunftsvorstellungen nachvollziehen. Wendorff führt beispielsweise in vierzehn Kapiteln, angefangen im alten Babylonien über die Kulturen der klassischen Antike und das Frühe Christentum, quer durch das Zeitbewusstsein der europäischen Kulturepochen bis hinein in das 20. Jahrhundert.²⁷ Das heißt, sowohl die Zeit(-rechnung) als auch die (Vorstellungen von der) Zukunft haben eine Geschichte,²⁸ und beide erfuhren gerade im Zuge der Frühen

21 Hölscher, *Entdeckung der Zukunft*, S. 12.

22 Georges Minois, *Geschichte der Zukunft. Orakel, Prophezeiungen, Utopien, Prognosen*, Düsseldorf-Zürich 1998, S. 17. Der deutsche Historiker Dieter Geuenich sieht als einzige bekannte Zukunft tatsächlich sogar nur den Tod an: „Dieses Ende, der Tod, ist die Zukunft jedes Menschen; der Tod ist also das, was auf jeden Menschen unaufhaltsam ‚zukommt‘, ist seine Zukunft schlechthin.“ Dieter Geuenich, *Zukunftsvorstellungen im Mittelalter*. Antrittsvorlesung an der Universität – GH – Duisburg am 30. Mai 1989, online [http://www.univie.ac.at/igl.geschichte/zeller/ws_2010_11/materialien_ku/Geuenich.pdf], eingesehen 16.11.2015.

23 Minois, *Geschichte der Zukunft*, S. 17.

24 Ebd.

25 Hölscher, *Entdeckung der Zukunft*, S. 10.

26 Rudolf Wendorff, *Zeit und Kultur. Geschichte des Zeitbewußtseins in Europa*, Opladen 1980.

27 Wendorff, *Zeit und Kultur*.

28 Darauf deutet nicht zuletzt etwa Georges Minois' umfangreiche Publikation mit dem Titel „Geschichte der Zukunft“ aus dem Jahr 1998 hin.

Neuzeit eine ausgesprochene Wende. Dies soll freilich nicht darüber hinwegtäuschen, dass sich auch die vorhergehenden Epochen und Zeitabschnitte in ihren Vorstellungen von der Zeit im Allgemeinen und der Zukunft im Speziellen teils empfindlich unterschieden haben.²⁹ Dennoch markieren die dahingehenden Entwicklungen im Zuge der Frühen Neuzeit eine einschneidende Zäsur, die etwa Lucian Hölscher von der „Entdeckung der Zukunft“³⁰ sprechen lassen.

So etablierten sich zwar schon im Frühen Mittelalter nach und nach eindeutiger festzumachende Zeit- und Zukunftsvorstellungen, die mit der Erfindung der ersten Räderuhren mehr und mehr der modernen Zeitgliederung entsprachen.³¹ Der Zeit- und Zukunftshorizont des Mittelalters war allerdings noch ein *geschlossener*. Er war durch das eschatologische Welt- und Zeitverständnis auf ein Ende hin, auf das „Endgericht“³² nämlich, ausgerichtet.³³ Neu an der Neuzeit war demnach nicht die *Entdeckung* vom Zukünftigen überhaupt, sondern vielmehr die *Entdeckung* der Zukunft, als einer „homogenen, allmählich verfließenden Zeit“³⁴, als „einheitlichem geschichtlichem Zeitraum“³⁵, der nicht mehr auf ein scheinbar bekanntes Ende hin ausgerichtet war, sondern Möglichkeiten zur Realisierung und Handlung bot. Die Zukunft wurde somit offen und weit. Ein Umstand, der ebenso die positiv konnotierte Möglichkeit zur eigenen Zukunftsgestaltung beinhaltete, zugleich aber auch eine regelrechte Angst vor der offenen und daher unbekanntem und unberechenbarer gewordenen Zukunft barg.³⁶

Dazu muss allerdings erwähnt werden, dass diese Entwicklung vom geschlossenen zum offenen Zukunftshorizont ein langwieriger Prozess war, wenngleich er aus heutiger Sicht tatsächlich als Einschnitt im abendländischen Zeit- respektive Zukunftsbeusstsein betrachtet werden kann. So versteht beispielsweise Rudolf Wendorff das Spätmittelalter in dieser Hinsicht als „Übergangsfeld“³⁷ und konstatiert spätestens für das 16. Jahrhundert einen grundlegenden Wandel im Hinblick auf das abendländische Zeitbewusstsein.³⁸ Auch Lucian Hölscher stellt einen dahingehenden Perspektivenwechsel für das westliche Europa zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges fest, wenngleich er an anderer Stelle darauf verweist, dass die „eschatologische Endzeiterwartung die westeuropäische Gesellschaft selbst in ihren gebildeten, akademischen Schichten“³⁹

29 „Bis zum Ende des Mittelalters kann man bei den verschiedenen Kulturen von einem jeweils vorherrschenden Zeitbewusstsein sprechen und diese Signatur in den unterschiedlichsten Lebensbereichen gleichzeitig bzw. hier und da mit leichten Verzögerungen erkennen“, führt beispielsweise Wendorff im Zusammenhang näher aus. Wendorff, *Zeit und Kultur*, S. 151.

30 So der Titel der gleichnamigen Monographie, in der sich Hölscher mit der Geschichte der Zukunft vom Mittelalter bis in die 2000er-Jahre beschäftigt, mit Fokus auf die „Entstehung des modernen Zukunftsbegriffs“ (S. 34) seit der Frühen Neuzeit. Hölscher, *Entdeckung der Zukunft*, 1999.

31 Wendorff, *Zeit und Kultur*, S. 92–112, S. 129–130, S. 134–136, S. 147–150.

32 Hölscher, *Entdeckung der Zukunft*, S. 23.

33 Ebd., S. 17–34; Geuenich, *Zukunftsvorstellungen im Mittelalter*, online.

34 Hölscher, *Entdeckung der Zukunft*, S. 9.

35 Ebd., S. 9, S. 28.

36 Niklas Luhmann, *The Future Cannot Begin: Temporal Structures in Modern Society*, in: *Social Research*, 43 (1976), Nr. 1, S. 130–152, hier S. 130–132; Hölscher, *Entdeckung der Zukunft*, S. 23–33.

37 Wendorff, *Zeit und Kultur*, S. 151.

38 Ebd.

39 Hölscher, *Entdeckung der Zukunft*, S. 30.

noch bis ins 17. Jahrhundert hinein beherrschte.⁴⁰ Der Wandel vom geschlossenen endzeitlichen zum offenen, selbst gestaltbaren, dadurch aber auch Unsicherheit bergenden Zukunftshorizont der (Frühen) Neuzeit vollzog sich letztlich erst im Verlauf des 17. und 18. Jahrhunderts. Niklas Luhmann nennt als letztmöglichen Zeitpunkt hinsichtlich eines gewandelten abendländischen Zukunftsverständnisses jedenfalls die Zeit der Französischen Revolution.⁴¹

Hauptgrund dafür war wohl vor allem die Tatsache, dass sich die Idee vom Weltenende aus unterschiedlichen Überlegungen heraus nicht mehr tragen ließ. Eine zunehmende Unsicherheit gegenüber dem aus der Bibel errechneten Alter der Welt ließ den scheinbar so nahen Zeitpunkt vom Weltenende zunehmend unglaublich erscheinen. Die weitreichende und bis in unsere Zeit hineinreichende Konsequenz war nicht nur die Einführung einer neuen Zeitrechnung (die Zeit vor und nach dem neu errechneten Nullpunkt wurde jeweils mit dem Zusatz *vor* beziehungsweise *nach* Christi Geburt versehen), sondern auch ein neuer Geschichtsbegriff, der die weitere Entwicklung des neuzeitlich-modernen Zukunftsverständnisses entschieden beeinflusste, wie Doris Gerber etwa wie folgt zusammenfasst:⁴²

„Zum einen ist der neuzeitliche Geschichtsbegriff durch die Ablösung christlicher Endzeitvorstellungen geprägt. Erst nach der Hinfälligkeit solcher eschatologischer Prophezeiungen kann Geschichte als etwas begriffen werden, das in eine offene und prinzipiell unendliche Zukunft hinein verläuft. Diese Vorstellung einer unendlichen Offenheit ist die Voraussetzung für die spekulativen Geschichtsphilosophien des 18. und 19. Jahrhunderts, die unter anderem den Versuch darstellen, die mit dieser Vorstellung verbundene Ungewissheit dadurch zu beruhigen, dass die Geschichte als ein a priori vorbestimmter Prozess einer stetigen Realisierung der Idee der Vernunft beschrieben wird. Noch im Laufe des 19. Jahrhunderts differenziert sich dann dieser ursprünglich alles umklammernde Vernunftglaube in viele unterschiedliche und politisch konkretisierte Fortschrittsideen aus.“⁴³

Damit sind nun die wichtigsten Entwicklungslinien des frühneuzeitlichen Zukunftsverständnisses inklusive ihrer langfristigen Auswirkungen abgesteckt. Zur weiteren Annäherung an mögliche Zukunftsvorstellungen der Frühen Neuzeit dient die nachfolgende Analyse der barocken Zukunftsmentalität am Beispiel des Vanitas-Motives.

4. Zukunftsvorstellungen im Barock am Beispiel des Vanitas-Motives

Wie eben dargelegt, war die (Frühe) Neuzeit selbst im Hinblick auf das Zeit- und Zukunftsbewusstsein im (westlichen) Europa gewissermaßen eine Zeit der *Entdeckung*. Allerdings ist in diesem Kontext insbesondere die Untersuchung des barocken Zu-

40 Hölscher, *Entdeckung der Zukunft*, S. 30–31.

41 Luhmann, *Future cannot begin*, S. 130–132.

42 Gerber, *Dimension der Zeit*, S. 176–177; Hölscher, *Entdeckung der Zukunft*, S. 31–34; Luhmann, *Future cannot begin*, S. 130–132.

43 Gerber, *Dimension der Zeit*, S. 177.

kunftsverständnisses ambivalent zu betrachten, da sich die Teilepoche geradewegs an der Schnittstelle zwischen dem geschlossenen, eschatologisch bestimmten Zukunftsglauben des Mittelalters, der noch bis in das 17. Jahrhundert hineinwirkte, und dem neuen, offenen Zukunftshorizont, der letztlich die Neuzeit prägte, bewegt. Hinzu kommt, dass dieses neue Zukunftsverständnis gewissermaßen aus einer tiefschürfenden Erfahrung der Unsicherheit in Hinblick auf die biblische Zeitrechnung erwachsen ist. Welche Ausformung die barocke Zukunftssicht unter diesen Voraussetzungen angenommen hat, ist Gegenstand der nun folgenden Ausführungen.

4.1 Zum Motiv der Vanitas

Der Begriff *Vanitas* stammt aus dem Lateinischen und bedeutet so viel wie *Leere, falscher Schein, Prahlerei, Vergänglichkeit*.⁴⁴ Im Wesentlichen handelt es sich bei der Vanitas also um ein Motiv oder Thema der bildenden Kunst, Literatur und Musik, das für die Vergänglichkeit alles Irdischen steht. Eine Symbolik, die sich bereits im Alten Orient, im Alten Ägypten sowie in den Kulturen der klassischen Antike findet. Gleichwohl gründet sich die abendländische Vanitas-Tradition der Nach-Antike weniger auf diese antiken Vorläufer als vielmehr auf die Idee der *vanitas mundi*, also die Idee von der Vergänglichkeit der Welt, die über die christliche Theologie vermittelt wurde. So kam es gerade zur Zeit der Kirchenväter im 4. beziehungsweise 5. Jahrhundert nach Christus zu einer Radikalisierung dieser These, die denn auch die nachfolgenden Epochen bestimmte: Als Ursache für die Endlichkeit der menschlichen Welt wurde der biblische Sündenfall durch das menschliche Erkenntnisstreben angesehen, woraus die Forderung entstand, sich auf das jenseitige, unendliche Leben fern der irdischen Vergänglichkeit zu orientieren.⁴⁵

Womöglich ist dies die Erklärung für die stark heilsgeschichtliche Ausrichtung der mittelalterlichen Zukunftsmentalität, die vom sicheren Kommen des letzten Zeitalters – dem Reich Gottes – ausging, für das es sich zu rüsten galt. Interessanterweise hatte das Vanitas-Motiv aber auch in den Jahrhunderten der Frühen Neuzeit – einer Zeit des Fortschritt- und Erkenntnisstrebens – Konjunktur. Ein Umstand, der womöglich die Idee vom Sündenfall durch das unangebrachte menschliche Erkenntnisinteresse, das gewissermaßen das Hinterfragen der göttlichen Schöpfung bedeutete, neu belebte. So gesehen, hatte das Motiv der Vanitas also zu unterschiedlichen Zeiten und aus unterschiedlichen Beweggründen Hochzeit. Die konkrete Darstellungsform der Vanitas in Kunst und Literatur war dabei jeweils abhängig vom historischen Kontext. Eine erste Blüte erlebte der Topos demnach mit dem Aufkommen der mittelalterlichen Vergänglichkeitsdichtung und -malerei im 12. Jahrhundert, in deren Zuge auch eine „erste weitreichende Popularisierung der Vanitas-Idee“⁴⁶ entstand. Die entsprechenden Ausdrucksformen beschränkten sich seinerzeit aber noch auf allegorische Darstellun-

44 Jens Ewen, *Vanitas*, in: Enzyklopädie der Neuzeit, online [<http://referenceworks.brillonline.com/entries/enzyklopaedie-der-neuzeit/vanitas-a4511000>], eingesehen 19.11.2015. *Vanitas*, in: Duden, online [<http://www.duden.de/rechtschreibung/Vanitas>], 19.11.2015.

45 Ewen, *Vanitas*, ENZ online.

46 Ebd.

gen wie die der *Frau Welt* oder auf die sogenannten Totentänze, differenzierten sich im Zuge des 14. und 15. Jahrhunderts aber nach und nach aus. In dieser Zeit erhielten die einzelnen Symbole, wie etwa der Totenkopf, ihre für lange Zeit gültigen Konnotationen.⁴⁷

Einen neuerlichen Aufschwung erfuhr die Vergänglichkeits-Symbolik schließlich ab Mitte des 16. Jahrhunderts und war Ausdruck des Krisencharakters jener Zeit, wie im nachfolgenden Teilkapitel näher ausgeführt. So avancierten Vanitas-Darstellungen etwa in der Malerei ab circa 1550 zu einem eigenständigen und weit verbreiteten Genre, das vor allem das niederländische Stillleben stark beeinflusste. Standardisierte Symbole wie Totenschädel, Sanduhr, das leere Glas, Spiegel, aber auch Luxusgegenstände und Machtinsignien wie Krone und Zepter sowie florale Motive, etwa Blumen, Blätter und Früchte,⁴⁸ sollten „in moralisierender Absicht an die Vergänglichkeit und Nichtigkeit der Schönheit und der menschlichen Existenz gemahnen“.⁴⁹

Genauso wie in der Malerei war auch die Fülle an literarischen Vanitas-Darstellungen gerade zur Zeit des Barock weitaus umfangreicher als etwa noch im Mittelalter. „Das Thema der *vanitas* (Eitelkeit) haben fast alle Barockdichter aufgegriffen“⁵⁰ schreiben hierzu etwa Erika und Ernst von Borries. Einer der bekanntesten Vertreter in diesem Zusammenhang ist Andreas Gryphius, dessen Werk auszugsweise auch im Zuge der exemplarischen Quellenanalyse zum vorliegenden Arbeitsthema vertreten ist. Dazu ist zu erwähnen, dass der Barock denn auch die letzte große Zeit der Vanitas-Darstellungen war. Ein umfangreiches Aufgreifen der irdischen Vergänglichkeitsmotivik verlor durch die zunehmende Säkularisierung der abendländischen Gesellschaft spätestens im Zuge der Aufklärung zusehends an Präsenz, wenngleich das Motiv bis heute nie ganz aus der Kunstgeschichte verschwunden ist.⁵¹ Warum die Vanitas-Idee ausgerechnet zur Zeit des Barock ihre größte Rezeption erfuhr, ist Inhalt der anschließenden Ausführungen.

4.2 *Zum Barock und den soziokulturellen Hintergründen barocker Vanitas-Darstellungen*

Nahezu jedes Werk, das sich dem Barock widmet, nähert sich zunächst dem Begriff und dem zeitlichen Umfang dieser Teilepoche der Neuzeit an. Und obgleich der respektive das Barock die „letzte, alle Gattungen umfassende Epoche der europäischen Kunst“⁵² war und hinsichtlich ihrer „spezifischen ästhetischen und kulturellen Merkmale[n] in

47 Ewen, Vanitas, ENZ online. Der Autor führt hierzu weiter aus: „In der Renaissance versuchte man, mit Vanitas-Darstellungen eine stärkere Orientierung an rational nachvollziehbaren Weltdeutungen und die Aufwertung der vorchristlichen Antike zu rechtfertigen. Zugleich wurde aber auch der menschlichen Eitelkeit ein buchstäblicher Spiegel vorgehalten: So finden sich auf zahlreichen frühneuzeitlichen Porträts ebenso wie auf ihrer Rückseite einfache Vanitas-Symbole, darunter häufig Totenköpfe.“

48 Zu den wichtigsten literarischen Stilmitteln der Vanitas, gerade in der Barockdichtung: Ferdinand van Ingen, *Vanitas und Memento mori in der deutschen Barocklyrik*, Groningen 1966, S. 145–266.

49 Ewen, Vanitas, ENZ online; Philippe Ariès, *Geschichte des Todes*, München 1995⁷, S. 412.

50 Erika von Borries/Ernst von Borries, *Deutsche Literaturgeschichte*. Band 1. Mittelalter – Humanismus – Reformationszeit – Barock, München 2006⁵, S. 359.

51 Ewen, Vanitas, ENZ online.

52 Sabine Burbaum, *Barock (Kunst-Epochen 8; Reclams Universal-Bibliothek 18175)*, Stuttgart 2003, S. 11.

den Bereichen Kunst, Literatur und Musik⁵³ wissenschaftliche Übereinkunft herrscht, differieren die zeitlichen Schranken je nach Betrachtungsrahmen etwas. Prinzipiell wird der Barock, ein noch bis ins späte 19. Jahrhundert hinein überaus negativ konnotierter Begriff, der mit der Vorstellung des Skurrilen und Bizarren, des Schwülstigen, Überladenen und Pompösen, des Künstlichen beziehungsweise Verkünstelten und Verschnörkelten verbunden ist, mit der Zeit vom späten 16. Jahrhundert (teils schon ab etwa 1550) bis zum späten 18. Jahrhundert anberaunt.⁵⁴ In eben diesen Zeitraum fällt auch die Hochkonjunktur des Vanitas-Motives, wie die vorhergehenden Abschnitte kenntlich gemacht haben, was die Frage aufwirft, warum dem so war: Warum wurde ein Motiv, das Pate steht für die Allgegenwart von der Endlichkeit des irdischen Lebens, ausgerechnet in einer der vielleicht verspieltsten Epochen des Abendlandes so stark rezipiert?

Eine eindrückliche Antwort auf diese Frage findet sich etwa in den Ausführungen Philippe Ariès': Dem französischen Historiker der Annales-Schule zufolge brachten das 16., 17. und auch noch das 18. Jahrhundert „[...] mit größerer Überzeugtheit als ehemals, den traditionellen Glauben an die Hinfälligkeit des menschlichen Lebens und an die Verweslichkeit des Leibes zum Ausdruck“⁵⁵. Der Autor spricht weiterhin von einem „verkrampfte[n] Nichtigkeitsgefühl“⁵⁶ jener Zeit, „dem Entlastung zu verschaffen auch der Jenseitshoffnung nicht [gelang]“⁵⁷, wie dies etwa noch im Mittelalter der Fall gewesen war. Das heißt, anders als beispielsweise im Mittelalter, wurde die Endlichkeit des irdischen Lebens in der barocken Gesellschaft nicht von der tröstenden Vorstellung eines sorgenfreien Lebens im Jenseits überlagert, sondern die Nichtigkeit aller Dinge war vielmehr die allgegenwärtige und niederschmetternde Zukunftsaussicht: „Im Laufe des gesamten 17. und 18. Jahrhunderts treibt die Gesellschaft an steil abschüssigem Hang den Schlünden des Nichts entgegen“⁵⁸, beschreibt Ariès die Zeitumstände weiter.

Grund für diese pessimistische Weltsicht war der ausgesprochene Krisencharakter der Epoche, der gerade im 17. Jahrhundert – einem Zeitraum den der Barock unabhängig von seiner jeweiligen zeitlichen Begrenzung im Ganzen umfasst – seinen Höhepunkt erreichte. Zumindest wird ein solcher in der Forschung, wenngleich auf ganz unterschiedliche Weise, diskutiert; von einigen WissenschaftlerInnen auch negiert. Debattiert wird etwa eine allgemeine Krise des Feudalismus, eine Krise der Frömmigkeit sowie einzeln oder auch in Kombination betrachtet Krisensymptome der „ökonomischen, sozialen und staatlichen Sphäre, in den internationalen Beziehungen sowie in Kunst und Wissenschaft“⁵⁹. Diese führten in manchen Regionen Europas beispielsweise

53 Ulrich Pfisterer, Barock. 1. Einleitung, in: Enzyklopädie der Neuzeit, online [<http://referenceworks.brillonline.com/entries/enzyklopaedie-der-neuzeit/barock-a0349000>], eingesehen 25.11.2015.

54 Pfisterer, Barock, ENZ online; Burbaum, Barock, S. 9–11; Hermann Bauer, Barock. Kunst einer Epoche, Berlin 1992, S. 9–10.

55 Ariès, Geschichte des Todes, S. 412.

56 Ebd.

57 Ebd.

58 Ebd.

59 Günter Vogler, Europas Aufbruch in die Neuzeit 1500–1650 (Handbuch der Geschichte Europas 5; UTB 2385), Stuttgart 2005, S. 413.

zu Bürgerkrieg oder Bauernbewegungen und kulminierten nicht zuletzt im oder auch aus dem Dreißigjährigen Krieg, einem der verheerendsten Ereignisse der gesamten Neuzeit.⁶⁰ Günter Vogler konstatiert im Zusammenhang jedenfalls, dass unabhängig von Ansatz und Argumentation in jedem Fall eine „krisenhafte Situation“⁶¹ für das 17. Jahrhundert festzuhalten ist.⁶²

Die Kunsthistorikerin Sabine Burbaum stellt den Krisencharakter der barocken Epoche beispielsweise als eine von „Wandlungsprozessen“⁶³, von „Gegensätzen und Spannungsfeldern“⁶⁴ geprägte Zeit dar.⁶⁵ Jens Ewen führt den neuerlichen Aufschwung von Vanitas-Darstellungen seit Mitte des 16. Jahrhunderts hingegen auf eine „umfassende Erfahrung von Unsicherheit“⁶⁶ zurück, die aus dem geballten Krisenpotenzial der Zeit, angefangen bei den Religionskriegen, aber auch den klimatischen Auswirkungen der Kleinen Eiszeit, Hungersnöten, Krankheitswellen sowie einer neuerlichen Erschütterung des philosophischen und wissenschaftlichen Weltbildes kulminierte.⁶⁷ Oder wie Herbert Lüthy schon 1968 die Zeitumstände so eindrücklich schilderte:

„Die Epoche der Kirchenspaltung und der Religionskriege, das grausame Verenden des erasmischen Humanismus zwischen den Mühlsteinen der konfessionellen Fanatismen und die politische und soziale, von Hexensabbat und apokalyptischer Panik geschüttelte Katastrophenzeit des 17. Jahrhunderts war nicht dazu angetan, einen Geschichtsoptimismus hervorzubringen; die Geschichtsschau des Barock ist die Geschichte als Trauerspiel.“⁶⁸

Die Zeit des Barock und gerade das 17. Jahrhundert waren bestimmt von Angst und Unsicherheit. Dass sich die Zahl der Todesfälle vom 16. zum 17. Jahrhundert aufgrund des Dreißigjährigen Krieges vervierfachte – „eine Steigerung, die im Hinblick auf die Relation zur Bevölkerungsvermehrung in den kommenden zwei Jahrhunderten nicht übertroffen wird“⁶⁹ –, dürfte sein Übriges zur vergänglichkeitsbewussten Zukunftssicht der barocken Gesellschaft beigetragen haben.⁷⁰

Das Vanitas-Motiv kann also tatsächlich als Ausdruck einer überaus pessimistischen Welt- beziehungsweise Zukunftssicht innerhalb des barocken Zeitalters verstanden werden. Denn „[g]eradezu symptomatisch werden in Krisenzeiten vermehrt Zukunfts-

60 Günter Vogler, *Europas Aufbruch in die Neuzeit 1500–1650* (Handbuch der Geschichte Europas 5; UTB 2385), Stuttgart 2005, S. 413–416.

61 Ebd., S. 416.

62 Ebd., S. 413–416.

63 Burbaum, *Barock*, S. 11.

64 Ebd.

65 Burbaum führt hinsichtlich des krisengeprägten 17. Jahrhunderts das Folgende näher aus: „Das 17. Jahrhundert in Europa war geprägt von Wandlungsprozessen, die die politischen Strukturen dauerhaft veränderten, das gesellschaftliche Leben beeinflussten und sich in Gegensätzen und Spannungsfeldern äußerten. Verheerende Kriege, politische Instabilität und soziale Not der Bevölkerung standen Wohlstand und immense Prachtentfaltung fürstlicher Höfe gegenüber [sic.]“ Burbaum, *Barock*, S. 11.

66 Ewen, *Vanitas*, ENZ online.

67 Ebd.

68 Herbert Lüthy, *Geschichte und Fortschritt*, in: Rudolf W. Meyer (Hrsg.), *Das Problem des Fortschritts – heute*, Darmstadt 1968, S. 6.

69 Wendorff, *Zeit und Kultur*, S. 217.

70 Ebd., S. 216–218.

perspektiven entwickelt, wodurch sie zugleich als Indikator der Krisenhaftigkeit wie auch als deren Bearbeitungsmodus angesehen werden können⁷¹. Das heißt, das Vanitas-Motiv war zugleich Ausdruck der ausgesprochenen Krisenhaftigkeit des Barock, speziell des 17. Jahrhunderts, als auch Form zur Kompensation dieses Krisenbewusstseins. Welche Formen eine barocke Auseinandersetzung mit dem Vanitas-Bewusstsein konkret annehmen konnte, zeigt der abschließende Blick in eine Auswahl exemplarischer zeitgenössischer Quellen.

5. Der Blick in die zeitgenössischen Quellen

Wie die bisherigen Ausführungen deutlich gemacht haben, kann das Vanitas-Motiv tatsächlich als Ausdruck einer überaus pessimistischen Welt- beziehungsweise Zukunftssicht innerhalb des barocken Zeitalters verstanden werden. Aufgrund der mannigfaltig vorhandenen Krisensymptome jener Zeit war das Bewusstsein darum, dass letztlich nur die Vergänglichkeit, das heißt der Tod, auf einen jeden wartete, geradezu allgegenwärtig. Zugleich fehlte es offenbar an der tröstlichen Vorstellung vom Übergang in ein unendliches Jenseits, wie sie etwa noch im Mittelalter präsent gewesen war, da sich das Zukunftsverständnis ebenfalls just zu jener Zeit in seinen Grundsätzen wandelte. Die Reaktion darauf war die bis dato umfassendste Konjunktur des Vanitas-Motives. Diese Symbolik irdischer Vergänglichkeit fand gerade im krisenbehafteten barocken Zeitalter großen Anklang, da die entsprechende kunst- und kulturgeschichtliche Ausgestaltung zugleich Ausdruck des allgegenwärtigen Krisenbewusstseins, aber auch Kompensationsmöglichkeit dieser Erfahrungen war. Einen Eindruck dessen vermitteln die drei folgenden Quellenbeispiele, die jeweils aus dem 17. Jahrhundert stammen.

5.1 Cornelis Norbertus Gijsbrechts: „Memento mori“ (1663)

Im Original ist hier eine Abbildung der Vanitas-Stilleben: *Memento mori*, Cornelis Norbertus Gijsbrechts (1663).

Das Bild mit dem Titel „Memento mori“⁷² stammt vom flämischen Maler Cornelis Norbertus Gijsbrechts (auch Gysbrechts, 1657–1675). Die Signatur datiert das Bild in das Jahr 1663. Das Original, Öl auf Leinwand im Maß 147 x 116cm, befindet sich heute unter der Inventarnummer 4770 in der Alten Pinakothek im Bestand der Bayerischen Staatsgemäldesammlungen in München.⁷³

71 Nadine Hufnagel, Krise und Zukunft in Mittelalter und (Früher) Neuzeit, 31.10.2014–2.11.2014 Bayreuth, in: H-Soz-Kult, 8.10.2014, online [<http://www.hsozkult.de/event/id/termine-26043>], eingesehen 27.11.2015.

72 Konrad Renger, Cornelis Norbertus Gijsbrechts. Memento mori, 1663, in: Das flämische Stilleben. 1550–1680, Katalog zur Ausstellung des Kunsthistorischen Museums Wien und der Kulturstiftung Ruhr Hessen von 18.3.2002–21.7.2002, Lingen-Wien 2002, S. 49–50, Bild auf Seite 50.

73 Ebd.

Auf einem „kostbaren orientalischen Teppich“⁷⁴ sind mehrere Vergänglichkeitssymbole arrangiert: Im Zentrum befindet sich ein Totenschädel mit einem Ährenkranz, „dessen Körner als neue Saat aufgehen werden“⁷⁵. Konrad Renger zufolge verweisen beide Symbole auf Auferstehung und ewiges Leben,⁷⁶ zugleich ist der Totenkopf das offensichtlichste Vergänglichkeitsmotiv im dargestellten Stillleben. Umgeben ist dieser von einer geöffneten Taschenuhr im Vordergrund und einem liegenden Stundenglas in rechter Blickrichtung, jeweils Sinnbilder für die verrinnende Zeit. Des Weiteren zu sehen ist eine fast gänzlich heruntergebrannte Kerze, deren Flamme allerdings noch brennt, was als Ausdruck für das nahende Ende – gewissermaßen das baldige Erlöschen des ‚Lebenslichtes‘ – interpretiert werden kann. Ergänzt wird dieses Ensemble von einer Geige mit Notenblatt, das mit den Worten „vanitas vanitatum extra Deum“, also „Ohne Gott Eitelkeit der Eitelkeit“, beschriftet ist, während es sich bei den Noten um Ballette und Sarabande, also vergnügliche Stücke handelt. Gemeinsam mit dem prunkvollen Goldpokal im Hintergrund und dem prächtig blühenden Blumenstrauß stehen diese Symbole für die Vergänglichkeit irdischer Vergnügungen und Schönheit. Ebenso sind auch Besitz, Wissen und Ruhm vergänglich, worauf das im Hintergrund aufgeschlagene Buch und der Globus sowie die Malerpalette mit Pinseln und die im Vordergrund über die Tischkante hängende Proklamation mit der Überschrift „Von Gottes Gnaden, wir Albrecht in Ob ...“⁷⁷ zeugen, die der Künstler offenbar öfter in seinen Bildern verwendete.⁷⁸

Dieses Bild mit der stattlichen Sammlung seinerzeit gängiger Vanitas-Symbole und dem ernüchternden Titel *Memento mori* (*Bedenke, dass du sterben wirst*) steht demnach ganz im Sinne der Vergänglichkeitsmentalität des Barock. Tatsächlich handelt es sich dabei um ein eindrucksvolles Beispiel des Vanitas-Stilllebens, eines sich etwa seit den 1550er-Jahren etablierenden Genres, das gerade in der niederländischen Malerei zu einem eigenen Typus avancierte und seine Hochzeit im Zeitraum zwischen etwa 1550 und 1680 feierte.⁷⁹ Hierbei ist zu erwähnen, dass Stillleben ab dem 16. Jahrhundert grundsätzlich „eigenständige Repräsentationsstücke von großer Sinnenfreude [waren], auf denen die Gegenstände des Alltags prunkvoll nobilitiert werden“⁸⁰. Dass also selbst ein Genre, das sich der Darstellung von Alltagsgegenständen widmete, unter Verwendung des gesammelten Repertoires an Vergänglichkeitsmotiven zu einer eigenständigen, morbiden Kunstform aufstieg, kann allein schon als Beweis für das tiefe Vergänglichkeitsbewusstsein jener Zeit gewertet werden.

74 Renger, Gijsbrechts, S. 49.

75 Ebd.

76 Ebd.

77 Ebd.

78 Ebd.

79 Ein Umstand, der wohl nicht zuletzt den Auswirkungen der Glaubenskriege und der noch jungen protestantischen Glaubensrichtung im niederländischen Raum zu schulden ist. Ewen, Vanitas, ENZ online.

80 Wilfried Seipel, Zum Geleit, in: Das flämische Stillleben. 1550–1680, Katalog zur Ausstellung des Kunsthistorischen Museums Wien und der Kulturstiftung Ruhr Hessen von 18.3.2002–21.7.2002, Lingen-Wien 2002, S. 9.

5.2 Andreas Gryphius: „Es ist alles gantz eytel“ (1637/1663)

Das Sonett⁸¹ „VANITAS, VANITATUM, ET OMNIA VANITAS. Es ist alles gantz eytel“⁸² ist eines der bekanntesten Barockgedichte und zugleich eines der bekanntesten lyrischen Produkte des „überragende[n]“⁸³ deutschen Barockdichters Andreas Gryphius (1616–1664).⁸⁴ Unter dem erwähnten Titel erschien das vermutlich um 1636 entstandene Gedicht erstmals 1637 im sogenannten *Lissaer Sonettbuch*, der ersten Veröffentlichung deutscher Lyrik des Dichters,⁸⁵ in folgendem Wortlaut:

„Ich seh' wohin ich seh / nur Eitelkeit auff Erden /
 Was dieser heute bawt / reist jener morgen ein /
 Wo itzt die Städte stehn so herrlich / hoch und fein /
 Da wird in kurzem gehn ein Hirt mit seinen Herden:
 Der itzt so pocht und trotzt / laest ubrig Asch und Bein /
 Nichts ist / daß auff der Welt koent unvergaenglich seyn /
 Itzt scheint des Glueckes Sohn / bald donnerts mit beschwerden.
 Der Thaten Herrligkeit muß wie ein Traum vergehn:
 Solt denn die Wasserblaß / der leichte Mensch bestehn
 Ach! was ist alles diß / was wir vor koestlich achten!
 Aiß schlechte Nichtigkeit? als hew / staub / asch und wind?
 Als eine Wiesenblum / die man nicht wiederfind.
 Noch wil / was ewig ist / kein einig Mensch betrachten!“⁸⁶

Bereits der erste Vers gibt Hinweis auf Inhalt und Intention des Stückes, nämlich die „Eitelkeit auff Erden“,⁸⁷ die der Dichter in den folgenden Versen schrittweise erläutert. Der Lyriker beschreibt, wie einzelne Bauten und ganze Städte, Menschen und Tiere, aber auch Abstrakta wie das Glück und „der Thaten Herrligkeit“⁸⁸ letztlich nichtig sind und vergehen, da „[n]ichts ist / daß auff der Welt koent unvergaenglich seyn“⁸⁹. Auf unterschiedlicher Ebene verweist das Sonett also auf die Vergänglichkeit alles Irdischen, während etwa die Formulierung vom Traumgebilde oder von der Wasserblase auf ein gewisses Momentempfinden hinsichtlich der Existenz des Menschen und der Dinge hinweist.

In höchstem Maße interessant ist dabei, dass Gryphius zur Zeit der Entstehung dieses Gedichtes erst knapp 20 Jahre alt war. Ein vergleichsweise junges Alter für ein derart le-

81 Eine spezielle Gedichtform, die gerade im Zuge der Barocklyrik eine Hochzeit erlebte. Volker Meid, *Barocklyrik* (Sammlung Metzler 227), Stuttgart 2008², S. 70–72.

82 Andreas Gryphius: VANITAS, VANITATUM, ET OMNIA VANITAS. Es ist alles gantz eytel. Eccl. 1 v. 2., in: Ulrich Maché/Volker Meid (Hrsg.), *Gedichte des Barock* (Reclam Universal-Bibliothek 9975[5]), Stuttgart 1980, S. 114.

83 Borries/Borries, *Deutsche Literaturgeschichte*, S. 357.

84 Ebd.

85 Eberhard Mannack, *Andreas Gryphius* (Sammlung Metzler. Realien zur Literatur 76), Stuttgart 1986², 38–39.; Peter Nusser, *Deutsche Literatur. Eine Sozial- und Kulturgeschichte. Band 2. Vom Barock bis zur Gegenwart*, Darmstadt 2012, S. 101.

86 Andreas Gryphius, *Es ist alles gantz eytel*.

87 Ebd.

88 Ebd.

89 Ebd.

bensresignierendes und ernstes lyrisches Stück. Jens Ewen führt „Es ist alles eitel“⁹⁰, die überarbeitete Version des Sonetts aus dem Jahre 1663,⁹¹ geradezu als Paradebeispiel für Vanitas-Darstellungen in der barocken Lyrik an. Der Historiker wertet das genannte Beispiel zugleich als Ausdruck einer „generellen Verunsicherung“⁹², die der Barockdichter Gryphius „unter dem Eindruck des Dreißigjährigen Krieges (1618–1648) und mit dem Aufkommen des kopernikanischen Weltbildes [...] erlebt[e]“⁹³ haben soll.⁹⁴

Eine These, die allerdings mit Vorbehalt zu betrachten ist. Denn obgleich der Schlesier Andreas Gryphius tatsächlich Zeitzeuge der verheerenden Glaubenskriege und des menschlichen Elends seiner eigenen Zeit war,⁹⁵ das er gewiss auch in seinen Werken verarbeitete, darf die Barocklyrik im Allgemeinen als auch die Verarbeitung von Vanitas-Motiven im Speziellen nicht überbewertet werden: „Lyrik im Barock ist strenge Formkunst.“⁹⁶ Ziel war dabei nicht die Darlegung persönlicher Stimmungen und Erlebnisse, sondern die Wiedergabe allgemeingültiger Aussagen, die gewissermaßen nach *allen Regeln der Kunst* – man denke etwa an die Regelpoetik des Martin Opitz, „die Regeln zum Erlernen der Dichtkunst aufstellte und Musterbeispiele zur Nachahmung empfahl“⁹⁷ – so eindringlich als möglich vermittelt werden sollten.⁹⁸ Aus eben dieser regelhaften Kunstfertigkeit leitet sich auch die wiederkehrende Verwendung bekannter Motive, wie etwa der Vanitas, in den Werken zahlreicher Barockautoren ab. Wobei etwa Erika und Ernst von Borries festhalten, dass Themen wie die irdische Vergänglichkeit zugleich doch auch Ausdruck der „tiefen Religiosität des barocken Menschen [war], die gerade aus seiner äußeren Bedrohung verständlich wird“⁹⁹.

Es ist alles gantz eytel steht damit also in mehrerlei Hinsicht Pate für das augenscheinliche Vergänglichkeitsbewusstsein und die Lebensresignation des barocken Zeitalters: Zum ersten als kunstfertige Verarbeitung eines seinerzeit populären Themas, zum

90 Andreas Gryphius: *Es ist alles Eitel*, in: Ulrich Maché/Volker Meid (Hrsg.), *Gedichte des Barock* (Reclam Universal-Bibliothek 9975[5]), Stuttgart 1980, S. 114. Die adaptierte Version des bedeutend älteren Andreas Gryphius aus dem Jahre 1663 lautet:

„Was diser heute baut / reist jener morgen ein:
 Wo itzund Staedte stehn / wird eine Wisen seyn /
 Auff der ein Schaefers-Kind wird spilen mit den Herden:
 Was itzund praechtig blueht / sol bald zutretten werden.
 Was itzt so pocht und trotzt ist Morgen Asch und Bein /
 Nichts ist / das ewig sey / kein Ertz / kein Marmorstein.
 Itzt lacht das Glueck uns an / bald donnern die Beschwerden.
 Der hohen Thaten Ruhm muß wie ein Traum vergehn.
 Soll denn das Spil der Zeit / der leichte Mensch bestehn?
 Ach! was ist alles diß / was wir koestlich achten /
 Als schlechte Nichtikeit / als Schatten / Staub und Wind;
 Als eine Wisen-Blum / die man nicht wider find't.
 Noch wil was Ewig ist kein einig Mensch betrachten!“

91 Ebd.

92 Ewen, *Vanitas*, ENZ online.

93 Ebd.

94 Ebd.

95 Borries/Borries, *Deutsche Literaturgeschichte*, S. 357.

96 Ebd.

97 Borries/Borries, *Deutsche Literaturgeschichte*, S. 356.

98 Ebd., S. 356–358.

99 Ebd., S. 356–359; Nusser, *Deutsche Literatur*, S. 101–103.

zweiten als Ausdruck der unsicheren, lebensbedrohlichen Zeitumstände, zum dritten als Ausdruck der persönlichen Eindrücke und Erfahrungen des Zeitzeugen Andreas Gryphius, dem als Sohn eines Geistlichen zweifelsohne auch die tiefe Religiosität der Zeit inne wohnte.¹⁰⁰

5.3 Christian Hofmann von Hofmannswaldau: *Vergaenglichkeit der schoenheit* (1695)

Da das Vanitas-Motiv, wie schon erläutert, ein überaus populäres Thema der barocken Dichtkunst war, das von nahezu allen Dichtern der Zeit aufgegriffen wurde, verwundert es kaum, dass aus der Feder Christian Hoffmanns von Hoffmannswaldau (1616–1679), einem Zeitgenossen Andreas Gryphius¹⁰¹, ein weiteres, ähnlich geartetes Stück stammt: „Sonnet. Vergaenglichkeit der schoenheit“¹⁰² ist ein ebenfalls mit dem Motiv der Vanitas spielendes *Klinggedicht*, das 1695, und somit erst posthum, erschien.

„ES wird der bleiche todt mit seiner kalten hand
 Dir endlich [Lesbia] mit der zeit umb deine brueste streichen /
 Der liebliche corall der lippen wird verbleichen;
 Der schultern warmer schnee wird werden kalter sand /
 Der augen suesser blitz / die kraeffte deiner hand /
 Fuer welchen solches faellt / die werden zeitlich weichen /
 Das haar / das itzund kan des goldes glantz erreichen /
 Tilgt endlich tag und jahr als ein gemeines band.
 Der wohlgesetzte fuß / die lieblichen gebaerden /
 Die werden theils zu Staub / theils nichts und nichtig werden /
 Denn opfert keiner mehr der gottheit deiner pracht.
 Diß und noch mehr als diß muß endlich untergehen /
 Dieweil es die natur aus diamant gemacht.“¹⁰³

Wo Gryphius in seiner Erstversion von „Es ist alles gantz eytel“ ein lyrisches Ich seine Gedanken zur allgegenwärtigen Vergänglichkeit mitteilen ließ, scheint das lyrische Ich in „Vergänglichkeit der Schönheit“ ein lyrisches Du oder aber das Leserpublikum anzusprechen. Der Schein trägt in diesem Fall. Denn tatsächlich handelt es sich bei der vorliegenden Version wiederum um eine geringfügig adaptierte Variante des ursprünglichen Sonetts, in welchem in Vers zwei *Lesbia* anstelle von *endlich* zu lesen war.

100 Wolfgang Monath, Gryphius, Andreas, in: Neue Deutsche Biographie, online [http://www.deutsche-biographie.de/pnd118543032.html], eingesehen 29.11.2015. Monath führt hier weiter aus: „G[ryphius], dem jüngsten Kind aus der 3. Ehe seines Vaters, war tiefer Ernst, ja Schwermut wesenseigen. Schicksalsschläge, Verlust und Bedrängnis, die er von Jugend auf in überreichem Maße an sich und seiner Umwelt erlebte, mögen dazu die Erfahrung von der „Vergänglichkeit menschlicher Sachen“ fest in sein Weltbild eingepägt haben. Häufige Erkrankungen mit der Drohung des Todes verdüsterten sein Leben; früh verlor er Vater und Mutter; von den 6 Kindern aus der 2. Ehe seines Stiefvaters hat keines die Geburt lange überlebt (ähnlich starben auch die meisten seiner eigenen Kinder früh, eine Tochter blieb vom 4. Lebensjahr an physisch und geistig verkümmert); er war Zeuge von Pestepidemien und Feuersbrünsten, die Landstriche und Städte verheerten, erlebte aus nächster Nähe Leiden und Zerstörung des 30jährigen Krieges und litt unter der konfessionellen Verfolgung, die den Stiefvater und ihn selbst 1628 aus seiner Heimatstadt vertrieb.“

101 Borries/Borries, Deutsche Literaturgeschichte, S. 359–360.

102 Christian Hoffmann von Hoffmannswaldau: Sonnet. Vergaenglichkeit der schoenheit, in: Ulrich Maché/Volker Meid (Hrsg.), Gedichte des Barock (Reclam Universal-Bibliothek 9975[5]), Stuttgart 1980, S. 274.

103 Ebd.

Eine Tatsache, die „dem Gedicht eine wichtige Nuance nimmt“¹⁰⁴. Mit dem Namen war, für die späthumanistisch gebildete Leserschaft klar, die schöne Konsulsgattin aus den Gedichten des römischen Dichters Catull gemeint, die ihn das Lieben und Leiden gelehrt hatte. „Ihr Name in einem Barockgedicht ist also Programm: er steht für erotische Reize und für kaltes Nicht-Erhören“¹⁰⁵, auf das der Autor sozusagen reagierte, indem er der lyrischen Frauenfigur die eigene Vergänglichkeit vor Augen führte.

In diesem Sinne geht von Hoffmannswaldau in seinem Sonett weitaus spielerischer als etwa sein Zeitgenosse Gryphius mit dem Vanitas-Motiv um, indem er, vergleichbar der mittelalterlichen Minnelyrik, eine geradezu erotische Beziehung zwischen lyrischem Du respektive seiner Lesbia und dem teils personifizierten Tod aufleben lässt. Quasi selbst zum Leben erweckt, zeugt das Gedicht vom Tod, der mit „seiner kalten hand“¹⁰⁶ der Schönen nach und nach ihre Reize nehmen wird. Anders als Gryphius, der die Endlichkeit alles Irdischen, die Vergänglichkeit von Mensch, Tier, Ding und Idee, verarbeitet, ist es bei von Hoffmannswaldau speziell die menschliche, oder konkreter die weibliche Schönheit, die letztlich „nichts und nichtig“¹⁰⁷ und von keinerlei Wert mehr sein wird. Was allein über alle körperliche Vergänglichkeit erhalten bleibt, ist das „Hertze“¹⁰⁸ das einem „diamant“¹⁰⁹ gleich rein und (deshalb?) von Bestand sein wird. Also letztlich das Innerste eines Menschen, seine Seele oder aber die Erinnerung an denselben.

Wenngleich Christian Hoffmann von Hoffmannswaldau ein Zeitgenosse von Andreas Gryphius war und demnach von ähnlichen Erfahrungen und zeitgenössischen Einsichten geprägt gewesen sein dürfte, so scheint sein Sonett doch weitaus mehr eine rein lyrische Verarbeitung eines populären Themas darzustellen, als dies etwa bei Gryphius' *Es ist alles gantz eytel* der Fall ist. Weitaus verspielter und mit einem dem Barock nachgesagten Hang zum Ungewöhnlichen spielt von Hoffmannswaldau geradezu weltmännisch¹¹⁰ mit dem barocken Vergänglichkeits-Motiv. So ist er, anders als beispielsweise Gryphius, „der, alle Mittel der poetischen Rhetorik perfekt beherrschend, immer den Ernst seines Anliegens spürbar werden ließ“¹¹¹, dem Manierismus zuzuordnen. Das heißt, im Gegensatz zum weitaus ernsteren Schaffen seines Zeitgenossen, äußerte sich von Hoffmannswaldaus Können in der künstlerischen Auslotung der gegebenen Kunstformen bis hin zum Selbstzweck, also der Manier.¹¹² Dennoch kann auch der weltmännisch-spielerische Umgang mit dem Motiv der Vanitas als Ausdruck eines starken Vergänglichkeitsbewusstseins selbst in den *lebensbejahenden, weltmännischen* Kreisen gewertet werden, wenn man so will.

104 Borries/Borries, Deutsche Literaturgeschichte, S. 361.

105 Ebd., S. 360–361.

106 von Hoffmannswaldau, Vergänglichkeit der Schönheit.

107 Ebd.

108 Ebd.

109 Ebd.

110 „Als Sohn eines kaiserlichen Rats geboren und in bedeutender öffentlicher Stellung, konnte er selbstverständlich die Haltung des überlegenen Weltmannes einnehmen.“ Borries/Borries, Deutsche Literaturgeschichte, S. 359; Erwin Rotermund, „Hofmann von Hofmannswaldau, Christian“, in: Neue Deutsche Biographie, online [http://www.deutsche-biographie.de/pnd118706187.html], eingesehen 29.11.2015.

111 Borries/Borries, Deutsche Literaturgeschichte, S. 360.

112 Ebd., S. 359–361; Nusser, Deutsche Literatur, S. 107–109.

6. Schluss

Was lässt sich abschließend also festhalten? Wie die exemplarisch vorgestellten Quellenbeispiele aus Kunst und Literatur gezeigt haben, war das Vergänglichkeits-Motiv zur Zeit des Barock und gerade im 17. Jahrhundert ein überaus populäres und beliebtes. Doch ist dieser Umstand allein schon Beweis genug für ein tatsächlich existentes Vergänglichkeitsbewusstsein innerhalb der barocken Gesellschaft? Zur Beantwortung dieser Frage sei eine Revue der im Zuge dieser Arbeit aufgestellten Erkenntnisse erlaubt:

1. Die Zukunft ist die Zeit, die noch kommt, und ist je nach räumlichen, zeitlichen und sozialen Bedingungen mit bestimmten Erwartungshaltungen verbunden. Das heißt, die Zukunft beziehungsweise die jeweilige Vorstellung davon ist keine anthropologische Konstante, sondern eine spezifische Denkform, ein menschliches Gedankenkonstrukt. Das, was jeweils in die Zukunft hineinprojiziert wird, ist also Summe der jeweiligen Raum-Zeit-Mensch-Bedingungen.
2. Im Laufe der Zeit herrschten dabei ganz unterschiedliche Vorstellungen von der Zukunft vor, die sich im abendländischen Bewusstsein etwa seit der Zeit des Frühen Mittelalters ausdifferenzierten und gerade im Zuge der auch hier untersuchten Frühen Neuzeit einen entscheidenden Wandel durchmachten: Es ist dies der Übergang vom geschlossenen, auf das Weltenende hin ausgerichteten Zukunftsbegriff hin zur *Entdeckung* der Zukunft als offenem und weitem Zeithorizont. Ein mentalitätsgeschichtlicher Wandlungsprozess, der sich schon im 16. Jahrhundert manifestierte, der die eschatologische Zukunftssicht aber erst im 18. Jahrhundert flächendeckend ablöste.
3. Etwa zur selben Zeit erlebte das Vanitas-Motiv, ein seit dem Altertum bekannter Topos, der in teils eindeutig morbiden Bildern die Vergänglichkeit alles Irdischen thematisiert, seine bis dato größte Blütezeit.
4. Das Barock, also die Zeit vom späten 16. bis zum späten 18. Jahrhundert, gilt grundsätzlich als Zeitalter des Wandels, der Gegensätze und Spannungen beziehungsweise wird aus unterschiedlicher Perspektive als Krisenzeitalter diskutiert. In diesem Sinne war die barocke Gesellschaft, insbesondere die des 17. Jahrhunderts, in vielerlei Hinsicht von einer umfassenden Erfahrung der Unsicherheit geprägt, zu der zweifelsohne auch der tiefgreifende Wandel des abendländischen Zeit- respektive Zukunftsbewusstseins zu zählen ist, der sich in eben diesem Zeitfenster vollzog. Als signifikantestes Krisensymptom dieser Zeit kann dabei fraglos der Dreißigjährige Krieg festgemacht werden, der in Kombination mit klimatischen Veränderungen, Krankheitswellen und Hungersnöten das Elend der Menschen empfindlich verstärkte und die Zahl der Todesopfer nahezu vervierfachte. Der Tod, die eigene Vergänglichkeit, war also in der Tat allgegenwärtig.

Unter diesen Gesichtspunkten betrachtet darf das Motiv der Vanitas (*Vergänglichkeit*) für die Zeit des Barock also mit einiger Bestimmtheit als weit mehr denn als rein künstlerische Ausdrucksform gewertet werden, wenngleich die exemplarische Quellenana-

lyse gezeigt hat, dass zumindest die barocke Lyrik in erster Form Kunst war. Dennoch verdeutlicht allein der Umstand, dass das Vanitas-Motiv seinerzeit so populär war und in ernsten ebenso wie in spielerischen literarischen Stücken Verarbeitung fand und in der Malerei sogar zur eigenen Kunstgattung – dem Vanitas-Stillleben – avancierte, wie tiefgreifend das allgemeine Vergänglichkeitsbewusstsein tatsächlich gewesen sein muss. Oder um noch einmal die Worte Herbert Lüthys aufzugreifen: Die „Katastrophenzeit des 17. Jahrhunderts war nicht dazu angetan, einen Geschichtsoptimismus hervorzubringen; die Geschichtsschau des Barock ist die Geschichte als Trauerspiel“¹¹³.

Die dieser Arbeit zugrundeliegende Forschungsfrage, ob denn das Vanitas-Motiv im Barock Ausdruck für einen grundsätzlichen Zukunftspessimismus innerhalb der eigentlich stets positiv konnotierten Frühen Neuzeit war, lässt sich demnach mit einem „Ja mit Vorbehalt“ beantworten. Denn freilich ist weder die exemplarische Analyse eines einzelnen Motives noch die eines einzigen Epochenausschnittes ausreichend, um das Zukunftsempfinden einer ganzen Epoche auszumachen. Um der frühneuzeitlichen Zukunftsmentalität nachzuspüren, bedürfte es umfangreicher weiterer Untersuchungen, wobei weitere Einzelstudien womöglich zu einem ganz anders gearteten Bild der barocken beziehungsweise frühneuzeitlichen Zukunftsvorstellung(en) gelangten. Dennoch lässt sich anhand der hier vorgenommenen Untersuchung für die Zeit des Barock, wenigstens aber für das 17. Jahrhundert, eindeutig eine von Vergänglichkeit, Nichtigkeit und dem nahenden Tod geprägte Zukunftssicht festhalten, die sich in Form des auf Hochkonjunktur befindlichen Vanitas-Motives in Kunst und Literatur äußerte und die sich umso mehr erhärtet, je weiter man den mannigfachen Krisensymptomen jener Zeit nachspürt.

7. Quellen

Andreas Gryphius: Es ist alles Eitel., in: Maché, Ulrich/Meid, Volker (Hrsg.), *Gedichte des Barock* (Reclam Universal-Bibliothek 9975[5]), Stuttgart 1980, S. 114.

Andreas Gryphius: VANITAS, VANITATUM, ET OMNIA VANITAS. Es ist alles gantz eytel. Eccl. 1 v. 2., in: Maché, Ulrich/Meid, Volker (Hrsg.), *Gedichte des Barock* (Reclam Universal-Bibliothek 9975[5]), Stuttgart 1980, S. 114.

Christian Hoffmann von Hoffmannswaldau: Sonnet. Vergaenglichkeit der schoenheit, in: Maché, Ulrich/Meid, Volker (Hrsg.), *Gedichte des Barock* (Reclam Universal-Bibliothek 9975[5]), Stuttgart 1980, S. 274.

Cornelis Norbertus Gijsbrechts, *Memento mori*, 1663, Öl auf Leinwand, Inv. Nr. 4770, Alte Pinakothek, Bayerische Staatsgemäldesammlungen, München.

Georg Wilhelm Friedrich Hegel: *Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte*, in: Georg Wilhelm Friedrich Hegel, *Werke in zwanzig Bänden*, Eva Moldenhauer und Karl Markus Michel (Hrsg.), Band 17, Frankfurt am Main 1969.

8. Literatur

Ariès, Philippe, *Geschichte des Todes*, München 1995⁷.

Borries von, Erika/Borries von, Ernst, *Deutsche Literaturgeschichte*. Band 1. Mittelalter – Humanismus – Reformationszeit – Barock, München 2006⁵.

Burbaum, Sabine, *Barock (Kunst-Epochen 8; Reclams Universal-Bibliothek 18175)*, Stuttgart 2003.

Dinzelbacher, Peter, *Zu Theorie und Praxis der Mentalitätsgeschichte*, in: Dinzelbacher, Peter (Hrsg.), *Europäische Mentalitätsgeschichte. Hauptthemen in Einzeldarstellungen*, Stuttgart 1993, S. XV–XXXVII.

Ewen, Jens, ‚Vanitas‘, in: *Enzyklopädie der Neuzeit*, online [<http://referenceworks.brillonline.com/entries/enzyklopaedie-der-neuzeit/vanitas-a4511000>], eingesehen 19.11.2015.

Gerber, Doris, *Was heißt ‚vergangene Zukunft‘? Über die zeitliche Dimension der Geschichte und die geschichtliche Dimension der Zeit*, in: *Geschichte und Gesellschaft* 32 (2006), Heft 2, S. 176–200.

Geuenich, Dieter, *Zukunftsvorstellungen im Mittelalter. Antrittsvorlesung an der Universität – GH – Duisburg am 30. Mai 1989*, online [http://www.univie.ac.at/igl.geschichte/zeller/ws_2010_11/materialien_ku/Geuenich.pdf], eingesehen 16.11.2015.

Götze, Lutz, *Zeitkulturen. Gedanken über die Zeit in den Kulturen (Im Medium fremder Sprachen und Kulturen 6)*, Frankfurt am Main 2004.

Hölscher, Lucian, *Die Entdeckung der Zukunft (Europäische Geschichte)*, Frankfurt am Main 1999.

Hufnagel, Nadine, *Krise und Zukunft in Mittelalter und (Früher) Neuzeit*, 31.10.2014 – 2.11.2014 Bayreuth, in: *H-Soz-Kult*, 8.10.2014, online [<http://www.hsozkult.de/event/id/termine-26043>], eingesehen 27.11.2015.

Ingen van, Ferdinand, *Vanitas und Memento mori in der deutschen Barocklyrik*, Groningen 1966.

Koselleck, Reinhart, *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten (suhrkamp taschenbuch wissenschaft 757)*, Frankfurt am Main 1979.

Kreibich, Rolf, *Zukunftsforschung. Arbeitsbericht Nr. 23/2006, IZT, Berlin 2006*, S. 3, online [https://www.izt.de/fileadmin/downloads/pdf/IZT_AB23.pdf], eingesehen 1.10.2015.

Luhmann, Niklas, *The Future Cannot Begin: Temporal Structures in Modern Society*, in: *Social Research*, 43 (1976), Nr. 1, S. 130–152.

Lüthy, Herbert, *Geschichte und Fortschritt*, in: Meyer, Rudolf W. (Hrsg.), *Das Problem des Fortschritts – heute*, Darmstadt 1968.

Mader, Eric-Oliver, *Zeiterfahrung*, in: *Enzyklopädie der Neuzeit*, online [<http://referenceworks.brillonline.com/entries/enzyklopaedie-der-neuzeit/zeiterfahrung-a4858000>], eingesehen 4.11.2015.

Mannack, Eberhard, Andreas Gryphius (Sammlung Metzler. Realien zur Literatur 76), Stuttgart 1986².

Meid, Volker, Barocklyrik (Sammlung Metzler 227), Stuttgart 2008².

Minois, Georges, Geschichte der Zukunft. Orakel, Prophezeiungen, Utopien, Prognosen, Düsseldorf-Zürich 1998.

Monath, Wolfgang, ‚Gryphius, Andreas‘, in: Neue Deutsche Biographie, online [<http://www.deutsche-biographie.de/pnd118543032.html>], eingesehen 29.11.2015.

Nusser, Peter, Deutsche Literatur. Eine Sozial- und Kulturgeschichte. Band 2. Vom Barock bis zur Gegenwart, Darmstadt 2012.

Pfisterer, Ulrich, Barock. 1. Einleitung, in: Enzyklopädie der Neuzeit, online [<http://referenceworks.brillonline.com/entries/enzyklopaedie-der-neuzeit/barock-a0349000>], eingesehen 25.11.2015.

Renger, Konrad, Cornelis Norbertus Gijsbrechts. Memento mori, 1663, in: Das flämische Stillleben. 1550–1680, Katalog zur Ausstellung des Kunsthistorischen Museums Wien und der Kulturstiftung Ruhr Hessen von 18.3.2002–21.7.2002, Lingen-Wien 2002, S. 49–50.

Renger, Konrad, Vanitas-Stillleben, in: Das flämische Stillleben. 1550–1680, Katalog zur Ausstellung des Kunsthistorischen Museums Wien und der Kulturstiftung Ruhr Hessen von 18.3.2002–21.7.2002, Lingen-Wien 2002, S. 140–160.

Rotermund, Erwin, ‚Hofmann von Hofmannswaldau, Christian‘, in: Neue Deutsche Biographie, online [<http://www.deutsche-biographie.de/pnd118706187.html>], eingesehen 29.11.2015.

Schmidt-Gernig, Alexander, Rezension zu: Hölscher, Lucian, Die Entdeckung der Zukunft, in: H-Soz-Kult 10.2.2000, online [<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/rezensionen/252.pdf>], eingesehen 16.9.2015.

Seipel, Wilfried, Zum Geleit, in: Das flämische Stillleben. 1550–1680, Katalog zur Ausstellung des Kunsthistorischen Museums Wien und der Kulturstiftung Ruhr Hessen von 18.3.2002–21.7.2002, Lingen-Wien 2002, S. 9.

Vanitas, in: Duden, online [<http://www.duden.de/rechtschreibung/Vanitas>], 19.11.2015.

Vogler, Günter, Europas Aufbruch in die Neuzeit 1500–1650 (Handbuch der Geschichte Europas 5; UTB 2385), Stuttgart 2005.

Wendorff, Rudolf, Zeit und Kultur. Geschichte des Zeitbewußtseins in Europa, Opladen 1980.

Zukunft, in: Duden, online [<http://www.duden.de/rechtschreibung/Zukunft>], eingesehen 7.10.2015.

Zukunft, in: Kluge, Friedrich, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache, Berlin-New York 2012²⁵, online [https://vpn.uibk.ac.at/+CSCO+1h756767633A2F2F6A6A6A2E71727465686C6772652E70627A++/view/Kluge/kluge.12813?rskey=0fC8GB&result=1&dbq_0=zukunft&dbf_0=kluge-fulltext&dbt_0=fulltext&o_0=AND], eingesehen 7.10.2015.

Lisa-Marie Gabriel ist Studentin der Geschichtswissenschaften (Masterstudium Geschichte und Alte Geschichte) im 2. Semester an der Universität Innsbruck.

Lisa-Marie.Gabriel@student.uibk.ac.at

Zitation dieses Beitrages

Lisa-Marie Gabriel, Zukunftspessimismus in der Frühen Neuzeit? Überlegungen zu frühneuzeitlichen Zukunftsvorstellungen am Beispiel des Vanitas-Motives zur Zeit des Barock, in: *historia.scribere* 9 (2017), S. 73–93, [<http://historia.scribere.at>], 2016–2017, eingesehen 14.6.2017 (=aktuelles Datum).

Best-Paper-Award 2017 & UNO Center Austria Preis in transatlantischer Geschichte

gesponsert von der Philosophisch-Historischen Fakultät und dem UNO Center
Austria

The United States as Nation-Builders in Afghanistan: Success or (Neoconservative) Failure?

Stefan Hechl

Kerngebiet: Zeitgeschichte

eingereicht bei: Günter Bischof, PhD

eingereicht im Semester: SoSe 2016

Rubrik: SE-Arbeit

Abstract deutsch

Die USA als *Nation-Builders* in Afghanistan: Ein Erfolg oder (neokonservatives) Scheitern?

Nach den Terrorangriffen am 11. September marschierten US-amerikanische Truppen in Afghanistan ein und besiegten das Talibanregime mit dem Ziel, ein demokratisches System in Afghanistan zu etablieren. Aufgrund unterschiedlichster Fehler war das *nation-building* jedoch nicht erfolgreich, was zu Aufständen der Taliban führte und den Afghani-schen Krieg noch um mehrere Jahre hinauszögerte. Als Gründe für dieses gescheiterte *nation-building* werden unter anderem die Ausblendung der Geschichte und der vorhandenen sozialen Strukturen des Landes gesehen. Zudem wirkte sich auch der neokonservative Ansatz, der von der Bush-Administration während der ersten Amtszeit Präsident Bushs in Bezug auf *nation-building* verfolgt wurde, negativ auf den Prozess aus. Insgesamt wurden nicht genügend Ressourcen in den Wiederaufbau Afghanistans investiert und das Resultat des *nation-building* ist, verglichen mit anderen erfolgreichen *nation-building*-Prozessen der USA, nicht zufriedenstellend.

Abstract english

The United States as Nation-Builders in Afghanistan: Success or (Neo-conservative) Failure?

The US invaded Afghanistan after the 9/11 attacks and defeated the Taliban regime with the goal of bringing democracy to Afghanistan. However, many mistakes led to ineffective nation-building and a Taliban insurgency, drawing out the Afghanistan War for many years. Reasons include an ignorance of the country's history and social structure, as well as the neoconservative approach to nation-building that was pursued by the Bush administration during Bush's first presidency. Thus, not enough resources were invested into rebuilding Afghanistan and the result is not satisfactory, especially compared to more successful US efforts in nation-building.

1. Introduction

As another presidential election looms, many domestic and foreign policy issues are debated and analysed. One of them is Afghanistan: A war that, having started 15 years ago, is now set to become an issue of its third president. Started by George W. Bush junior, whose first presidency saw a relatively fast military victory, the aftermath was later taken over by Barack Obama, who has not managed to completely withdraw from Afghanistan. Will it ever end? If so, how? Comparisons with the Vietnam War are frequent. This paper will look at US attempts of nation-building in Afghanistan – the process that is supposed to transform war-torn countries into functioning, modern states.

It is the contention of many people that despite the frequent assertion that Afghanistan will forever be in a state of internal, tribal war, there is in fact a common Afghan identity, as history has shown. Thus, creating a unified, functioning state after the 2001 invasion would have been possible. However, the US did not commit fully to this task of nation- and state-building in the crucial first phase, mainly due to its ideological approach and an absence of knowledge of the situation. This led to the Taliban insurgency, rendering later efforts useless.

The current state of research seems rather satisfactory, with many authors drawing on Afghanistan's rich history and connecting it to current events. Many articles in journals on political sciences and foreign relations deal with the question of nation-building in Afghanistan, and these can also be used as material in addition to some works from the field of history. Many authors are able to provide first-hand knowledge and experiences, both from US and UN viewpoints, as well as President Karzai representing his view in an interview available in the *New York Times*. Other primary documents are speeches by George W. Bush and transcripts of his presidential debates with Al Gore in 2000. It should be noted that the primary piece of literature that first inspired this particular topic, and was then used as a basis for further reading, was Jeremy Suri's work *Liberty's Surest Guardian*.

After some introductory thoughts on the concepts involved, chapters 3 and 4 will set out some important historical precedent, both regarding past US nation-building efforts and some Afghan history that could have proven invaluable to the occupiers in 2001 and beyond. Chapters 5 and 7 will describe and to a certain extent contrast the policies of the first and second Bush presidencies. Chapter 6, in between, will examine the US invasion of Iraq, as this is necessary for the understanding of issues that Afghanistan was later confronted with. The paper will then gradually come to an end and conclude with an assessment of the current situation, attempting to define whether at least some success has been achieved in terms of nation-building. The final remarks will look briefly at the Obama administration to round off the issue: Why, at the time of writing, are there still significant numbers of US troops in Iraq? Will this war ever end?

2. Nation building vs. state building

There is, evidently, some confusion over, and misuse of, the terms and concepts of *nation-building* and *state-building*, which are sometimes used interchangeably while actually describing two rather different things. As defined by Ian Bremmer, nation-building is used to describe “developing a shared identity”¹ while state-building is concerned with “developing institutions of governance”². These two processes sometimes happen simultaneously, but either one can also take place independently of the other. For instance, even in today’s Western Europe, there are groups of people that view themselves as nations without having their own state (Scots, Catalans, etc.) as well as states that do not house a single nation (Belgium). Broadly speaking, nation-building takes longer than state-building: In the past, national identities have taken centuries to develop, based on shared history, language and culture. State-building, on the other hand, is often a more concrete process and simply “a matter of effort”³.

Darden and Mylonas argue that state-building without nation-building is destined to fail: It does not suffice to merely build roads, train a local police force and then equip them with arms before a foreign occupying power can leave. Instead, effective state-building is dependant on legitimacy of rule, loyalty and social cohesion.⁴ Darden and Mylonas identify what they call a “Promethean dilemma”⁵ as the key issue in successful state-building:

“How can an occupation regime transfer coercive and organizational capacity to the local population while minimizing the risk that those capabilities will be used against its efforts to establish stable governance of the territory?”⁶

1 Ian Bremmer, Nation- and State-Building in Eurasia, in: *Georgetown Journal of International Affairs*, 4 (2003), Nr. 1, p. 29–37, here p. 29.

2 *ibid.*

3 *ibid.*

4 Keith Darden & Harris Mylonas, The Promethean Dilemma: Third-party State-building in Occupied Territories, in: *Ethnopolitics*, 11 (2012), Nr. 1, p. 85–93, here p. 85.

5 *ibid.*, p. 86.

6 *ibid.*

This issue becomes more and more difficult the smaller the number of troops an occupying nation deploys in the foreign territory.

Hence successful nation-building is not a matter of months or a few years, but of at least a generation. Loyalty and legitimacy have, throughout history, often been created and ensured by institutions such as schools or the church or other factors such as culture and language and been rather successful in creating and implementing a national identity when these processes take place in one's own country (cf. the Habsburg Empire or, even further back, King Alfred's promotion of a common English identity in a time when Britain was divided into several smaller Anglo-Saxon kingdoms). However, occupation of a foreign country on the other side of the world following a war is an immense task that requires complete dedication and the military and financial resources as well as the willingness to stick to a nation-building plan as long as it takes. It will be shown below that this issue is central to the US nation-building effort in Afghanistan.

3. The US as nation-builders

It can be argued – as Jeremy Suri has done⁷ – that the United States were one of the first nation-builders when they established themselves as a nation in the 18th century. George Washington himself emphasised the need for a union and its government as a guardian of liberty and prosperity, a model that turned out to be a success and was later implemented in other parts of the world, becoming the standard model of the nation-state: "If you do not have a nation and a state, you do not count in the modern world."⁸ With the rise of the US as empire and global power throughout the 19th and 20th centuries, the American model of the nation-state inspired others, but was also implemented directly when the US intervened in other countries, all in the name of global peace and freedom, echoing the right to "Life, Liberty and the pursuit of Happiness" as stated in the Declaration of Independence of 1776.

Starting with the construction of the US itself, then re-construction of the South after the Civil War, nation-building after World War II and in places such as Vietnam, the US has developed a certain approach and creed when it comes to nation-building. While post-WW II nation-building, especially in Germany, can be described as a success, the Cold War era saw a defining moment of US foreign policy: the failure to win the Vietnam War and successfully build a nation modelled on the Western/US model haunts Americans to this day. In the immediate aftermath, President Reagan (a "boisterous advocate of American power"⁹) was cautious to avoid similar experiences in Lebanon and Libya.

7 Jeremy Suri, *Liberty's Surest Guardian. American Nation Building from the Founders to Obama*, New York 2011, p. 1–10.

8 *ibid.*, p. 3.

9 *ibid.*, p. 209.

4. Learning from history

4.1 *Past US nation-building efforts*

“History is the laboratory for nation-building”, Jeremy Suri states. As always, it is true that history, while it may not repeat itself, does provide the opportunity to look at problems and events within a longer timeframe and to learn from mistakes while also repeatedly implementing successful strategies. It is no surprise that for the US in Afghanistan from 2001 onwards, the failure in Vietnam a few decades earlier was still looming over military and civilian decision-makers. This resulted in a strategy of extensive attacks from the air, relying on modern technology and high-precision bombing, accompanied by a rather small contingent of ground personnel, while local soldiers and anti-Taliban forces were designed to emphasise legitimacy on the way to a new government and to present Afghans as allies of the US.¹⁰

Another lesson that should have been taken into consideration is the one already mentioned above: Nation-building is not a matter of a few months – a fact which should have been in plain sight when examining cases of US nation-building such as the reconstruction of the South following the Civil War (essentially lasting from 1863 to 1877) or the occupation of postwar-Germany, lasting from 1945 to either 1949, 1955 or – when arguing solely based on sovereignty under international law – up until 1991. It was well known that long-term commitments were necessary and especially Germany had shown how long-term assistance was necessary to support political institutions, the economy and also the education system. The Marshall Plan of 1947 had been a success in Germany, where extensive financial resources had been dedicated to the rebuilding and reconstruction of the country.¹¹

4.2 *Learning from Afghan history*

It is not only the US’ own history and past nation-building efforts that the US should be aware of when attempting to rebuild and secure Afghanistan. The country itself has a long and eventful history, especially when it comes to conflict and occupation. Socio-political factors are just as important as geographical realities when considering the Afghan situation. The strategically important mountain passes on Afghanistan’s southern borders make it the Gateway to India, a location that has always been vital to various military and imperial campaigns, thus there are many military campaigns from the past that one can and should learn from.

It is especially the British, who were part of the invasion force in 2001, that have knowledge and experience of fighting in Afghanistan. General Sir David Richards, chief of the Defence Staff, writes in a foreword to Jules Stewart’s 2011 book *On Afghanistan’s Plains: The Story of Britain’s Afghan Wars* that the West, and more specifically Britain, has made many mistakes in the course of military action in Afghanistan in the last two centuries.

10 Jeremy Suri, *Liberty’s Surest Guardian. American Nation Building from the Founders to Obama*, New York 2011, p. 228–229

11 *ibid.*, p. 243–244.

He stresses the fact that one should aim to find local solutions that take into account the tribal, rural and ethno-linguistic nature of Afghanistan. Richards is rather frank and honest when he states that the Western nation-builders in Afghanistan must “tread cautiously and not try to impose Western values on a highly traditional and largely rural society, even on matters we may find offensive, such as the status of women”¹². One can assume that if Richards’ strategy had been followed from the start of the occupation, the entire effort could have been rather less tedious and more successful: “Change will come in the longer term, but it will have to come from within, as we are already witnessing in the more cosmopolitan urban centres.”¹³

One decisive factor is Afghanistan’s natural rugged landscape with its valleys, deserts and mountains – “natural guerrilla country”¹⁴ as David Loyn points out. While the landscape makes it difficult to maintain supply lines for large armies, small ones prove to be ineffective against local resistance forces that are hard to anticipate and difficult to shelter from. The tribal structure of many parts of the country means that mobilisation for resistance fighters is easy, and in the South, the border with Pakistan de facto only exists on maps, making it easy for tribesmen and guerrilla fighters to slip out of the country unnoticed. Foreign invaders have always underestimated Afghanistan: British forces in the First and Second Afghan Wars (1838–1842 and 1878–1880, respectively) thought it would suffice to achieve an initial military victory, install a small occupational force in Kabul and then withdrew to India, leading to slaughter and bloody defeat in both cases.¹⁵ In 1979, the Soviets believed their military strength would easily allow them to conquer the country, and the US and NATO forces in 2001 thought they would be welcomed by the entire civilian population after having defeated the Taliban. Both assumptions were incorrect and the truth is that while initial military success and successful entrance of the country may seem to be easy to achieve in Afghanistan, “staying and leaving are an entirely different matter”¹⁶. Throughout the past 2.000 years, all of the great and less well known conquerors, from Alexander the Great to Ghengis Khan, had to discover that when it comes to Afghanistan, occupation is “not synonymous with subjugation”¹⁷.

Apart from the military history of foreign invasions of Afghanistan, one must also look at internal structures of government, especially bearing in mind the argument that is repeated over and over again that Afghanistan, as such a multi-ethnic country, cannot be governed as one state. However, the opposite is true, and one does not even have to look that far back: King Zahir Shah had ruled Afghanistan rather efficiently for four decades until his exile in 1973. He had managed to act as unifying force between the different tribes and ethnicities, reach compromises and command respect among his people. According to Jeremy Suri, Afghanistan had actually been a rather “stable,

12 Jules Stewart, *On Afghanistan’s Plains. The Story of Britain’s Afghan Wars*, London 2011, p. xiv.

13 *ibid.*, p. xiv.

14 Christopher M. Wyatt, *Afghanistan and the Defence of Empire. Diplomacy and Strategy during the Great Game*, London 2011, p. 215.

15 Stewart, *Plains*, p. xiv–xv.

16 Wyatt, *Empire*, p. 218.

17 Stewart, *Plains*, p. xix.

predictable, even progressive place¹⁸ during part of the Cold War, up until a series of coups, the Soviet invasion, the civil war and the Taliban rule. This period, characterised by constitutional government, professional administration, expanding infrastructure and even a growing number of international tourists, meant Afghanistan seemed a reasonably stable and forward-looking country compared to its neighbours at the time.¹⁹ This era would later give hope to initial nation-building efforts soon after the fall of the Taliban, as it showed that stable government and a reasonably united country had already been possible once.

4.3 *European examples*

In a 2010 article, Sheri Berman argues that late medieval/early modern France can be seen as prime example for successful state-building. She compares the division of Central Europe into many “small political units with vague and porous borders”²⁰ with the situation in Afghanistan and emphasises the role of local religious or political figures. While the reign of the first King of France, Hugo Capet, who came to power in 987, only extended over the regions of Paris and Orléans, monarchs such as Louis XIII (1610–1643) and Louis XIV (1643–1715) centralised political, military and legal power and established a firm rule of the entire country.²¹ Berman emphasises, in line with what has been argued above, that state-building is a “long, bloody and complex”²² process.

Crucially, her main point is that the challenge of state-building that the US face in Afghanistan is essentially not that different from state-building processes in early modern Europe: The challenge can be subsumed as the replacement of one established socio-political order with a new one. This modernisation, as one might call it, has often been a deeply traumatic and difficult experience, but can nevertheless be achieved under the right circumstances. There is no significant reason to believe that the essence of this process has changed over time, but, as Berman puts it, state-building is still “a long, hard slog”²³. In the case of the US and Afghanistan, she offers two options: to withdraw and abandon the state-building mission as it would be too much of an effort with no guaranteed success, or to fully commit to the plan and to accept that it will be difficult and lengthy. Key challenges facing US state-builders are, according to Berman, the implementation of government authority in the entire country and the monopolisation of the use of physical force,²⁴ as well as dealing with local authorities that stand in the way of this centralisation: in early modern France, these local powers were the nobility and the clergy; in Afghanistan, they are local warlords and the Taliban.²⁵

18 Suri, *Liberty*, p. 233.

19 *ibid.*

20 Sheri Berman, *From the Sun King to Karzai: Lessons for State Building in Afghanistan*, in: *Foreign Affairs*, 89 (2010), Nr. 2, p. 2–9, here p. 4.

21 *ibid.*, p. 5.

22 *ibid.*, p. 3.

23 *ibid.*, p. 7.

24 *ibid.*, p. 3.

25 *ibid.*, p. 8.

5. The Neoconservative approach: George W. Bush, first term

5.1 *Legitimising the occupation*

Echoing George Washington's idea of the nation-state government being a guardian of liberty, George W. Bush gave a speech to Congress on September 20th 2001 in which he interpreted the terrorist attacks on New York and Washington as "freedom itself"²⁶ having been attacked, identifying Al-Qaeda as the attackers and mentioning Afghanistan as a place where Al-Qaeda sent their members to training camps.

"The leadership of al Qaeda has great influence in Afghanistan and supports the Taliban regime in controlling most of that country. In Afghanistan, we see al Qaeda's vision for the world. Afghanistan's people have been brutalized – many are starving and many have fled. Women are not allowed to attend school. You can be jailed for owning a television. Religion can be practiced only as their leaders dictate. A man can be jailed in Afghanistan if his beard is not long enough. The United States respects the people of Afghanistan – after all, we are currently its largest source of humanitarian aid – but we condemn the Taliban regime. It is not only repressing its own people, it is threatening people everywhere by sponsoring and sheltering and supplying terrorists. By aiding and abetting murder, the Taliban regime is committing murder."²⁷

By emphasising the tyranny and oppression by the Taliban and by describing Afghanistan as a failed state that was acting as a safe harbour for terrorists that threatened the US and, indeed, the world, Bush provided legitimacy for direct military intervention. He was backed up in this course of action by NATO, who classified the 9/11 terrorist attacks as military attacks on the US as a NATO member state and thus invoked article 5 for the first time in its history.²⁸ In what came to be known as the speech that started the War on Terror, Bush recalled other wars in the history of the US that were started by the need to free foreign peoples of their tyrannical rulers and were followed by programmes of nation-building, specifically mentioning National Socialism and World War II:

"By sacrificing human life to serve their radical visions - by abandoning every value except the will to power – they follow in the path of fascism, and Nazism, and totalitarianism. And they will follow that path all the way, to where it ends: in history's unmarked grave of discarded lies."²⁹

Suri also sees Bush's words as echoes of former presidents Abraham Lincoln, William McKinley, Woodrow Wilson and Franklin D. Roosevelt, all of whom had called for war against evil foreign powers and regimes that threatened not only their own citizens, but the entire world and thus also the US. Placing Islamic extremism in line with

26 George W. Bush, Address to Congress, 20th September 2001, [https://www.youtube.com/watch?v=_CSPbzitPL8], accessed 27th July 2016.

27 *ibid.*

28 Article 5 of the NATO treaty states that an attack on one member state is an attack on all member states, who will thus collectively help defend the attacked state.

29 Bush, Address to Congress, 20th September 2001.

Fascism and Communism, President Bush found support from large parts of the population, just as many Americans had supported Lincoln's plans in 1861 and those of Roosevelt in 1941.³⁰

5.2 *The Bush Doctrine & Neoconservatism*

The foreign policy of the Bush presidency, especially the question of nation-building, can be clearly split into two parts, separated of course by the monumental day that was 9/11. At the beginning of Bush's first term, he called for a unilateralist and in parts even isolationist foreign policy, clearly marking a change from the Clinton era. After the end of the Cold War, until 9/11, US foreign policy often consisted of merely reacting to events as they occurred.³¹ In his election campaign, Bush also explicitly stated that with him as president, the US would not be engaging in nation-building efforts.³² Nation-building was an issue in the 2000 presidential debates between George W. Bush and Al Gore. As the following excerpts from two of the debates show, Bush clearly dismisses US nation-building projects, while Gore is supportive of them and uses a comparison between the aftermaths of World War I and World War II to show how US nation-building has helped war-torn countries. In one debate, Somalia is used as an example by Bush:

BUSH: "[Somalia] started off as a humanitarian mission and it changed into a nation-building mission, and that's where the mission went wrong. The mission was changed. And as a result, our nation paid a price. And so I don't think our troops ought to be used for what's called nation-building. I think our troops ought to be used to fight and win war. I think our troops ought to be used to help overthrow the dictator when it's in our best interests. But in this case it was a nation-building exercise, and same with Haiti. I wouldn't have supported either."

GORE: "[...] This idea of nation building is kind of a pejorative phrase, but think about the great conflict of the past century, World War II. During the years between World War I and World War II, a great lesson was learned by our military leaders and the people of the United States. The lesson was that in the aftermath of World War I, we kind of turned our backs and left them to their own devices and they brewed up a lot of trouble that quickly became World War II. And acting upon that lesson in the aftermath of our great victory in World War II, we laid down the Marshall Plan, President Truman did. We got intimately involved in building NATO and other structures there. We still have lots of troops in Europe. And what did we do in the late '40's and '50's and '60's? We were nation building. And it was economic. But it was also military. And the confidence that those countries recovering from the wounds of war had by having troops there. We had civil administrators come in to set up their ways of building their towns back."

30 Suri, Liberty, p. 222–223.

31 Joyce P. Kaufman, *A Concise History of US Foreign Policy*, Lanham 2010, p. 139–140.

32 *ibid.*, p. 140.

BUSH: "I think what we need to do is convince people who live in the lands they live in to build the nations. Maybe I'm missing something here. I mean, we're going to have kind of a nation building corps from America? Absolutely not. Our military is meant to fight and win war. That's what it's meant to do. And when it gets overextended, morale drops."³³

In a different debate, Bush gave a clear commitment to stop nation-building missions around the world:

BUSH: "[...] If we don't stop extending our troops all around the world and nation building missions, then we're going to have a serious problem coming down the road, and I'm going to prevent that."³⁴

Bush was later blamed for completely changing his policies on the topic of nation-building, but of course it can be argued that in the light of a monumental event such as the 9/11 attacks, it is entirely justified to change policies. 9/11 changed everything and with the start of the War on Terror, the military was now being used actively as a foreign policy instrument.³⁵

In a speech at West Point Military Academy in 2002, President Bush expanded on the foreign policy approach that was developing at the time. Adding to strategy of attacking states that were harbouring terrorists, the Bush Administration was now also asserting its right³⁶ and intention to strike pre-emptively against any foreign power that posed a threat to the US. Bush specifically mentioned the fact that while some states may agree to and sign non-proliferation treaties, these provided no guarantee that the foreign power would no longer be a threat to the US, and thus military strikes could become necessary:

"We cannot defend America and our friends by hoping for the best. We cannot put our faith in the word of tyrants, who solemnly sign non-proliferation treaties, and then systemically break them. If we wait for threats to fully materialize, we will have waited too long—Our security will require transforming the military you will lead—a military that must be ready to strike at a moment's notice in any dark corner of the world. And our security will require all Americans to be forward-looking and resolute, to be ready for pre-emptive action when necessary to defend our liberty and to defend our lives."³⁷

Pre-emptive strikes, the War on Terror and a departure from earlier, more formal alliances all made up what came to be known as the Bush Doctrine. This policy was developed further in a series of speeches and then made official in a document called the

33 Presidential Debate between Al Gore and George W. Bush, 11th October 2000, Transcript [<http://www.debates.org/index.php?page=october-11-2000-debate-transcript>], accessed 27th July 2016.

34 Presidential Debate between Al Gore and George W. Bush, 3rd October 2000, Transcript [<http://www.debates.org/index.php?page=october-3-2000-transcript>], accessed 27th July 2016.

35 Kaufman, *History*, p. 142.

36 cf. Article 51 of the UN Charter – the US is of the opinion that this article (which allows self-defence) can also be invoked pre-emptively.

37 George W. Bush, Graduation Speech at West Point Military Academy, 1st June 2002, [<http://georgewbush-whitehouse.archives.gov/news/releases/2002/06/print/20020601-3.html>], accessed 27th July 2016.

National Security Strategy, September 2002. It would later act as basis for justification of war against Iraq in 2003, without formally consulting the international community.³⁸

The other aspect of the foreign policy of the early Bush era was its neoconservative approach. The neoconservatives, a school of political thinking whose influence grew and reached a high point during the Bush administration, was represented by many in Bush's inner circle, including Paul Wolfowitz, Paul Bremer, Vice President Dick Cheney and Secretary of Defence Donald Rumsfeld. Dan Caldwell assesses Vice President Cheney as the key architect of foreign policy in the Bush era, with these policies then being implemented as actual programmes by Rumsfeld.³⁹ When it came to the invasion and occupation of Afghanistan, the neoconservative approach was to use a rather small occupational force that focussed on specifically targeted interventions while "empowering positive local forces and dismantling their detractors"⁴⁰.

The neoconservative nation-building strategy aimed at giving some impulses to the local forces and protecting the new government from dangers, but leaving the rest up to the locals. Similarly to the policy of a reduction of government intervention in domestic issues, this neoconservative approach could also be used in foreign policy and led to an underinvestment of resources in Afghanistan.⁴¹ Neoconservatism in foreign policy, specifically in nation-building, can be summed up as the willingness to intervene, but also the hesitancy to invest substantially in the aftermath, in military, financial as well as economical terms, i.e. maintaining only a light military presence in the region and devoting only small few funds towards the development of the country.

5.3 *From Kabul to Bonn*

The invasion itself commenced only 2 weeks after the 9/11 attacks and was named, rather interestingly, Operation Enduring Freedom. At the beginning, the Bush administration had no plan for a longer occupation of Afghanistan.⁴² Still, the invasion was successful and by November 12th, the Taliban had fled Kabul, whose citizens greeted the liberation force (consisting mainly of Afghan anti-Taliban forces, the Northern Alliance, and only a small number of US troops) with enthusiasm compared to that of the Parisians in 1944.⁴³ Looking back at history (see above), however, this had been the easy task. Ensuring the enduring freedom promised in the name of the invasion, as well as building a stable and democratic state and society, would now prove to be much harder. However, there continued to be promising signs, especially embodied by a conference that took place at the end of November in Bonn, Germany, with involvement of the United Nations.

38 Kaufmann, *History*, p. 146.

39 Dan Caldwell, *Vortex of Conflict. US Policy Toward Afghanistan, Pakistan, and Iraq*, Stanford 2011, p. 192.

40 Suri, *Liberty*, p. 240.

41 *ibid.*

42 *ibid.*, p. 229.

43 *ibid.*, p. 231.

The conference was attended by representatives of Afghanistan's four main anti-Taliban factions: from the north, the Tajiks and Uzbeks, who now controlled Kabul; the emigrants that were now allied with Iran, the members of the influential and dominant Pashtun tribe; and the "Rome Group", Pashtuns affiliated with the exiled King Zahir Shah.⁴⁴ Notably, some important groups of Afghan society were absent, such as Pashtun Islamists or the urban and secular Afghans, who were mostly in favour of a united, pro-western Afghanistan. They were, however, viewed suspiciously by the US, as they had mostly stayed in Kabul and other cities during the short Communist period of Afghan history.⁴⁵

Perhaps fondly recalling the aforementioned times of national unity and stability under Zahir Shah, the Afghan representatives in Bonn were in a good mood. James Dobbins, US diplomat, ambassador and in 2013 and 2014 Special Representative for Afghanistan and Pakistan, recalls the atmosphere at the conference:

"Observing the various Afghan delegations' arrival in the previous several days, I had been pleasantly surprised by the warmth with which the members of competing factions had greeted one another. The atmosphere sometimes approached that of an extended family reunion, as indeed it was for some. I wondered if the ethnic and religious divisions within Afghan society might be less deep seated than those I had encountered in the Balkans and would later observe in Iraq."⁴⁶

The negotiations did, indeed, prove to be constructive. Dobbins' account of the conference makes it clear that on quite a few issues, the Bush administration had no opinion, thus backing up Suri's claim that there was no plan (see above). If there was a plan, it focussed on military aspects and quick victory. Sustained economic and political state- and nation-building was not a priority under the emerging Bush Doctrine, which may be an explanation for the way in which Washington was involved in Bonn.⁴⁷ Hence, some decisions were made at Dobbins own discretion:

"For almost all the issues discussed in Bonn, I had no written instructions and a good deal of leeway. My job was to get an agreement and almost any agreement would do, so long as it resulted in an Afghan government that would replace the Taliban's, unite the opposition, secure international support, cooperate in hunting down al Qaeda's remnants, and relieve the United States of the need to occupy and run the country."⁴⁸

Dobbins recalls how a member of the Iranian delegation made a pointed remark alluding to Washington's "whatever"-attitude when he asked if the draft for a new Afghan constitution should not include a call for democratic elections and a condemnation of terrorism, two aspects the Bush administration had not yet given much thought to.

44 Suri, *Liberty*, p. 235.

45 Jonathan Steele, *Ghosts of Afghanistan. The Haunted Battleground*, London 2011, p. 256–257.

46 James F. Dobbins, *After the Taliban. Nation-Building in Afghanistan*, Washington 2008, p. 77.

47 Steele, *Ghosts*, p. 261–262.

48 Dobbins, *Taliban*, p. 85.

Dobbins accepted the proposals nevertheless.⁴⁹ After some debate about the capacity in which the former King Zahir Shah, who had returned from exile, was to be involved in the formation of a new government, an agreement was reached at the beginning of December, formally titled the "Agreement on Provisional Arrangements in Afghanistan Pending the Re-establishment of Permanent Government Institutions".⁵⁰

The Bonn Agreement determined the establishment of first an Interim Authority which was to convene a so-called Loya Jirga,⁵¹ then a Transitional Authority, which was to draw up a constitution on the basis of which democratic and free elections could be held. The former king was chosen to formally open the Loya Jirga, thus adding extra symbolic character to emphasise the unity of the country. The Bonn Agreement pledged to respect human rights, the role of women, and that Afghanistan would cooperate with the United Nations in the war on terrorism, drugs and organised crime. The agreement also set out the establishment of the International Security Assistance Force (ISAF), formally set up by a UN Security Council Resolution⁵² and implemented via a NATO mission.

In a way, the Bonn agreement could be described as a success. The different ethnic groups had constructively worked together and committed themselves to end "the tragic conflict in Afghanistan"⁵³ and to promote "national reconciliation, lasting peace, stability and respect for human rights"⁵⁴. They reaffirmed the independence, national sovereignty and territorial integrity⁵⁵ of Afghanistan. They involved the international community into the process, received pledges for foreign aid and managed to find an interim leader, the Pashtun Hamid Karzai, who was acceptable for all groups and commanded respect and legitimacy as a "trusted elder"⁵⁶ and arbitrator, similar to King Zahir Shah. All in all, the future was looking bright: the invasion had been a military success and could even be described as a liberation, and the Afghans themselves had agreed to an optimistic plan for the future. It seemed like the neoconservative approach of the Bush administration had worked.

However, the reality is that the results of Bonn might have looked better on paper than they eventually turned out to be. In line with the general reluctance of the US to get involved deeply, the Bush administration placed its hopes on the Northern Alliance, many of whom had "a despotic past"⁵⁷, hoping to use the military potential of this group for its own needs and goals. The consequences of this strategy were not

49 Suri, Liberty, p. 83.

50 Bonn Agreement 2001, 5th December 2001, [<http://peacemaker.un.org/afghanistan-bonnagreement2001>], accessed 27th July 2016.

51 A Loya Jirga is a traditional meeting of tribal chiefs from all over the country, comparable to a constitutional convention.

52 UN Security Council, Security Council Resolution 1386 (2001) on the situation in Afghanistan, 20th December 2001, [<http://www.refworld.org/docid/3c4e94571c.html>], accessed 27th July 2016.

53 Bonn Agreement 2001, p. 2.

54 *ibid.*

55 *ibid.*

56 Suri, Liberty, p. 237.

57 Marin Strmecki, It's the Regime, Stupid! The Imperative of State-Building in Afghanistan, in: *Georgetown Journal of International Affairs*, 4 (2003), Nr. 1, p. 39–47, here p. 39–40.

ideal, however, considering that the Northern Alliance even consciously let Taliban fighters and Osama bin Laden himself escape over the border to Pakistan in exchange for bribes.⁵⁸ The leaders of the Northern Alliance had been bin Laden's mentors in the 1980s.⁵⁹ The moderate "Rome Group" of Pashtuns loyal to the exiled king, on the other hand, was underrepresented at Bonn. Some tentatively suggested that perhaps even moderate Taliban representatives should have been invited to participate at the Bonn conference. Regarding the decision on the interim government, Marin Strmecki suggests that while the Pashtun Hamid Karzai was presented as the wise elder statesman who would be able to hold together the country, the actual power – military, police, intelligence – was all in the hand of Northern Alliance members, who thus dominated the new government.⁶⁰ Steele suggests that by backing Karzai, the US alienated some of its would-be allies in Afghanistan. Quoting Francesc Vendrell, the EU's special representative for Afghanistan, he asserts that Karzai was "hardly a household name". In a way, while Bonn led to problems in the longer term, the US and many in the international community viewed the agreement as an encouraging success on the way to a new Afghanistan.

5.4 *Problems arise*

After the initial success, the US were over-confident and did not commit more thoroughly to ensuring that the initial successes would turn into long-lasting peace. A new government had been installed, but it was lacking basic tools for governance, with the early day chaos already leading to plundering and corruption.⁶¹ Around the time of the Bonn conference, Bush and Cheney had already started thinking about how the next stage in the War on Terror would be to oust Saddam Hussein in Iraq, anticipating that this would require a large number of US troops.⁶² This plan, together with the general neoconservative strategy of operating with a light footprint, led to what most scholars agree was a fatal error: The US troop size in Afghanistan was smaller than in any other country in which the US were engaged in nation-building efforts since World War Two. Financial aid was also low. A comparison with postwar Germany shows how much the US neglected Afghanistan:^{63, 64}

58 Strmecki, *It's the Regime*, p. 40.

59 *ibid.*, p. 44.

60 *ibid.*, p. 40.

61 Suri, *Liberty*, p. 243.

62 Steele, *Ghosts*, p. 262–263.

63 Seth G. Jones, *In the Graveyard of Empires. America's War in Afghanistan*, New York 2009, p. 119–122.

64 For Afghanistan, the figures also include troops and aid from other countries, not just the US.

	Germany after WW2	Afghanistan after 9/11
Troops deployed per 1.000 inhabitants	89.3	1.6
Financial assistance per capita over the initial two years, adjusted for inflation	129 US \$	60 US \$

The primary objective of the 9.000 US troops (plus 1.200 other international coalition forces) was counterterrorism: to hunt down and capture Taliban and Al-Qaeda extremists. Apart from this goal, there was no reconstruction plan.⁶⁵ Until 2005, troop sizes doubled from 9.000 to 19.000, but this number was still tiny in comparison with the force of 145.000 US soldiers that invaded Iraq in 2003.⁶⁶ According to the top CIA officer in Afghanistan, Gary Schroen, troops were withdrawn from Afghanistan as early as March 2002 in order to be later used in Iraq – mainly key Special Forces units. He added, and his view was supported by former Deputy Secretary of State Richard Armitage, that the focus on Iraq decidedly weakened the US position and effort in Afghanistan, with Armitage concluding that the US never recovered from this mistake.⁶⁷

The after-effects of the military invasion, coupled with the missing resources (both military and financial), led to a power vacuum that soon opened up, especially in the rural areas of the country. This vacuum was quickly filled by regrouping Taliban loyalists, local warlords, drug barons and members of Al-Qaeda.⁶⁸ The Bush administration did not react. Especially with the upcoming Iraq War in mind, the neoconservatives still supported an early withdrawal from Afghanistan, with Paul Wolfowitz citing British and Soviet experiences as a precedent for the fact that staying too long in Afghanistan might lead to disaster.⁶⁹ Meanwhile, the security of the Afghan people was not guaranteed. Without security, there was no stability, and without stability, the international community started neglecting Afghanistan in terms of financial donations. This absence of financial aid only led to a further increase of corruption within the new interim government.

One thing the US did do, however, was the establishment of Provincial Reconstruction Teams (PRTs) – in a way similar to the over 500 small garrisons used in the Philippines (1899–1902) or the Civil Operations and Rural Development Support (CORDS) programme in the Vietnam War.⁷⁰ The tasks of these PRTs range from building schools and disarming opponents to supporting elections and mediating between local fac-

65 Caldwell, Vortex, p. 173.

66 *ibid.*, p. 172.

67 both quoted in Caldwell, Vortex, p. 173.

68 Suri, Liberty, p. 243.

69 Caldwell, Vortex, p. 172.

70 *ibid.*, p. 185.

tions.⁷¹ In theory, they were a very good concept. However, lots of potential was wasted in the crucial first phase of reconstruction, again due to the general neoconservative approach and specifically the limited resources. One issue was that the PRTs in Afghanistan consisted almost entirely of military personnel, while civilian institutions such as the State Department did not manage to provide adequate personnel for PRTs. Additionally, there were not nearly enough PRTs in Afghanistan in the period immediately following the defeat of the Taliban: only 8 PRTs in 2003 and 14 in 2004.⁷² This was not enough to extend US presence and reconstruction effort throughout rural Afghanistan. To make things worse, the PRTs often demonstrated “lack of coordination, amateurish efforts, and an ad hoc approach”⁷³ – not at all promising for a successful nation-building programme.

Looking back at history, the US should have immediately started implementing programmes in Afghanistan that had previously been successful in other nation-building or reconstruction efforts. Suri mentions the Freedmen’s Bureau in the American South, the Philippine Commission or the immensely successful Marshall Plan as successful reconstruction programmes that could have been repeated, or at least used as inspiration, to ensure peace, stability and democracy in Afghanistan.⁷⁴ The Bush administration did none of these things. History, and recent developments such as the Bonn Agreement, showed that nation-building in Afghanistan would have been possible, but was neglected, perhaps intentionally: “The United States destroyed, but it did not rebuild.”⁷⁵

5.5 *Interlude: Iraq*

It is necessary to mention Iraq in this context. Removing Saddam Hussein from power in Baghdad had already been a goal of US foreign policy before the 9/11 attacks: 1998 saw President Bill Clinton signing into law the Iraq Liberation Act with major support from both major parties.⁷⁶ Bush later expanded on the issue by adding weapons of mass destruction into the equation, and more or less immediately straight after 9/11, the administration began planning an invasion (see above). The Iraq campaign immediately overshadowed Afghanistan. Richard Armitage, Deputy Secretary of State at the time, later confessed:

“From day one it was Iraq, Iraq, Iraq. Afghanistan was really an accidental war for much of the Administration. No one wanted to do it. And once it became clear the Taliban was likely to fall, senior Pentagon officials wanted to turn to Iraq as quickly as possible.”⁷⁷

71 Michael J. McNerney, *Stabilization and Reconstruction in Afghanistan: Are PRTs a Model or a Muddle?*, in: *Parameters*, 35 (2005), Nr. 4, p. 32–46, here p. 33.

72 Caldwell, *Vortex*, p. 186.

73 *ibid.*, p. 188.

74 Suri, *Liberty*, p. 245.

75 *ibid.*

76 Henry Kissinger, *World Order. Reflections on the Character of Nations and the Course of History*, London 2014, p. 323.

77 Jones, *Graveyard*, p. 124–125.

Interestingly, Colin Powell was one of the only major figures to try and put the main focus on Afghanistan. Powell had already previously advocated, in opposition to Bush and Rumsfeld, the use of a far greater number of troops in Afghanistan, in order to secure a decisive and overwhelming victory.⁷⁸ Nevertheless, attention shifted to Iraq and US resources in Afghanistan were soon lacking in all areas: financial aid, military presence, intelligence, diplomacy, and even general attention to the issue.⁷⁹

Just as most in the Bush administration agreed that Iraq was the primary issue, many scholars now agree that this severe lack of attention and resources in Afghanistan proved fatal, especially as it came at a crucial time when basic military victory was assured, but the difficult task of securing peace and stability was only beginning. It can quite probably also be seen as a factor that led to the Taliban insurgency.⁸⁰ This "obsession",⁸¹ as Francesc Vendrell called the US effort in Iraq, led to a spiral of conflict and an overall worsening of the situation. The initial encouraging success was rendered obsolete and things were not looking good at the end of the first Bush presidency.

6. Increased efforts: George W. Bush, second term

6.1 *No second Vietnam*

President Bush reportedly closed a meeting on Iraq in 2007 with the words "[i]f we're not there to win, why are we there?"⁸² – but these words did not, as Henry Kissinger asserts, demonstrate the "resoluteness of the President's character"⁸³. Bush was not far away from the end of his 8-year-presidency and was starting to realise the implications of the current situation in both Afghanistan and Iraq for himself and his legacy on the one hand, and for his party and its chance of success in the 2008 election on the other. He surely did not want to go down in the history books as "another Lyndon Johnson"⁸⁴. At that point, simply withdrawing immediately would have been the worst option, so the second Bush administration did what it could to improve the situation. Bush himself admitted that the US would have to take more responsibility,⁸⁵ and the neo-conservative approach of light spending and a small footprint was done away with. Additional troops and funding were sent to both Iraq and Afghanistan.

However, the differences between these two theatres of war once again became apparent: Iraq, still in the centre of attention, was put under the command of General David Petraeus, whose strategy for peacekeeping and reconstructing the country was more effective than the one used in Afghanistan. There, it was already too late. Around 2005, both the Taliban and Al-Qaeda had slowly crept back into the country, having been laying low in Pakistan for a couple of years. The Taliban insurgency began and

78 Jones, Graveyard, p. 124.

79 *ibid.*, p. 127.

80 *ibid.*, p. 129.

81 *ibid.*, p. 133.

82 Kissinger, Order, p. 326.

83 *ibid.*

84 Suri, Liberty, p. 251.

85 George W. Bush, Decision Points, New York 2010, chapter 7 [accessed as e-book without page numbers].

brutally highlighted what the US' failure to efficiently nation-build had led to: In the rural areas of Afghanistan, there was effectively still no security and only ineffective presence of the corrupt central government and military. For many Afghans, the returning Taliban seemed like they were more capable of providing conditions necessary for life in security.⁸⁶ It says rather a lot about the extent and effort of US nation-building in Afghanistan that the Taliban seemed like the better option for many Afghan citizens.

6.2 Increased efforts?

While they are of course only one of many aspects of nation-building, the aforementioned Provincial Reconstruction Teams can be an indicator for the intensity of the reconstruction process. While initially only 8 such PRTs operated in Afghanistan in 2003, this number then rose to 22 by 2005 and 26 at the end of Bush's second presidency in 2008.⁸⁷ 26 is still a small number, but the rise does indicate a certain increase in the nation-building effort. Military presence increased, but at this stage, the occupation had turned into a counterinsurgency operation, shifting attention of the military to operations against the Taliban. While Kabul continued to turn into a modern urban centre guarded by ISAF rather than the US, most parts of the country did not see actual results in terms of nation-building. Thomas Barfield describes US programmes as mere reconstruction – exemplified in the structurally important ring road around the country that was not rebuilt as a modern highway, but rather literally reconstructed as a narrow and dangerous two-lane road as it had been in the 1960s.⁸⁸

There were some movements and organisations that were set up to promote democratic values, such as the Welfare Association for the Development of Afghanistan or the Women and Youth for Peaceful Development Organisation, but both of these examples, along with others, were set up by Afghans themselves and received funding from American NGOs, not the government.⁸⁹ The United States Agency for International Development (USAID), a federal government agency, helped fund some independent media outlets with modest grants.⁹⁰ Initiatives like these may have helped give some hope to Afghans about their future, with a 2009 poll finding that a majority approves of the democratic system of government.⁹¹ However, it must once again be stressed that these developments mainly concern the country's urban centres – while two thirds of the population live in small rural villages.

Some other successes became visible: A study by ACBAR,⁹² a group of aid agencies, published in 2011, found that 80 percent of Afghans now had access to health care,

86 Suri, Liberty, p. 258.

87 Caldwell, Vortex, p. 186.

88 Thomas Barfield, *Afghanistan. A Cultural and Political History*, Princeton 2010, p. 315.

89 Richard Kraemer, *Towards state legitimacy in Afghanistan*, in: *International Journal*, 65 (2010), Nr. 3, p. 637–651, here p. 646.

90 *ibid.*, p. 649.

91 *ibid.*, p. 641.

92 Declan Walsh, *US had 'frighteningly simplistic' view of Afghanistan, says McChrystal*, in: *The Guardian*, online, 7th October 2011, [<https://www.theguardian.com/world/2011/oct/07/us-frighteningly-simplistic-afghanistan-mcchrystal>], accessed 27th July 2016.

compared to a staggeringly low 9 percent ten years earlier in 2001. Similarly, the number of children attending school was up from 1 million to 7 million, with the proportion of girls drastically increased. However, illiteracy was still high at 23 percent in 2011. Only 100.000 Afghans were attending university.⁹³ In 2010, Transparency International ranked Afghanistan as the third-lowest country in the world in its corruption index, only ahead of Myanmar and Somalia.⁹⁴

What remained a serious problem was the drastic absence of foreign aid. Many Afghans complained that the majority of international aid never led to concrete rebuilding, but rather stayed in the hands of foreign advisors and consultants.⁹⁵ Even in Kabul, the capital and city that profited most from US and international presence, infrastructure like electricity, roads and sewage systems remained below-par and a growing population is settling in slum-like areas on the outskirts of the city.⁹⁶ Vendrell summarised these issues, caused in part by the problem of corruption, as “ineffective reconstruction that hasn’t reached the ordinary people.”⁹⁷

7. Assessment and outlook

What was the extent of Bush-era nation-building in Afghanistan? While over the course of this paper, the term “nation-building” has been used as an umbrella term; for this assessment, it is wise to dissect the concept of nation-building into its two narrower meanings, as discussed in the opening chapter.

7.1 Nation-building

In terms of nation-building, that is, to construct a common identity for citizens of a country, many saw Afghanistan as an impossible challenge due to its ethnic diversity. However, research shows that this assumption is probably incorrect. US policy makers seem to view Afghanistan with a rather neo-colonial attitude: a backward, third-world failed state in a constant state of internal war and in need of Westernisation and a dose of “freedom”. The truth is that Afghanistan is not simply a country of goats, opium and tribal warfare. As mentioned above, especially the 1960s saw real progress and modernity under the reign of Zahir Shah. Kissinger, for instance, seems to ignore this era and frames Afghanistan as the same divided and undemocratic country, not even a state “in the conventional sense”⁹⁸ that Winston Churchill described in 1897. He ignores the Zahir Shah era and the fact that there is indeed such a thing as an Afghan identity.

This identity seems to have formed over time. Naturally, an Afghan identity cannot be based on ethnicity or language, as these categories are diverse in the country. Al-

93 Michael Daxner, Reclaiming Afghanistan. Moving toward Nationhood?, in: *World Policy Journal*, 28 (2011), Nr. 2, p. 69–78, here p. 74.

94 Transparency International, Corruption Perceptions Index 2010, [<http://www.transparency.org/cpi2010/results#CountryResults>], accessed 27th July 2016.

95 Steele, *Ghosts*, p. 296–297.

96 *ibid.*, p. 297.

97 *qtd. in* Steele, *Ghosts*, p. 299.

98 Kissinger, *Order*, p. 319–320.

though the term *Afghan*, first used in the third century A.D., originally applied only to the Pashtuns of the South. Around the start of the 20th century, an Afghan identity began to form around religious and cultural factors. It was developed further by Afghan historiography and by the time of the communist coup, the Afghan identity was so firmly rooted that the new regime did not manage to change the name of the country. The resistance against the Soviet invasion reinforced Afghan identity even further. Along with experiences such as war, flight and emigration, the resistance against “them” invoked a common feeling “us Afghans”⁹⁹. A 2009 ABC/BBC poll showed that 72 percent of Afghans gave their identity as *Afghan* first, before their specific ethnicity.¹⁰⁰ There is no data available, but the historical evidence supports the assumption that the situation was similar or the same in 2001. In 2001, Afghanistan may have been a failed state, but it was not a failed nation. In all the confusion and chaos of the war, there was never a movement to partition the country among ethnic boundaries, similar to what happened in Yugoslavia. To some, this may have been astonishing; to others, it was no surprise. There may have been a lack of political structures, but throughout their history, Afghans had come to realise that their differences were by far outweighed by what united them – they shared a sense of national identity that transcended ethnic boundaries.¹⁰¹

What does this mean for US nation-building? Primarily, it means that nation-building in the narrow sense of the word was not really necessary at all in 2001. An Afghan nation existed, and particularly Bonn, despite all its faults, showed that constructive togetherness was possible. The US should have embraced this fact and used it as a basis on which to construct a working state structure. Instead, as described above, Washington put too much hope and trust in specific parts of Afghan society and its political landscape (namely the Northern Alliance). The US had also vetoed giving the exiled King Zahir Shah an actual role in the new government. Instead, he was only given the ceremonial title of *Father of the Nation*. In this sense, Kissinger is right to say that the vision the US and the other international forces had for Afghanistan was a “radical reinvention of Afghan history”¹⁰². Had the US focussed on effective state-building – political institutions, infrastructure, economy – everything might have turned out differently.

7.2 State-building

As laid out above, the necessary framework for political institutions was already in place: There was a sense of national identity, which should have been used properly as a basis for a working political system, and Afghans had the experience of reasonably stable government from the Zahir Shah era. During that time, up until 1978, when the communist coup took place, “Afghanistan had maintained a loose federal arrangement

99 Angela Parvanta, *Afghanistan – Land of the Afghans?*, in: *Afghanistan – A Country without a State?*, Ed. Christine Noelle-Karimi et. al. (Schriftenreihe der Mediothek für Afghanistan 2), Frankfurt 2002, p. 17–25, here p. 23.

100 Saira Shah, ‘Afghaniyat’ is alive and well in Afghanistan, in: *The Guardian*, online, 7th April 2011, [<https://www.theguardian.com/commentisfree/2011/apr/07/afghanistan-nation-building-alive-well>], accessed 27th July 2016.

101 Barfield, *History*, p. 277–278.

102 Kissinger, *Order*, p. 320.

between a centralized state and semi-autonomous ethnic regions and the Pashtun tribal belt¹⁰³. The structure of Afghan politics was primarily one of managing political power and relations between the various factions.¹⁰⁴ It was only when first the Communists, then the Islamic Mujahedin, and finally the Taliban centralised their rule of the country more and more that governing became ever more difficult¹⁰⁵ and the relations between the different political and social factions turned violent.¹⁰⁶ The US, however, aimed at building a strong centralised government that would preside over a democratic Afghanistan from Kabul. Kissinger is right to state that “the efforts required to impose such [centralised] institutions trampled on age-old prerogatives, reshuffling the kaleidoscope of tribal alliances in ways that were difficult for any outside force to understand or control”¹⁰⁷. Had Washington looked back at Afghan history, it might have realised that the only viable option was a strongly decentralised, federal state. Instead of condemning the tribal structure, the US should have embraced it and used it as an already existing structure as basis for legitimacy and working government.

The actual process of Bonn, the first Loya Jirga, the writing and adoption of the Afghan Constitution in 2004 and the first elections themselves went quite well. The constitution, in theory, makes Afghanistan a democratic state with a central government. President Karzai said in a 2007 interview with the *New York Times* that “the political institution-building of the country went very, very well because it was up to the Afghan people to make it a success or not so much success. They made it a success”¹⁰⁸. The constitution looks good on paper, but does not reflect reality. Afghanistan is not a centralised state, and some suggest the constitution should be rewritten to turn the country into a federal state, which would be much better suited to its reality.¹⁰⁹ In the same interview, Karzai articulates his disappointment over the assistance the US had given Afghanistan, especially in political and military terms. Despite the success in building a road network, according to Karzai, even in 2007, electricity was still an issue. He stated that help from the US and other donor countries was needed for this and for other large projects that would revitalise the Afghan economy.¹¹⁰ Afghanistan does have lots of potential in economical terms, with many natural resources, the mining of which could provide valuable income for the government.¹¹¹

In terms of lifestyle, some improvements became visible. Michael Daxner, former advisor to the Afghan minister for higher education and member of various UN missions, wrote in 2011 that he had started to find hope and gotten a sense that there was “a genuine movement among Afghans toward taking the initiative and reclaiming a role

103 Ahmed Rashid, *Tribe and State in Afghanistan*, in: *Afghanistan – A Country without a State?*, Ed. Christine Noelle-Karimi et. al. (Schriftenreihe der Mediothek für Afghanistan 2), Frankfurt 2002, p. 177–178, here p. 175.

104 Strmecki, *Regime*, p. 42.

105 Rashid, *Tribe*, p. 175.

106 Strmecki, *Regime*, p. 42.

107 Kissinger, *Order*, p. 320.

108 Nicholas Kristof, *An Interview with Hamid Karzai*, in: *The New York Times*, online, 1st April 2007, [http://www.nytimes.com/2007/04/01/opinion/01kristof-transcript.html?_r=0], accessed 27th July 2016.

109 Daxner, *Nationhood*, p. 76.

110 Kristof, *Interview*.

111 Steele, *Ghosts*, p. 392.

in determining their country's future."¹¹² He cited demographic change, urbanisation, the increased access to education (especially for girls) and the emergence of a new middle class as indicators that something, at last, was improving.¹¹³ However, it must of course be noted – as so often – that these changes mainly only applied to the cities of Afghanistan and often did not extend to the rural areas, where the vast majority of the population was still very poor. It is no coincidence that President Karzai gained a reputation as the “mayor of Kabul”¹¹⁴, since that was as far as his power extended.

7.3 *Bush and Afghanistan: a failure?*

In light of this assessment, can one describe Bush and his administration's mission in Afghanistan as a failure? In retrospect, yes. It is possible to identify five major shortcomings that are responsible for this failure.

Firstly, Afghanistan's rich social, military and political history was largely ignored, despite the invaluable lessons that could have been learnt and used to prevent many problems that later arose. In terms of society, the US should have realised that the Afghan ethnicities, tribes and clans were important and well-established social structures that needed to be treated with respect and caution. They could have been used as basis for a working political system. Regarding this system, the US especially failed to look at the successful reign of King Zahir Shah, who had managed to lead Afghanistan as a federal country by balancing out the interests and demands of the different ethnicities and tribes. Had the US found and emulated his political formula, everything may have turned out to be more successful. The US also failed to anticipate and/or prevent the Taliban insurgency, despite Afghanistan's reputation as a country well-suited for insurgencies and guerrilla warfare. General Stanley McChrystal, in charge of operations in Afghanistan in 2009, in an interview with *The Guardian* rather openly said that the US had a “frighteningly simplistic”¹¹⁵ view of Afghanistan at the beginning of the war.

Secondly, and related to (or perhaps even the cause of) the first issue, was the attitude of many military and political decision-makers in Washington in regard to the invasion and occupation of Afghanistan in 2001. The neoconservative Bush administration argued for a light footprint in the approach of the invasion, thinking it would be best to defeat the Taliban quickly and with a small force and then allow Afghans themselves to undertake most of the nation-building tasks. This would later prove to be a fatal error and could have been avoided if the US had committed to proper nation-building similar to postwar Germany, with the necessary amount of troops and financial resources. Whether the US simply did not have a proper reconstruction plan, did not have the financial resources, or whether they actually believed the neoconservative, light-footprint approach would work, despite all historical evidence pointing to the opposite, is hard to tell. A quote from a source in the US Department of Defense does,

112 Daxner, *Nationhood*, p. 70.

113 *ibid.*, p. 73–74.

114 Shah, *Afghaniyat*.

115 Walsh, McChrystal.

however, highlight the attitude that led to so many problems in Afghanistan: "It's our job to destroy the enemy and then move on."¹¹⁶

Thirdly, the Bonn conference can be described as one major mistake in the crucial early postwar phase. As a part of the light-footprint strategy, the official US political and diplomatic delegation did not play that much of a role at the conference. Instead, Washington put its hopes in the anti-Taliban Northern Alliance, ignoring its partly radical and despotic past. This policy shifted the balance of power in Bonn. Additionally, some important factions were underrepresented or not represented at all. What the US did do at Bonn, however, was some behind-the-scenes manoeuvring to ensure Hamid Karzai would emerge as leader of the new government. Due to all these factors, the long-term results of Bonn turned out nowhere near as good as the Bonn Agreement had initially suggested. Improvements could have been made if the US had openly participated in the talks as a party, rather than supporting one of them.

Additionally, the Bush and his administration were over-confident after the initial successes of a quick military victory and the Bonn Agreement. This meant, at least in their eyes, that they could continue with the minimalistic approach to nation-building in Afghanistan. Accordingly, the presence of the occupation was mainly confined to the urban centres of the country and soon opened up a power vacuum in the rural areas of Afghanistan. This vacuum was swiftly filled by local warlords and then the Taliban, who had returned from their hiding places in Pakistan. Bush did later realise that Afghanistan was spiralling out of control, but at that point, the Taliban had managed to re-establish a significant presence and the US troops now had to be used to fight the insurgency and ensure basic security, in a stage where nation-building should have been well under way.

Finally, another factor contributed to a lack of personal and financial resources: the Iraq war. The removal of Saddam Hussein had already been on Bush's mind since 9/11 and had in all probability affected military planning for Afghanistan. From the spring of 2003 onwards, all attention was on Iraq and Afghanistan became a secondary matter for Washington, leading to even less effort and resources there. This neglect worsened the situation so much that when Bush finally realised more had to be done in terms of nation-building, the results were far less encouraging in Afghanistan than they were in Iraq.

To be fair, it must be mentioned that Bush partly acknowledged his mistakes. In his 2010 memoir *Decision Points*, he devoted an entire chapter to the question of Afghanistan. Bush admitted that he had initially been an opponent of the idea of the US participating in nation-building abroad, as has been shown above. However, unsurprisingly, he changed his mind after 9/11 and said he felt the US had a "moral obligation"¹¹⁷ to not only free Afghanistan from its "primitive dictatorship"¹¹⁸, but also to "leave behind

116 Strmecki, *Regime*, p. 46.

117 Bush, *Decision Points*, Chapter 7.

118 *ibid.*

something better"¹¹⁹. The rhetoric Bush used – and uses in his memoirs – is grand: He talks of schools, roads, electricity, democracy and peace, and labels Afghanistan as the “ultimate nation-building mission”¹²⁰. His conclusion is interesting, as it mixes honest truth with one statement that seems puzzling, considering the circumstances and the evidence collected above:

“From the beginning, I knew it would take time to help the Afghan people build a functioning democracy consistent with its culture and traditions. The task turned out to be even more daunting than I anticipated. Our government was not prepared for nation building. Over time, we adapted our strategy and our capabilities. Still, the poverty in Afghanistan is so deep, and the infrastructure is so lacking, that it will take many years to complete the work.”¹²¹

It can be strongly questioned whether Bush is telling the truth in the first sentence. Actions and quotes from many in his administration point more towards a strategy of getting out of Afghanistan as soon as possible. Had Bush actually acknowledged how much time effective nation-building takes, things might have turned out differently. The rest of his statement, however, is rather surprising in its honesty, especially the assertion that his government was not prepared for such a mission. As Paul D. Miller points out in *Foreign Policy*, even if Bush had wanted to nation-build properly, it may well be that his people wouldn't have known how.¹²² Bush concluded by stating “I strongly believe the mission is worth the cost”¹²³. One could be inclined to agree that whatever his other motives and even though the execution was somewhat botched, Bush did believe in bringing American-style democracy to some countries in the world that needed it most.

7.4 *Lessons learnt for the future*

Much has been said about the US efforts in Afghanistan, and much can be learnt from them. Perhaps the most important lesson is one that should have already been familiar to American nation-builders, but was not applied from 2001 onwards: Nation-building is almost always a long, complex and costly process. If one is not ready to commit fully to long-term process of nation-building, one might as well drop the plan immediately. Abandoning the project half way through, or knowingly only committing parts of what is actually needed, will do much more harm than good. The US should look back at successful investments like the Marshall Plan and acknowledge that these long-term commitments and investments do pay off. Perhaps it is necessary to ignore the domestic side of such questions, as the electorate may lack the understanding of a nation-building process, but politicians, diplomats and military commanders should certainly not.

119 Bush, *Decision Points*, Chapter 7..

120 *ibid.*

121 *ibid.*

122 Paul D. Miller, Bush on Nation Building and Afghanistan, in: *Foreign Policy*, online, 17th November 2010, [<http://foreignpolicy.com/2010/11/17/bush-on-nation-building-and-afghanistan/>], accessed 27th July 2016.

123 Bush, *Decision Points*, Chapter 7.

The US as a country has one of the biggest and perhaps also one of the most successful track records when it comes to nation-building, and it should use this experience to improve its nation-building techniques every single time. Much can be learnt from the reconstruction of the South, from postwar Germany and Japan, and from missions such as Yugoslavia or Somalia. But it is not just its own history the US should learn from, it is also the history of the nation in question. This point in particular could have saved all those involved – Americans, other countries affected by terrorism, and first and foremost Afghans – lots of trouble.

From the particular case of Afghanistan, the US must also learn that when working with a specific country to reconstruct and build a functioning system, the wider picture must not be left out. Afghanistan is of strategic, geopolitical importance and its complex relations with neighbouring states must be taken into account. Pakistan, specifically, proved to be crucial here. Many Taliban fighters escaped across the Afghan-Pakistani border and hid there for months and years, enabling them to later stage their insurgency. The US must realise that, just as it should have happened in Bonn, everybody needs to be part of the process: all the internal factions, as well as neighbours and other important international bodies who could be relevant or useful to the mission.

Finally, it should be noted that nation-building with a top-down approach is destined to fail in most cases. The US had envisioned a central government for Afghanistan, completely ignoring the country's long tradition of local self-government. Despite the initial joy of the Afghans at being liberated from the Taliban, the imposed central rule, even though it was largely ineffective anyway, gradually led to more and more mistrust of the Americans – who went from being liberators to occupiers to foreigners. The US must ask itself why people in Afghanistan's rural areas turned their backs to Americans and towards the Taliban, a fundamentalist terror regime that nonetheless knew the population and realised what the people wanted and needed. Trust and legitimacy are important for nation-building, and the US should have ensured that these conditions were met.

7.5 *Outlook: Obama and beyond*

Despite all his faults and failures, Bush managed to at least not be remembered as the president who "lost" the Afghanistan war – merely as the one who started it all, and, to be fair, public and international support for the original intervention in 2001 was almost unanimous. Bush then passed on the Afghan problem to his successor, Barack Obama. Despite being called by some the "closest thing to a peace president that the US has elected in a generation"¹²⁴, Obama did not manage to close the lid on Afghanistan either. Pledging to end the war, Obama deployed a surge of new troops to Afghanistan, peaking at over 90.000 US soldiers around the middle of his first presidency, combined with renewed nation-building efforts and resources for President Karzai to play a me-

124 Spencer Ackerman, Afghanistan decision seals Obama's legacy as the 'twilight war' president, in: *The Guardian*, online, 15th October 2015, [<https://www.theguardian.com/world/2015/oct/15/obama-afghanistan-troops-twilight-war-legacy>], accessed 27th July 2016.

diating role similar to that of King Zahir Shah.¹²⁵ Despite realising the true extent of successful nation-building, according to Suri, Obama made the same mistake as Bush before him: He immediately started off with an exit strategy in mind, thus dooming the mission to fail.¹²⁶ The Taliban continue to fight, along with all the other problems that brings to ordinary Afghan citizens.

In conclusion, Barack Obama also did not manage to end the spiral of conflict that was handed to him by his predecessor. Despite reductions in numbers, US troops remain in Afghanistan throughout 2016. It remains to be seen how his successor will handle Afghanistan, with Hillary Clinton pledging to generally continue Obama's strategy, and Trump going on record saying that the US should withdraw from Afghanistan and rebuild its own country instead. For Afghanistan, this means more corruption, more Taliban insurgencies, more suicide bombings and more death.

8. Conclusion

The aim of this paper was to look at US nation-building in Afghanistan from 2001 onwards. The sombre truth seems to be that there was not a lot of nation-building that one could possibly write about. This paper highlighted the run-up to the invasion of Afghanistan in late 2001, which seemed legitimate and was rewarded with initial (military) success. In terms of actual nation-building, though, especially this early phase would have been crucial. A number of reasons got found and highlighted why the US did not nation-build comprehensively, the main reason being the neoconservative agenda of the first Bush administration. It thus seems like the attitude which later led to much trouble in Afghanistan was formed by conscious policy decisions. However, a certain lack of knowledge of Afghanistan's history also contributed to the troublesome first years of the Afghanistan War. Especially the 1960s could have been used as an evidence that a decentralised, federal state would have been the way to set up Afghanistan after the war. Instead, the US wanted to impose a central government which is still struggling to extend its reach to all the rural areas of the country. Nation-building in the narrow sense of the word was, as this paper has shown, not even necessary, as there was in fact a common Afghan identity – a fact that many US decision-makers didn't acknowledge. The war in Afghanistan is not over, but this paper has highlighted some lessons that the US can and should learn and build upon in future nation-building efforts.

9. Sources

Bonn Agreement 2001, 5th December 2001, [<http://peacemaker.un.org/afghanistan-bonnagreement2001>], accessed 27th July 2016.

George W. Bush, Address to Congress, 20th September 2001, [https://www.youtube.com/watch?v=_CSPbzitPL8], accessed 27th July 2016.

125 Suri, Liberty, p. 263.

126 *ibid.*, p. 264.

George W. Bush, Graduation Speech at West Point Military Academy, 1st June 2002, [<http://georgewbush-whitehouse.archives.gov/news/releases/2002/06/print/20020601-3.html>], accessed 27th July 2016.

Presidential Debate between Al Gore and George W. Bush, 11th October 2000, Transcript [<http://www.debates.org/index.php?page=october-11-2000-debate-transcript>], accessed 27th July 2016.

Presidential Debate between Al Gore and George W. Bush, 3rd October 2000, Transcript [<http://www.debates.org/index.php?page=october-3-2000-transcript>], accessed 27th July 2016.

Transparency International, Corruption Perceptions Index 2010, [<http://www.transparency.org/cpi2010/results#CountryResults>], accessed 27th July 2016.

UN Security Council, Security Council Resolution 1386 (2001) on the situation in Afghanistan, 20th December 2001, [<http://www.refworld.org/docid/3c4e94571c.html>], accessed 27th July 2016.

10. Bibliography

Ackerman, Spencer, Afghanistan decision seals Obama's legacy as the 'twilight war' president, in: *The Guardian*, online, 15th October 2015, [<https://www.theguardian.com/world/2015/oct/15/obama-afghanistan-troops-twilight-war-legacy>], accessed 27th July 2016.

Barfield, Thomas, *Afghanistan. A Cultural and Political History*, Princeton 2010.

Berman, Sheri, From the Sun King to Karzai: Lessons for State Building in Afghanistan, in: *Foreign Affairs*, 89 (2010), Nr. 2, p. 2–9.

Bremmer, Ian, Nation- and State-Building in Eurasia, in: *Georgetown Journal of International Affairs*, 4 (2003), Nr. 1, p. 29–37.

Bush, George W., *Decision Points*, New York 2010.

Caldwell, Dan, *Vortex of Conflict. US Policy Toward Afghanistan, Pakistan, and Iraq*, Stanford 2011.

Darden, Keith & Mylonas, Harris, The Promethean Dilemma: Third-party State-building in Occupied Territories, in: *Ethnopolitics*, 11 (2012), Nr. 1, p. 85–93.

Daxner, Michael, Reclaiming Afghanistan. Moving toward Nationhood?, in: *World Policy Journal*, 28 (2011), Nr. 2, p. 69–78.

Dobbins, James F., *After the Taliban. Nation-Building in Afghanistan*, Washington 2008.

Jones, Seth G., *In the Graveyard of Empires. America's War in Afghanistan*, New York 2009.

Kaufman, Joyce P., *A Concise History of US Foreign Policy*, Lanham 2010.

Kissinger, Henry, *World Order. Reflections on the Character of Nations and the Course of History*, London 2014.

Kraemer, Richard, Towards state legitimacy in Afghanistan, in: *International Journal*, 65 (2010), Nr. 3, p. 637–651.

Kristof, Nicholas, An Interview with Hamid Karzai, in: *The New York Times*, online, 1st April 2007, [http://www.nytimes.com/2007/04/01/opinion/01kristof-transcript.html?_r=0], accessed 27th July 2016.

McNerney, Michael J., Stabilization and Reconstruction in Afghanistan: Are PRTs a Model or a Muddle?, in: *Parameters*, 35 (2005), Nr. 4, p. 32–46.

Miller, Paul D., Bush on Nation Building and Afghanistan, in: *Foreign Policy*, online, 17th November 2010, [<http://foreignpolicy.com/2010/11/17/bush-on-nation-building-and-afghanistan/>], accessed 27th July 2016.

Parvanta, Angela, Afghanistan – Land of the Afghans?, in: *Afghanistan – A Country without a State?*, Ed. Christine Noelle-Karimi et. al. (Schriftenreihe der Mediothek für Afghanistan 2), Frankfurt 2002, p. 17–25.

Rashid, Ahmed, Tribe and State in Afghanistan, in: *Afghanistan – A Country without a State?*, Ed. Christine Noelle-Karimi et. al. (Schriftenreihe der Mediothek für Afghanistan 2), Frankfurt 2002, p. 177–178.

Shah, Saira, 'Afghaniyat' is alive and well in Afghanistan, in: *The Guardian*, online, 7th April 2011, [<https://www.theguardian.com/commentisfree/2011/apr/07/afghanistan-nation-building-alive-well>], accessed 27th July 2016.

Steele, Jonathan, *Ghosts of Afghanistan. The Haunted Battleground*, London 2011.

Stewart, Jules, *On Afghanistan's Plains. The Story of Britain's Afghan Wars*, London 2011.

Strmecki, Marin, It's the Regime, Stupid! The Imperative of State-Building in Afghanistan, in: *Georgetown Journal of International Affairs*, 4 (2003), Nr. 1, p. 39–47.

Suri, Jeremy, *Liberty's Surest Guardian. American Nation Building from the Founders to Obama*, New York 2011.

Walsh, Declan, US had 'frighteningly simplistic' view of Afghanistan, says McChrystal, in: *The Guardian*, online, 7th October 2011, [<https://www.theguardian.com/world/2011/oct/07/us-frighteningly-simplistic-afghanistan-mcchrystal>], accessed 27th July 2016.

Wyatt, Christopher M., *Afghanistan and the Defence of Empire. Diplomacy and Strategy during the Great Game*, London 2011.

Stefan Hechl studies History, English and teacher training at the University of Innsbruck. Stefan.Hechl@student.uibk.ac.at

Zitation dieses Beitrages

Stefan Hechl, The United States as Nation-Builders in Afghanistan: Success or (Neo-conservative) Failure?, in: *historia.scribere* 9 (2017), S. 99–125, [<http://historia.scribere.at>], 2016–2017, eingesehen 14.6.2017 (=aktuelles Datum).

Runner-Up-Awards 2017

gesponsert von der Historisch-Philosophischen Fakultät und den Emeriti Franz Mathis, Josef Riedmann.

Miteinander, Nebeneinander oder Gegeneinander? Moscheekonflikte in Österreich

Hechenblaikner Nina

Kerngebiet: Zeitgeschichte

Eingereicht bei: Mag. Oberbichler Sarah

Eingereicht im Semester: SS 2016

Rubrik: PS-Arbeit

Abstract

Cooperation, coexistence or conflict? Mosque conflicts in Austria

This paper proposes an analysis of mosque conflicts in Austria by including statistics and figures of the Islam in the country itself. In order to exemplify these two topics, as well as to point out differences and similarities, three examples were chosen to illustrate the complexity of mosque conflicts. Furthermore, this paper will include the issue of Islamophobia as mosques are houses of prayer for Muslims and any uprising conflict must be seen in connection to each other.

1. Einleitung

„Mir persönlich gefallen Kuppeln und Minarette ausnehmend gut – allerdings in der Türkei oder in anderen islamischen Ländern.“¹ Wirft man einen Blick auf die Zahl der Konflikte, die in den letzten Jahren und Jahrzehnten in Österreich im Zusammenhang mit Moscheen entbrannten, erhält man den Eindruck, dass dieses Zitat aus einem Protestbrief gegen den Moscheebau in Bad Vöslau von einem Großteil der Österreicher und Österreicherinnen stammen könnte oder zumindest bejaht werden würde.² In

1 Eva C. Freisleben, *Wie Mango schmeckt. Zur „Moschee-Debatte“ in Bad Vöslau*, in: Thomas Schmiedinger (Hrsg.), *„Vom selben Schlag...“: Migration und Integration im niederösterreichischen Industrieviertel*, Wien 2008, S. 287–301, hier S. 294.

2 Es gibt keine offiziellen Zahlen oder Statistiken zu Moscheekonflikten. Ernst Furlinger führt in seinem Beitrag in

dieser Arbeit wird der Frage nachgegangen, warum Moscheebauprojekte beziehungsweise Umgestaltungen von Moscheen in Österreich immer wieder zu Auseinandersetzungen führen. Die zwei großen Themengebiete, die es zu behandeln gilt, sind der Islam in Österreich und eine Analyse ausgewählter Moscheekonflikte. Zentral für diese Arbeit werden die Fragen sein, wann und wo es zu Kontroversen um Moscheen kam, welche Auslöser es dafür gab, wie argumentiert wurde und inwiefern die Konflikte sich gleichen oder voneinander unterscheiden. Die These lautet, dass die Debatten und Konflikte, die in Österreich im Zusammenhang mit Moscheen regelmäßig auftreten, ein klares Zeichen dafür sind, dass eine Integration des Islams in die österreichische Gesellschaft (noch) nicht geglückt ist.

In einem ersten Schritt wird kurz auf die Geschichte des Islams in Österreich und seine Stellung heute eingegangen. Daraufhin gilt es zu klären, was unter dem Begriff Moschee genau zu verstehen ist. Wie wird sie charakterisiert, welche Aufgaben hat sie und welche Funktionen werden übernommen? Bevor sich die Arbeit mit Moscheekonflikten in Österreich befasst, wird auch noch der Aspekt der Islamophobie näher beleuchtet. Die Bearbeitung der Moscheekonflikte erfolgt durch die Analyse von Zeitungsartikeln sowie die Einbeziehung von Fachliteratur wie etwa Furlinger, Hohage und Allievi, die sich ausführlich mit der Thematik beschäftigt haben.³ Beim Heranziehen von Zeitungsartikeln als Quelle wurde darauf geachtet, dass diese indirekte Erfahrungen widerspiegeln und somit nicht als Darstellung der Realität gesehen werden können.

2. Der Islam in Österreich

Der Islam wurde in Österreich⁴ bereits 1912 durch das sogenannte Islamgesetz als gleichberechtigte Religion staatlich anerkannt und wurde somit dem Christentum und dem Judentum gleichgestellt. Österreich war der erste nicht-muslimische Staat Europas, der den Islam als Glaubensgemeinschaft anerkannte und übernahm somit in gewisser Weise eine Vorreiterrolle.⁵ Am 30. März 2015 wurde in Österreich ein neues Gesetz erlassen, das sich mit dem Islam beschäftigt. Es erhielt viel Aufmerksamkeit, da es brisante Neuerungen, wie etwa das Verbot von Auslandsfinanzierungen muslimischer Vereine, enthielt.⁶

Wie viele Menschen in Österreich sich zum Islam bekennen, ist nicht genau bekannt. Eine Hochrechnung des Instituts für Islamische Studien der Universität Wien ermittelte für den Stichtag 01.01.2012 eine Zahl von 573.900 in Österreich lebenden Muslimen

Allievis Sammelband exemplarisch 13 Konflikte an, die sich zwischen 1991 und 2011 in Österreich entwickelten – elf davon ab dem Jahr 2000. Dabei ist festzustellen, dass es ab 2005 beinahe jedes Jahr zu (mindestens) einem Konflikt rund um die Errichtung oder Erweiterung eines muslimischen Gebetshauses kam.

3 Beispielsweise Ernst Furlinger, *The politics of non-recognition. Mosque construction in Austria*, in: Stefano Allievi (Hrsg.), *Mosques in Europe. Why a solution has become a problem.*, London 2010, S. 183–216. Christoph Hohage, *Moschee-Konflikte. Wie überzeugungsbasierte Koalitionen lokale Integrationspolitik bestimmen*, Wiesbaden 2013. Stefano Allievi, *Mosques in Europe. Real problems and false solutions*, in: Stefano Allievi (Hrsg.), *Mosques in Europe. Why a solution has become a problem*, London 2010, S. 13–51.

4 Genau genommen der cisleithanische Teil der Habsburgermonarchie.

5 Enzyklopädie des Islams, *Islamankennung*, o.D., [http://www.eslam.de/begriffe/a/anerkennung_des_islam_in_oesterreich.htm], eingesehen 13.3.2017.

6 BGBl 39/2015, Bundesgesetz über die äußeren Rechtsverhältnisse islamischer Religionsgemeinschaften.

und Musliminnen, was einem Anteil von 6,8 Prozent der Gesamtbevölkerung entspricht.⁷ Im Jahr 2015 geht die *Islamische Glaubensgemeinschaft in Österreich* (IGGiÖ) von rund 600.000 Personen aus, die sich zum islamischen Glauben bekennen.⁸

2.1 Was ist eine Moschee?

Das deutsche Wort Moschee leitet sich vom arabischen Begriff *masdschid* ab, der so viel bedeutet wie „Ort, an dem man sich niederwirft“. Für Muslime und Musliminnen ist „die Moschee [...] Ort des Gebets, des Studiums, des Glaubens, aber auch des Zusammenlebens und der Begegnung.“⁹ Viele nicht-muslimische Menschen wissen nicht, dass im Islam zwei Arten von Gebetshäusern unterschieden werden, da beide Arten im deutschen, alltäglichen Sprachgebrauch als Moschee bezeichnet werden. Zum einen gibt es das Gebetshaus *masdschid*, zum anderen die Freitagsmoschee *dschami*. Die Freitagsmoschee ist die ursprüngliche Form der Moschee.¹⁰ In ihr treffen sich, wie der Name vermuten lässt, Musliminnen und Muslime zum Freitagsgebet und um die Predigt zu hören. Für lange Zeit gab es Freitagsmoscheen nur in großen Städten und so bezeichnete der Begriff *dschami* für lange Zeit die Hauptmoschee eines Landes, einer Region oder einer Stadt. Mittlerweile gibt es aber in den meisten Städten Moscheen, in denen freitags gebetet wird; in größeren Städten in fast jedem Stadtteil. Das Gebetshaus *masdschid* dient dem täglichen Gebet. Der Besuch einer Moschee für die täglichen Gebete ist nicht zwingend notwendig, für das Freitagsgebet aber ist es für erwachsene Männer verpflichtend eine Moschee aufzusuchen.

Als Haus Gottes – wie im Christentum – ist keine der beiden Arten zu verstehen. Moscheen sind nicht der Ort einer kultischen Handlung, sondern dienen als Ort des Gebetes. Nur deshalb war es überhaupt möglich, dass in vielen europäischen Städten sogenannte „Laden- und Hinterhofmoscheen“¹¹ entstanden.¹² Diese Bezeichnung wird von vielen Menschen allerdings als abwertend empfunden. Die Fachliteratur schlägt daher als Alternative häufig die Bezeichnung „Moscheen in umfunktionierten Räumen“ vor, welche die Gegebenheiten besser beschreibt, da nur ein Bruchteil dieser Moscheen sich tatsächlich in ehemaligen Verkaufsräumlichkeiten oder Hinterhöfen befindet.¹³

7 Ednan Aslan/Erol Yildiz, *Muslimische Alltagspraxis in Österreich. Ein Kompass zur religiösen Diversität*, Wien 2013, S. 20, [https://iis.univie.ac.at/fileadmin/user_upload/p_iis/muslimische_alltagspraxis_in_oesterreich.projektbericht.pdf], eingesehen 7.3.2017.

8 Sebastian Kurz/Franz Wolf u.a., Vorwort, in: Nina Birner (Hrsg.), *Islam als Teil der Gemeinde. Islam in Österreich, Moscheebau & Dialog – Informationen für Gemeinden, Organisationen & Multiplikator/innen*, Wien 2015, S. 5.

9 Islamische Glaubensgemeinschaft in Österreich, *Moscheen und muslimische Bauten aus praktischer Perspektive*, in: Nina Birner (Hrsg.), *Islam als Teil der Gemeinde. Islam in Österreich, Moscheebau & Dialog – Informationen für Gemeinden, Organisationen & Multiplikator/innen*, Wien 2015, S. 32–42, hier S. 32.

10 Islamlexikon, *Moschee. Masdschid und Dschami*, in: *focus online*, o. D., [http://www.focus.de/wissen/mensch/religion/islam/islamlexikon/moschee_aid_12305.html], eingesehen 14.3.2017.

11 Moscheen in Räumlichkeiten, die eigentlich für einen anderen Zweck errichtet wurden.

12 Hohage, *Moschee-Konflikte*, S. 33.

13 Beispielsweise Ebd.

In vielen Publikationen zu Moscheen in Europa und den Konflikten, die im Zusammenhang mit ihnen stehen, werden zwei Arten von Moscheen unterschieden: die bereits erwähnten Moscheen in umfunktionierten Räumen und repräsentative Moscheen, die durch bauliche Elemente eindeutig als solche zu erkennen sind.¹⁴ Der italienische Soziologe Stefano Allievi schlägt für die Unterscheidung von europäischen Moscheen hingegen eine Unterteilung in drei Kategorien vor:

1. Islamische Zentren: Sie haben eine beträchtliche Größe und bieten neben den religiösen Aspekten eine Reihe von sozialen und kulturellen Angeboten sowie eine Koranschule. Zusätzlich erfüllt ein solches Zentrum oft sowohl institutionell als auch symbolisch repräsentative Aufgaben.
2. Intentional erbaute Nachbarschafts-Moscheen¹⁵: Äußerlich entsprechen sie der Definition einer repräsentativen Moschee. Sie sind durch ein (oder mehrere) Minarett(e) und/oder eine Kuppel von außen klar als Moschee erkennbar. Sie weisen oft ähnliche Funktionen wie islamische Zentren auf, sind aber in ihrem Einflussbereich beschränkter. Sie übernehmen oft die Funktion einer *masdschid*.
3. Gebetsräume/*musallas*: Bestehen meist nur aus einem Gebetsraum. Im Deutschen werden sie oft auch als Hinterhofmoscheen, im Englischen als *basement mosques* oder *backyard mosques* und im Französischen als *mosquées hangars*¹⁶ bezeichnet. Diese Begriffe sind jedoch oftmals negativ konnotiert. Trotz dem beschränkten Platz dienen sie meist nicht nur dem Gebet, sondern bieten auch Koranschulen und ähnliche Aktivitäten an. Häufig findet man ethnische *musallas*, also Gebetsräume, die nur von einer ethnischen Gruppe genutzt werden. In Europa ist diese Art der Moschee am weitesten verbreitet.¹⁷

Die Typisierung wird vor allem wichtig, wenn man genauer auf die Konflikte eingeht, die oft im Vorfeld einer Moschee-Erweiterung beziehungsweise -Errichtung entstehen. Es kann durchaus vorkommen, dass sich die Argumente, je nach Art des geplanten Gebetshauses, unterscheiden.

Bei der Analyse von Moscheebaukonflikten in Europa muss man vor allem beachten, dass diese Moscheen oftmals einen komplexeren Aufgabenbereich erfüllen, als in den Herkunftsländern der Migranten und Migrantinnen. Zusätzlich zu ihrer religiösen Funktion dienen sie als Begegnungsstätten und ersetzen oft kulturelle Einrichtungen, die im Heimatland unabhängig von Moscheen existieren.¹⁸

14 Hohage, Moschee-Konflikte, S. 33. .

15 Ebd.

16 Wörtlich übersetzt Hangar- oder Schuppenmoschee.

17 Allievi, Mosques, S. 15–16.

18 Hohage, Moschee-Konflikte, S. 32.

2.2 Moscheen in Österreich

Laut der offiziellen Website der IGGiÖ gibt es aktuell (2016) 248 Moscheen in ganz Österreich.¹⁹ Die genaue Anzahl von Gebetshäusern ist nicht bekannt, da auch unabhängige Moscheen und private Gebetsräume existieren. Die meisten Moscheen in Österreich werden von *Avrupa Türk-Islam Birliği* (ATIB), der Türkisch Islamischen Union, getragen. Viele der Gebetsräume ohne Minarett sind von außen kaum als solche erkennbar. Sie befinden sich oftmals in ehemaligen Wohnungen, Ladenlokalen oder Fabrikgebäuden.²⁰

Das erste Islamische Zentrum mit einem Minarett wurde 1979 in Wien errichtet. Der Bau wurde von den Botschaften acht muslimischer Länder initiiert.²¹ Das Gebetshaus wird von einer 16 Meter hohen Kuppel und einem 32 Meter hohen Minarett geschmückt, welche das Zentrum schon von Weitem sichtbar machen. Die erste Moschee Österreichs, die Allievis Definition einer intentional erbauten Nachbarschafts-Moschee entspricht, wurde 2009 in Bad Vöslau eröffnet. Durch ihre architektonische Gestaltung sind jedoch weder die beiden Minarette, noch die Kuppel von außen sichtbar. Neben diesen beiden Moscheen/Gebetshäusern gibt es in Österreich noch drei weitere Gebetshäuser, an denen nachträglich ein Minarett errichtet wurde, nämlich in Telfs, Innsbruck und Saalfelden.

3. Islamophobie

Eine normierte Bezeichnung für Einstellungen und Handlungen, die dem Islam feindlich gesinnt sind, existiert derzeit nicht. Weder in der Alltagssprache noch in der Fachliteratur gibt es feste Regeln oder Normierungen. Islamophobie, Islamfeindlichkeit und Antiislamismus sind Termini, die sich für die Beschreibung einer negativen Einstellung dem Islam gegenüber eingebürgert haben.²² Besonders bei der Verwendung des letzten Begriffs sollte man aber vorsichtig sein, um eine Verwechslung mit Anti-Islamismus, also der Ablehnung des sozialwissenschaftlichen Konzepts des Islamismus, zu vermeiden. In der wissenschaftlichen Literatur findet sich eine Tendenz zum Begriff Islamophobie, wobei dieser oft unreflektiert, als gegebener Fachterminus verwendet wird. Im weiteren Verlauf dieser Arbeit werden die beiden Begriffe Islamophobie und Islamfeindlichkeit synonym verwendet. Zum einen, weil es die beiden Termini sind, die – im Gegensatz zum beispielsweise oben angeführten Antiislamismus – am ehesten unmissverständlich verwendet werden können. Zum anderen, da es sich dabei um die Bezeichnungen handelt, die sich in Österreich sowohl in der Wissenschaft als auch in der Alltagssprache etabliert haben.

19 Islamische Glaubensgemeinschaft in Österreich, Registrierte Moscheen, o.D. [http://www.derislam.at/?c=content&p=suchen_moschee&v=vereine&cssid=Moscheen&navid=420&par=40&cssid=Moscheen&navid=175&par=40], eingesehen 2.11.2016.
Moscheen und Gebetshäuser/-räume werden hier nicht unterschieden.

20 Furlinger, Non-recognition, S. 190.

21 Ebd.

22 Farid Hafez, Islamophober Populismus. Moschee- und Minarettbauverbote österreichischer Parlamentsparteien, Wien 2009, S. 44.

Bei der Analyse von islamophoben Handlungen in Österreich ist an erster Stelle zu erwähnen, dass man nicht von der einen Islamfeindlichkeit sprechen kann. Sowie der Islam selbst nicht als monolithische Einheit gesehen werden kann, hat auch die Islamophobie viele Gesichter mit verschiedenen Ursachen und Auswirkungen. Sie kann sich „beispielsweise konfliktbezogen entwickeln, latent bestehen, historisch bedingt sein oder in anderen Ursachen ihren Ursprung finden“²³. Und so zeigt sich die Abneigung gegenüber dem Islam auch auf unterschiedliche Weise.

Im Gegensatz zur gesetzlichen Gleichstellung kommt es in vielen Bereichen des Lebens in Österreich regelmäßig zur Diskriminierung von Muslimen und Musliminnen. Vor allem Mädchen und Frauen, die ein Kopftuch tragen, werden in vielen Situationen diskriminiert.²⁴ *Die Presse* berichtete Anfang 2015 beispielsweise von einer Ärztin, die eine Jobzusage lediglich unter der Bedingung erhielt, während der Arbeit ihr Kopftuch abzulegen.²⁵ Ereignisse wie dieses sind in Österreich kein Einzelfall,²⁶ nur werden häufig andere Gründe für eine Jobabsage vorgeschoben, sodass eine Klage wegen Diskriminierung nicht möglich ist.²⁷

Neben den rassistischen und islamophoben Diskriminierungen, die viele Muslime und Musliminnen im Alltag erleben, gibt es häufig symbolische Angriffe, wie etwa Graffiti auf Moscheen oder anderen symbolträchtigen Orten. Die Moschee und das dazugehörige Minarett in der Tiroler Gemeinde Telfs wurden beispielsweise 2007 und 2014 mit Hakenkreuzen beschmiert. 2016 montierte ein Mann zwei Schweineköpfe an ein Islamisches Kulturzentrum in Graz und beschmierte das Minarett mit Schweineblut. Ein Fall, in dem kein religiöses Gebäude betroffen war, ereignete sich im Februar 2009. Unbekannte beschmierten die Außenmauern des ehemaligen Konzentrationslagers Mauthausen. Zu lesen war „Was unseren Vätern der Jud ist für uns die Moslembrut seid auf der Hut! 3. Weltkrieg – 8. Kreuzzug“. Eine Besonderheit dieses Ereignisses ist, dass neben dem islamophoben Element eine Verherrlichung der Judenverfolgung während der NS-Diktatur stattfindet. Außerdem kann der Inhalt der Schmiererei als „Vorgabe eines zukünftigen Programms basierend auf diesen historischen Taten“ gedeutet werden.²⁸ 2010 und 2014 wurde die Gedenkstätte Mauthausen erneut zum Opfer von Vandalismus. Bei letzterem wurde unter anderem „Türkenrass ab ins Gas“ an eine Außenmauer der Gedenkstätte geschrieben.²⁹

23 Jana Kübel, „moschee.ade oder moschee.at?“. Eine Konfliktanalyse auf der Suche nach Islamophobie in Österreich, in: John Bunzl/Farid Hafez (Hrsg.), *Islamophobie in Österreich*, Innsbruck-Wien-Bozen 2009, S.127–143, hier S. 127.

24 Füllinger, Non-recognition, S. 183–184.

25 Diskriminierung: Jobzusage nur ohne Kopftuch, in: *Die Presse*, 22.3.2015, [http://diepresse.com/home/panorama/oesterreich/4690977/Diskriminierung_Jobzusage-nur-ohne-Kopftuch], eingesehen 20.10.2016.

26 Wie österreichische Unternehmen migrantische Bewerber benachteiligen, in: *Profil*, 23.7.2014, [<https://www.profil.at/wirtschaft/wie-unternehmen-bewerber-376914>], eingesehen 3.3.2017.

27 Bundesgesetz über die Gleichbehandlung, BGBl. I Nr. 66/2004, § 17, [<https://www.ris.bka.gv.at/GeltendeFassung/Bundesnormen/20003395/GIBG%2c%20Fassung%20vom%2003.03.2017.pdf>], eingesehen 3.3.2017.

28 John Bunzl/Farid Hafez, Vorwort, in: John Bunzl/Farid Hafez (Hrsg.), *Islamophobie in Österreich*, Innsbruck-Wien-Bozen 2009, S. 7–12, hier S. 7.

29 Vandalen beschmieren KZ Mauthausen, in: oe24, 10.5.2014. [<http://www.oe24.at/oesterreich/chronik/Vandalen-beschmieren-KZ-Mauthausen/142734250>], eingesehen 2.11.2016.

4. Moschee-Konflikte

Obwohl es aus rechtlicher Sicht kaum Einwände gibt, ist der Bau von Moscheen eines der meist und am hitzigsten diskutierten Themen, die im Zusammenhang mit dem Islam in Europa stehen.³⁰ Da es aufgrund der eindeutigen rechtlichen Lage nur wenig Gründe und Möglichkeiten gibt, gegen eine Moschee vorzugehen, haben die meisten Konflikte und Auseinandersetzungen politischen, funktionalen und/oder emotionalen Charakter, wie eine Studie für das Europäische Parlament aus dem Jahr 2007 sowie viele Beiträge in der Fachliteratur belegen.³¹

Im internationalen Vergleich zeigt sich, dass die meisten Widerstände gegen Moscheen sich auf intentional errichtete Nachbarschaftsmoscheen beziehen. Der Widerstand der lokalen Bevölkerung ist also dann besonders groß, wenn ein muslimischer Sakralbau von außen als solcher erkennbar ist.³² Zur Begründung dieses Fakts gibt es unterschiedliche Theorien. Manche gehen davon aus, dass Gebetsräume und islamische Zentren durch ihre „Unsichtbarkeit“ keine Aufmerksamkeit erregen und so „keine Bedrohung des ‚Machtdifferenzials‘ der Stadtgesellschaft darstell[en]“³³. Eine weitere Erklärungsmöglichkeit ist, dass der Bau von intentional errichteten Moscheen erst beantragt werden muss, während die anderen beiden Typen oft in schon bestehenden Gebäuden eingerichtet werden können. So bleibt den Anrainern und Anrainerinnen bei Neubau einer Moschee viel mehr Zeit, sich gegen die Errichtung zu wehren. Es zeigt sich nämlich, dass die meisten Konflikte vor der Errichtung einer neuen Moschee entstehen, während es um die Thematik meist sehr schnell wieder ruhig wird, sobald der „normale Betrieb“ läuft. Natürlich gibt es noch andere Faktoren, die dazu beitragen, ob es überhaupt zu einem Konflikt kommt oder nicht. In Deutschland zeigt sich beispielsweise, dass es sehr unwahrscheinlich ist, dass es zu Protesten gegen eine geplante Moschee kommt, wenn die politischen Entscheidungsträger sich klar für die Moschee aussprechen.³⁴

5. Analyse von Moscheebaukonflikten in Österreich

Im Folgenden werden drei Moscheekonflikte näher betrachtet. Die Kontroversen wurden ausgewählt, da es sich um sehr unterschiedliche Bauprojekte handelt. Im 20. Wiener Gemeindebezirk sollte ein bereits bestehendes Gebetshaus aufgestockt werden, in Bad Vöslau wurde eine Moschee errichtet und in Telfs sollte ein Gebetsraum um ein Minarett ergänzt werden. Außerdem fanden die gewählten Konflikte in unterschiedlichen Regionen Österreichs statt. Gemeinsam ist ihnen, dass sie die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit erregten und damit in den Medien sehr präsent waren. Anhand die-

30 Richard Potz, Moscheebau in Europa. Eine rechtliche Perspektive, in: Nina Birner (Hrsg.), Islam als Teil der Gemeinde. Islam in Österreich, Moscheebau & Dialog – Informationen für Gemeinden, Organisationen & Multiplikator/innen, Wien 2015, S. 43–55, hier S. 44.

31 Europäisches Parlament – Fachreferat Struktur- und Kohärenzpolitik, Islam in der Europäischen Union. Was steht für die Zukunft auf dem Spiel?, Brüssel 2007, S. 42, [[http://www.europarl.europa.eu/RegData/etudes/etudes/join/2007/369031/IPOL-CULT_ET\(2007\)369031_DE.pdf](http://www.europarl.europa.eu/RegData/etudes/etudes/join/2007/369031/IPOL-CULT_ET(2007)369031_DE.pdf)], eingesehen 20.10.2016.

32 Potz, Moscheebau in Europa, S. 46.

33 Hohage, Moschee-Konflikte, S. 35.

34 Ebd.

ser Beispiele werden Gemeinsamkeiten und Unterschiede von Debatten rund um islamische Gebetshäuser aufgezeigt, der Fokus wird bei jeder der drei Auseinandersetzungen allerdings auf einem anderen Aspekt liegen. Während es bei dem Konflikt in Wien darum geht aufzuzeigen, wie sich Auseinandersetzungen um Moscheen typischerweise entwickeln, wird in Bad Vöslau der Fokus auf der Ausarbeitung eines Kompromisses liegen. Anhand der Kontroverse in Telfs soll vor allem gezeigt werden, wie sich der Umgang mit dem Gebetshaus/mit dem Minarett entwickelt hat, nachdem der Konflikt schon einige Jahre zurücklag.

5.1 Wien

2007 wurde von ATIB der Antrag eingebracht, das Gebetshaus im 20. Bezirk aufzustocken. Das einstöckige Gebäude, das seit mehr als zehn Jahren von der muslimischen Gemeinde als Gebetshaus verwendet wurde ohne großes Aufsehen zu erregen, sollte vier zusätzliche Stockwerke bekommen. Darin sollten unter anderem Wohnungen, ein Geschäft und ein privater Kindergarten eingerichtet werden. Bereits vor der Eröffnung des Gebetshauses 1996 wollte ATIB die Räumlichkeiten renovieren und ausbauen. Den Antrag dazu zog der Verein jedoch „auf Anraten der Bezirksvorstehung und aufgrund der generellen Ablehnung“ zurück.³⁵

Als Reaktion auf das geplante Bauvorhaben gründeten Anwohner und Anwohnerinnen 2007 die Bürgerinitiative Dammstraße, die unter dem Slogan „Moschee ade“ „einem weiteren Großausbau der ATIB Moschee [...] zu einem Veranstaltungszentrum mit wirtschaftlichem Moscheeteil entschieden entgegentreten“³⁶. Sie sammelten insgesamt 4.000 Unterschriften gegen das Bauvorhaben. Von der Bezirksvorstehung, die um die Deeskalation des Konflikts bemüht war³⁷, wurden moderierte Gespräche, Interventionen und Mediationen organisiert, um die aufgeheizte Stimmung wieder zu normalisieren.³⁸ Die Bürgerinitiative wies immer wieder darauf hin, dass sich der Bezirksvorsteher Karl Lacina (SPÖ) 1996 selbst gegen den Ausbau des Kulturzentrums ausgesprochen hatte. Dass dieses Anliegen nun von Lacina und der SPÖ unterstützt wurde, interpretierte die Bürgerinitiative als Verrat. Die Bezirksvorstehung betonte im Gegenzug, dass sich in den letzten elf Jahren „die öffentliche Wahrnehmung hin zu einer Zustimmung auf Gemeindeebene gewandelt“ hatte. Man war zwar immer noch gegen das Errichten eines Veranstaltungszentrums, erkannte jedoch den Rechtsanspruch des Vereins an. Daher bemühte sich die Bezirksvorstehung vor allem um eine Deeskalation des Konflikts.³⁹ Doch die Versuche waren erfolglos. Am 13. September 2007 riefen FPÖ und ÖVP zusammen mit der Bürgerinitiative zu einer Demonstration gegen den Ausbau des Gebetshauses auf. Wie viele Personen dem Aufruf tatsächlich folgten, ist nicht bekannt. Die Angaben schwanken zwischen 700 und 2.000 De-

35 Kübel, *Konfliktanalyse*, S. 128.

36 Bürgerinitiative Dammstraße, *Über uns*, o.D., [<http://www.moschee-ade.at/uber-uns/>], eingesehen 2.3.2017.

37 Jana Kübel, „moschee.ade oder moschee.at?“ Eine Konfliktanalyse zu der Frage, inwiefern oder ob Islamophobie in Österreich tatsächlich existiert, Dipl. Wien 2008, S. 70.

38 Ebd., S. 128.

39 Ebd., S. 70.

monstranten. Während der Demonstration skandierten gemäßigte Demonstranten zum Beispiel „Kane Moschee wär' schee“⁴⁰ während auch rechtsradikale Gruppierungen den Aufmarsch für ihre Zwecke nutzten und „Hier marschieret der nationale Widerstand“ schrien.⁴¹ Zusätzliche Aufmerksamkeit erhielt die Demonstration, und somit in weiterer Folge der gesamte Konflikt, durch die Teilnahme von Heinz-Christian Strache, Bundesobmann der FPÖ. ATIB zog sich nach der Demonstration teilweise von den Gesprächen und Verhandlungen rund um das Bauvorhaben zurück. Auslöser hierfür waren laut Nihat Koca, dem Generalsekretär des Vereins, die mediale Darstellung des Konflikts und die Teilnahme Straches, der nach der Demonstration zu einer Art Leitfigur geworden war.⁴² Nach weiteren Mediationsversuchen und der Einrichtung von drei Arbeitsgruppen wurde die Aufstockung des islamischen Zentrums im 20. Bezirk am 12. März 2008 genehmigt.⁴³ Zum Spatenstich kam es allerdings erst im September 2013, da die Bürgerinitiative weitere Wege – wie etwa einen Einspruch gegen den Baubescheid – fand, um den Ausbau aufzuschieben.⁴⁴

Auch wenn der Konflikt rechtlich geklärt und somit beendet ist, hat sich die allgemeine Lage im 20. Bezirk nicht entspannt. Vielmehr haben sich die Fronten so sehr verhärtet, dass es nicht möglich scheint, eine Lösung zu finden, mit der beide Seiten zufrieden wären. Die Bürgerinitiative zog sich 2008 von den regelmäßigen Gesprächen, die von der Bezirksvorstehung vorgeschlagen worden waren, zurück.⁴⁵ Ein Grund dafür war, dass der neue Bezirksvorsteher Hannes Derfler keinen Grund sah über den Islam und Moscheen in Österreich im Allgemeinen zu diskutieren. Genau das war jedoch das neue Anliegen der Bürgerinitiative.⁴⁶ Durch den Rückzug der Bürgerinitiative war die Vertretung von ATIB nun nicht mehr zu Kompromissangeboten bereit. Vor dem Spatenstich hatte der Verein mehrmals den Architekten des Projekts beauftragt, den Plan für das Gebetshaus nach Wünschen von Anrainern und Anrainerinnen anzupassen.⁴⁷ Die Bürgerinitiative definierte ihre Aufgabe nach Beginn der Bauarbeiten nicht mehr primär in der Auseinandersetzung mit dem Gebetshaus im 20. Bezirk, sondern sieht sich als „Ansprechpartner für allgemeine Anfragen und ähnliche Probleme in Österreich“. Des Weiteren wird über eine internationale Vernetzung mit anderen Initiativen und Vereinen nachgedacht.⁴⁸

Jana Kübel hat in ihrer Publikation „Moschee.ade oder Moschee.at?“ die drei Ebenen herausgearbeitet, auf denen sich dieser Konflikt abspielte.

40 Heftige Proteste bei Islamischem Zentrum, in: *Österreich*, 13.9.2007, [<http://www.oe24.at/oesterreich/politik/Heftige-Proteste-bei-Islamischem-Zentrum/146574>], eingesehen 20.10.2016.

41 Hitzige Demo gegen Islam-Zentrum, in: *derstandard*, 14.9.2007, [<http://derstandard.at/3034304/Hitzige-Demo-gegen-Islam-Zentrum>], eingesehen 2.11.2016.

42 Kübel, *Konfliktanalyse*, S. 79.

43 Furlinger, *Non-recognition*, S. 194.

44 Kübel, *Konfliktanalyse*, S. 128.

45 Ebd., S. 138.

46 Ebd., S. 70.

47 Ebd., S. 131.

48 Ebd., S. 139.

Auf der ersten Ebene wurde mit infrastrukturellen Argumenten gearbeitet. Hier wurden vor allem Probleme wie Lärmbelästigung und Parkplatznot angeführt. Die Argumente waren rational und auch Baupolizei und Feuerwehr stellten immer wieder Anfragen bezüglich der Bauweise. Zu dieser Zeit war die Bürgerinitiative noch nicht gegründet, die politischen Parteien zeigten noch kein öffentliches Interesse und so gab es auch keine mediale Berichterstattung.⁴⁹

Die zweite Phase, und somit auch die zweite Argumentationsebene, setzte mit der Gründung der Bürgerinitiative Dammstraße ein. Nun schalteten sich auch die innerbezirkliche FPÖ und ÖVP ein. Von nun an kam es vermehrt zu xenophoben Argumenten. Der „fehlende Wille zur Integration“, besonders bei türkischstämmigen Migranten und Migrantinnen, wurde zum wesentlichen Faktor in der Kontroverse um den Ausbau des türkisch-islamischen Kulturzentrums. Sowohl FPÖ als auch ÖVP argumentierten, dass man mit dem Kulturzentrum die Entstehung einer Parallelgesellschaft beziehungsweise einer Parallelwelt fördern würde.⁵⁰ Es ist festzustellen, dass nun nicht mehr der Ausbau dieses konkreten Zentrums im Fokus der Argumentation stand, sondern die (fehlgeschlagene) Integrationspolitik.

Der Beginn der dritten Phase wurde durch die Demonstration vom 13. September 2007 eingeleitet. Ab diesem Zeitpunkt flossen immer häufiger islamfeindliche Argumente in die Auseinandersetzung ein. Die Teilnahme Heinz-Christian Straches hob den Konflikt nun auf bundespolitische Ebene und rückte ihn ins Interesse der Öffentlichkeit. Die Bitte der Bezirksvorstehung, die Demonstration zu Gunsten einer Deeskalation abzusagen oder zu verschieben, wurde von der Bürgerinitiative abgewiesen. Während der Demonstration zeigte sich, dass viele Demonstranten und Demonstrantinnen kaum oder falsch informiert waren. Einige gingen fälschlicherweise von einem Moscheebau oder der Errichtung eines Minaretts aus.⁵¹ Der Diskurs wurde nun überwiegend von emotionalen Argumenten geleitet. Die rationalen Aspekte, wie etwa die mögliche Lärmbelästigung, waren zur Nebensache geworden. Umso häufiger traf man nun auf islamfeindliche Parolen. Auch auf der Website der Bürgerinitiative Dammstraße fand man vermehrt Parolen wie „Wo der Halbmond aufgeht, geht das goldene Wienerherz unter!“ oder Erklärungen wie

„Wo aber der Versuch eines Miteinander scheitert, Integration zur Invasion und das Angebot der Teilnahme an unserer Gemeinschaft zu deren Übernahme führt, muss Toleranz aus Gründen des Selbstschutzes enden.“⁵²

Die Bürgerinitiative entschied sich dazu, diese Aussagen unter der Rubrik „Hintergrund“ zu veröffentlichen. Es handelt sich also nicht um Kommentare von (anonymen) Personen, die die Website besuchten, sondern um Veröffentlichungen der Bürgerinitiative selbst.

49 Kübel, Konfliktanalyse, S. 129.

50 Ebd., S. 129–130.

51 Ebd., S. 130.

52 Bürgerinitiative Dammstraße, Hintergrund, o.D., [<http://www.moschee-ade.at/hintergrund/>], eingesehen 2.3.2017.

Es ist wichtig zu erwähnen, dass diese drei Ebenen zwar nacheinander in Erscheinung traten, dann aber gleichzeitig zur Rechtfertigung des Konflikts dienten. In einer Diskussion können sie beliebig benutzt und vermischt werden. Rationale Argumente dienen häufig zur Rechtfertigung von kulturrassistischen Aussagen. „Die bestehende schlechte Verkehrssituation beispielsweise wird so [...] zur Beweisführung hinsichtlich der Richtigkeit *aller* Argumente.“⁵³ Laut Kübel ist zu beachten, dass auch hinter den rationalen Argumenten der ersten Ebene oft nicht nur die Sorge um die Infrastruktur steht. Vielmehr dienen sie als Scheinargumente, denen „Debatten um Integration und das Hineintreten der MuslimInnen in den öffentlichen Raum“ zugrunde liegen.⁵⁴

Durch die Politisierung der Auseinandersetzung wurde innerhalb weniger Monate aus einem lokalen, rational geführten Konflikt unter Anrainern eine Angelegenheit, die emotional diskutiert wurde, die bundesweit in den Medien vertreten war und die nur noch wenig mit der ursprünglichen Thematik zu tun hatte. Das ist ein typischer Verlauf für Moscheekonflikte in Österreich und kann auch in anderen europäischen Städten nachgewiesen werden:

„The arguments put forward on the local level to justify refusal are the same throughout Europe: noise and traffic nuisance, incompatibility [sic!] with existing urban planning, non-confirmity [sic!] with existing security norms. But beyond these technical obstacles, the resistance to new mosques is always linked to a meta-narrative about Islam.“⁵⁵

5.2 *Bad Vöslau*

Im Unterschied zum Ausbau des Islamischen Zentrums in Wien wurde in Bad Vöslau 2006 ein Antrag zur Errichtung einer Moschee mit zwei Minaretten eingebracht. Um nicht zu viel Aufmerksamkeit zu erregen wurde zu Beginn sowohl von Seiten der Stadt, als auch von ATIB vom Bau eines „türkischen Kulturzentrums“ gesprochen.⁵⁶ Dennoch kam es zu einer heftigen politischen Debatte, als die ersten Pläne für die Moschee anonym an eine Zeitung weitergegeben und von dieser veröffentlicht wurden. Sie zeigten eine Moschee mit zwei 25 Meter hohen Minaretten und einer Kuppel. Nach einer Begutachtung verkündete der Bad Vöslauer Bürgermeister, dass die Pläne den Baubestimmungen entsprachen, und dass man dementsprechend nichts dagegen tun könne, wenn ATIB darauf bestünde, die Moschee nach diesen Plänen zu errichten.⁵⁷ Die Vertreter von ATIB waren aber durchaus zu Kompromissen bereit; von Beginn an wurden regelmäßige Treffen abgehalten, bei denen es sowohl um die Konstruktion als auch um den Gebrauch der Moschee ging. So wurde beispielsweise schon früh

53 Kübel, Konfliktanalyse, S. 131.

54 Ebd.

55 Jocelyne Cesari, *Modernisation of Islam or Islamisation of Modernity? Muslim Minorities in Europe and the Issue of Pluralism*, in: Jamal Malik (Hrsg.), *Muslims in Europe. From the Margin to the Centre*, Münster 2004, S. 93–113, zit. in: Kübel, Konfliktanalyse, S. 131.

56 Furlinger, *Non-recognition*, S. 201.

57 Ebd., S. 202.

zugesichert, dass über die Minarette nicht zum Gebet gerufen werden würde.⁵⁸ Doch der Protest von Seiten der Moscheegegner ließ nicht lange auf sich warten. Die FPÖ Niederösterreich verteilte im Dezember 2006 Flyer gegen die Moschee und bezog in einem offenen Brief Stellung. Der Widerstand gegen die geplante Moschee verhärtete sich. Vöslauer Bürger und Bürgerinnen gründeten die *Arbeitsgemeinschaft Europäische Kultur* und brachten die Petition „Kulturzentrum ohne Minarette“ ein. Da die Proteste immer stärker wurden, veranlasste der Bürgermeister von Bad Vöslau im Januar 2007 eine Mediation.⁵⁹ Der Prozess dauerte sechs Monate. Im Juni 2007 wurden die endgültigen Pläne veröffentlicht. Die Minarette waren an die Innenseite des Hofes gewandert und sollten aus Glas errichtet werden, außerdem war ihre Höhe verringert worden, sodass sie von außen nicht sichtbar wären. Auch die Kuppel wurde verkleinert.⁶⁰ Ein Vertreter von ATIB, der an der Mediation teilgenommen hatte, zeigte sich enttäuscht und beanstandete, dass es in den Verhandlungen nur um das Aussehen des Gebäudes gegangen wäre. Niemand hätte sich für die Verwendung der Räume interessiert oder hinterfragt, welche Art von Islam hier vertreten werden würde. Insgesamt waren viele Mitglieder von ATIB mit dem Kompromiss, der in der Mediation gefunden worden war, nicht glücklich, aber ihr Standpunkt lautete: „Wir leben in Vöslau, wir wollen nicht kämpfen – wir müssen einen Punkt in der Mitte finden.“⁶¹ Aber auch die FPÖ war mit dem Kompromiss nicht einverstanden. Die beiden Mitglieder der Mediationsgruppe, die der FPÖ angehörten, verließen die Arbeitsgruppe vor dem Abschluss. Die FPÖ bezeichnete den neuen Bauplan nicht als Kompromiss, sondern als Sieg von ATIB über den Willen der Einheimischen.⁶²

Trotz weiter anhaltenden Widerstands von Seiten der FPÖ begannen die Bauarbeiten für die Moschee im März 2008. Bereits ein Jahr später wurde die Moschee eröffnet. Der Projektleiter, Sefet Yilmaz, zeigte sich in einem Interview mit dem Ergebnis der Mediation zufrieden:

„Wenn ich zurückblicke auf die letzten drei Jahre, dann bin ich sehr stolz, dass wir in Bad Vöslau unter Beteiligung aller kritischen Stimmen eine Architektur geschaffen haben, mit der die meisten leben können.“⁶³

Allgemein wurde in den österreichischen Medien meist sehr positiv von den Entwicklungen rund um die Bad Vöslauer Moschee berichtet.⁶⁴ Sowohl der Mediationsprozess als auch die als Gegenbewegung zu den Protesten gegründeten Integrationsprojekte wurden hervorgehoben und gelobt.⁶⁵ Ein Beispiel für ein solches Integrationsprojekt

58 Furlinger, Non-recognition, S. 202.

59 Es gib keine Informationen darüber, wer für die Durchführung des Mediationsprozesses herangezogen wurde.

60 Furlinger, Non-recognition, S. 204.

61 Ebd.

62 Furlinger, Non-recognition, S. 205.

63 Moschee in Bad Vöslau eröffnet, in: *noe.orf*, 24.10.2009, [<http://noev1.orf.at/stories/398650>], eingesehen 2.11.2016.

64 Demokratiezentrum Wien, Migration on Tour, Station 10; Migration – Ein Fall für die Medien? Moscheebau in Bad Vöslau, o.D., S. 1, [http://www.demokratiezentrum.org/fileadmin/media/pdf/bad_voeslau.pdf], eingesehen 13.3.2017

65 Z.B.: „Wir sind doch alle Bad Vöslauer“, in: *derstandard*, 22.10.2009, [<http://derstandard.at/1254312212923/Haci-Bayram-Moschee-Wir-sind-doch-alle-Bad-Voeslauer>], eingesehen 3.3.2017.

ist die Gruppe *frauenvielfalt*. Eine Bad Vöslauerin war entsetzt über den Hass und das Gegeneinander, das durch den geplanten Bau einer Moschee aufkam. Sie gründete einen Verein für Frauen jeder Religion und Nationalität. Unter dem Motto „Vielfalt statt Einfalt“ treffen sich ca. fünfzig Frauen zwischen 17 und 70 einmal im Monat um sich kennenzulernen und Erfahrungen auszutauschen.⁶⁶

5.3 Telfs

Der letzte Konflikt, der im Rahmen dieser Arbeit behandelt wird, entbrannte 2005 in der Tiroler Marktgemeinde Telfs, nachdem ATIB beantragt hatte, das dortige Gebetshaus um ein zwanzig Meter hohes Minarett zu ergänzen. Das Anliegen wurde vom Telfer Bürgermeister, Stefan Opperer, unterstützt. Die Bewohner des Ortes sammelten allerdings 2.400 Unterschriften gegen die Errichtung des Minaretts.⁶⁷ Der Bürgermeister, der sich enorm unter Druck gesetzt sah, fasste den Beschluss zu einem Kompromiss: Der Kirchturm der Gemeinde wurde vermessen und in Relation zur Größe der katholischen Bevölkerung gestellt. Anhand der Größe der muslimischen Gemeinde wurde im Umkehrschluss errechnet, dass ein Minarett mit einer Höhe von 17 Metern „gerecht“ wäre. ATIB verringerte die Höhe des Minaretts freiwillig um weitere zwei Meter. Als zusätzlich vertraglich zugesichert wurde, dass es keine Gebetsrufe vom Minarett geben würde, zogen die Telfer ihren Antrag zurück und so wurde 2006 der Turm mit einer Höhe von 15 Metern errichtet.⁶⁸ Der damalige Bürgermeister von Telfs, Stephan Opperer, war sich zwar „der Explosivität des Anliegens bewusst gewesen“, hatte nicht mit einer so heftigen Gegenwehr von Teilen der Bevölkerung gerechnet.⁶⁹ Die Debatte heizte sich, angestachelt durch die Berichterstattungen in den Medien, so sehr auf, dass Opperer und seine Familie wegen anonymen Morddrohungen sogar zeitweise unter Polizeischutz leben mussten.

Der Präsident der Telfer Vertretung von ATIB, Yusuf Citak, meinte ebenfalls, er wäre von der extremen Reaktion auf das Bauvorhaben überrascht gewesen, gab aber auch zu, dass ATIB im Vorfeld einige Fehler gemacht habe. Es war in Telfs beispielsweise nie beabsichtigt gewesen, Gebetsrufe vom Minarett zu verkünden. Eine bessere Kommunikation mit der Bevölkerung im Vorfeld hätte einige Missverständnisse aus dem Weg räumen können. Insgesamt war ATIB mit dem Ergebnis der Verhandlungen aber zufrieden, froh, die Moschee sichtbar gemacht zu haben, und „stolz, die Moschee mit dem damals erst dritten Minarett des Landes versehen zu haben“⁷⁰. Citak berichtet weiter, dass der Verein aus den Fehlern, die man vor dem Bau des Minaretts begangen hatte, gelernt habe und sich nun um eine aktive Integration in die Gemeinde bemühe. Er stellte auch fest, dass die „Einheimischen“ ATIB gegenüber offener geworden seien

66 Freisleben, Mango, S. 300.

67 Furlinger, Non-recognition, S. 191. Die Gesamtbevölkerung von Telfs betrug zu diesem Zeitpunkt 14.574 Personen. Edith Hessenberger/Hansjörg Hofer, Diversitätsbericht 2014 (Weißbuch 2014), Telfs 2014, [http://www.telfs.at/files/user_upload/pdf-dokumente/Weissbuch/Weissbuch_2014_HP.pdf], eingesehen 2.3.2017.

68 Das Tiroler Minarett stört nicht mehr, in: NZZ, 9.10.2014, [<http://www.nzz.ch/international/das-tiroler-minarett-stoert-nicht-mehr-1.18399868>], eingesehen 20.10.2016.

69 Ebd.

70 Tiroler Minarett, NZZ, 9.10.2014.

seitdem der Turm steht „weil sie gesehen hätten, dass keine ihrer Befürchtungen eingetroffen sei“.⁷¹ Auch Opperer zog letztendlich eine positive Bilanz. So schnell der Konflikt aufgekommen war, so schnell habe er sich auch wieder beruhigt. Jetzt, einige Jahre später, kämen sogar ehemalige Gegner des Minarettbaus zu ihm um ihm zu sagen, dass sie es nun gut fänden, dass das Minarett gebaut wurde.⁷²

In den Medien wenig beachtet wurden Stimmen von Telfer Muslimen und Musliminnen, die sich mit dem Minarett unzufrieden zeigten. Von ihnen wurde besonders die Architektur des Minaretts beanstandet. Einige meinten, sie hätten lieber kein Minarett als ein so hässliches.⁷³

Beeindruckend ist, dass auch der damalige Landesparteichef der FPÖ, der Partei, die am deutlichsten gegen das Minarett auftrat, ein, zumindest teilweise, positives Fazit aus der Minarettdebatte in Telfs zieht. Zwar sieht Gerald Hauser den Bau des Turms, der aufgrund seiner verringerten Höhe kaum zu sehen ist, immer noch als Fehler, jedoch ist er „stolz, dass man diesen ‚Kulturkampf‘ geführt habe“, da anderenfalls womöglich auch in anderen Tiroler Gemeinden bereits Minarette stehen würden.⁷⁴ Auch Zekirija Sej dini, Professor für islamische Religionspädagogik an der Universität Innsbruck, geht davon aus, dass der Konflikt rund um das Telfer Minarett viele andere muslimische Gemeinden in Österreich davon abgehalten hat, selbst ein Minarett zu errichten.⁷⁵

Obwohl die Auseinandersetzungen und Konflikte vor dem Bau des Minaretts intensiv geführt wurden und sich die Wahrnehmungen des Minaretts noch immer stark voneinander unterscheiden, gibt es einen Aspekt, von dem die Gemeinde Telfs bis heute profitiert: die Einrichtung des Amtes des Integrationsbeauftragten, welche im Zuge der Debatte um das Minarett beschlossen wurde. Die vom Integrationsbeauftragten initiierten Programme haben einerseits das Ziel, die Integration beispielsweise durch Erziehungsberatung und Sprachkurse aktiv zu fördern, andererseits sollen Befürchtungen und Ängste der „Einheimischen“ durch intensive Integrationsarbeit vermindert werden. Diese Maßnahmen führten auch dazu, dass es in Telfs im Gegensatz zu vielen umliegenden Gemeinden kaum Proteste gab, als 2014 vierzig Flüchtlinge in einer Asylunterkunft untergebracht wurden.⁷⁶

71 Tiroler Minarett, NZZ, 9.10.2014. .

72 Ebd.

73 Furlinger, Non-recognition, S. 191.

74 Tiroler Minarett, NZZ, 9.10.2014.

75 Sichtbares Symbol der Tiroler Muslime für ihre Religion, in: *TT*, 1.10.2015, [<http://www.tt.com/panorama/10577762-92/sichtbares-symbol-der-tiroler-muslime-f%C3%BCr-ihre-religion.csp?tab=article>], eingesehen 20.10.2016.

76 Tiroler Minarett, NZZ, 9.10.2014.

6. Fazit

Auch wenn der Islam in Österreich bereits eine lange Tradition hat, sind Vorurteile, Skepsis und Feindlichkeit dieser Religion gegenüber nach wie vor vorhanden. Muslime und Musliminnen sehen sich sowohl im Alltag als auch in ihrer Religionsausübung immer wieder mit diversen Diskriminierungen konfrontiert.

Bei der Analyse von Moscheekonflikten zeigt sich, dass die Argumentationsmuster sich ähneln; infrastrukturelle Argumente werden vorgeschoben um xenophobe und islamfeindliche Aspekte zu rechtfertigen. Außerdem dienen die Argumente gegen die Errichtung eines konkreten islamischen Gebetshauses häufig als Scheinargument, um tieferliegende Problematiken zu thematisieren. Diese Strukturen der Argumentation sind nicht nur in Österreich, sondern in ganz Europa zu finden. Bei genauerem Hinsehen zeigt sich, dass die Befürchtungen der „Einheimischen“ oft unbegründet oder überzogen sind und viele Missverständnisse durch eine offene Kommunikation aus dem Weg geräumt werden können. Anhand der in dieser Arbeit behandelten Beispiele lässt sich ableiten, dass die Debatten und Konflikte sich dann legen, wenn beide Streitparteien kompromissbereit und an einer friedlichen Lösung interessiert sind. Retrospektiv betrachtet haben sich aus einigen Streitigkeiten rund um ein islamisches Gebetshaus durchaus positive Dinge, wie etwa der Frauenverein in Bad Vöslau, entwickelt. Wenn allerdings eine oder auch beide Seiten auf ihrem Standpunkt beharren, kann sich aus einer anfänglich lokalen Auseinandersetzung eine Kontroverse entwickeln, die mit dem ursprünglichen Thema nur ansatzweise zusammenhängt und bei der die Fronten so verhärtet sind, dass es kaum noch möglich scheint, eine Lösung zu finden, mit der beide Seiten zufrieden sind.

Allein die Anzahl an Konflikten, die es in den letzten Jahren rund um die Errichtung von Moscheen, Gebetshäusern oder Minaretten gab und die Intensität, mit der einige von ihnen geführt wurden, zeigt, dass man in Österreich derzeit noch weit von einer allgemeinen Akzeptanz oder gar Integration des Islams entfernt ist.

7. Literatur

Allievi, Stefano, *Mosques in Europe. Real problems and false solutions*, in: Stefano Allievi (Hrsg.), *Mosques in Europe. Why a solution has become a problem*, London 2010, S. 13–51.

Aslan, Ednan /Yildiz, Erol, *Muslimische Alltagspraxis in Österreich. Ein Kompass zur religiösen Diversität*. Wien 2013, S. 20, [https://iis.univie.ac.at/fileadmin/user_upload/p_iis/muslimische_alltagspraxis_in_oesterreich.projektbericht.pdf], eingesehen 7.3.2017.

BGBI. I Nr. 66/2004, Bundesgesetz über die Gleichbehandlung, § 17, [<https://www.ris.bka.gv.at/GeltendeFassung/Bundesnormen/20003395/GIBG%2c%20Fassung%20vom%2003.03.2017.pdf>], eingesehen 3.3.2017.

BGBI 39/2015, Bundesgesetz über die äußeren Rechtsverhältnisse islamischer Religionsgemeinschaften.

Bürgerinitiative Dammstraße, Hintergrund, o.D., [<http://www.moschee-ade.at/hintergrund/>], eingesehen 2.3.2017.

Bürgerinitiative Dammstraße, Über uns, o.D., [<http://www.moschee-ade.at/uber-uns/>], eingesehen 2.3.2017.

Bunzel, John/Hafez Farid Vorwort, in: John Bunzl/Farid Hafez (Hrsg.), *Islamophobie in Österreich*, Innsbruck-Wien-Bozen 2009, S. 7–12.

Cesari, Jocelyne, Modernisation of Islam or Islamisation of Modernity? Muslim Minorities in Europe and the Issue of Pluralism, in: Jamal Malik (Hrsg.), *Muslims in Europe. From the Margin to the Centre*, Münster 2004, S. 93–113, zit. in: Kübel, Jana, „moschee.ade oder moschee.at?“. Eine Konfliktanalyse auf der Suche nach Islamophobie in Österreich, in: John Bunzl/Farid Hafez (Hrsg.), *Islamophobie in Österreich*, Innsbruck-Wien-Bozen 2009, S. 127–143.

Das Tiroler Minarett stört nicht mehr, in: *NZZ*, 09.10.2014, [<http://www.nzz.ch/international/das-tiroler-minarett-stoert-nicht-mehr-1.18399868>], eingesehen 20.10.2016.

Demokratiezentrum Wien, Migration on Tour, Station 10; Migration – Ein Fall für die Medien? Moscheebau in Bad Vöslau, o.D., S. 1, [http://www.demokratiezentrum.org/fileadmin/media/pdf/bad_voeslau.pdf], eingesehen 13.3.2017.

Diskriminierung: Jobzusage nur ohne Kopftuch, in: *Die Presse*, 22.03.2015, [[http://diepresse.com/home/panorama/oesterreich/4690977/Diskriminierung_Jobzusage_nur_ohne-Kopftuch](http://diepresse.com/home/panorama/oesterreich/4690977/Diskriminierung_Jobzusage_nur_ohne_Kopftuch)], eingesehen 20.10.2016.

Enzyklopädie des Islams, Islamanerkennung, o.D., [http://www.eslam.de/begriffe/a/anerkennung_des_islam_in_oesterreich.htm], eingesehen 13.3.2017.

Europäisches Parlament – Fachreferat Struktur- und Kohärenzpolitik, Islam in der Europäischen Union. Was steht für die Zukunft auf dem Spiel?, Brüssel 2007, [[http://www.europarl.europa.eu/RegData/etudes/etudes/join/2007/369031/IPOL-CULT_ET\(2007\)369031_DE.pdf](http://www.europarl.europa.eu/RegData/etudes/etudes/join/2007/369031/IPOL-CULT_ET(2007)369031_DE.pdf)], eingesehen 20.10.2016.

Freisleben, Eva C., Wie Mango schmeckt. Zur „Moschee-Debatte“ in Bad Vöslau, in: Thomas Schmiedinger (Hrsg.), „Vom selben Schlag...“. Migration und Integration im niederösterreichischen Industrieviertel, Wien 2008, S. 287–301.

Fürlinger, Ernst, The politics of non-recognition. Mosque construction in Austria, in: Stefano Allievi (Hrsg.), *Mosques in Europe. Why a solution has become a problem.*, London 2010, S. 183–216.

Hafez, Farid, *Islamophober Populismus. Moschee- und Minarettbauverbote österreichischer Parlamentsparteien*, Wien 2009.

Heftige Proteste bei Islamischem Zentrum, in: *Österreich*, 13.9.2007, [<http://www.oe24.at/oesterreich/politik/Heftige-Proteste-bei-Islamischem-Zentrum/146574>], eingesehen 20.10.2016.

Hessenberger, Edith/Hofer, Hansjörg, Diversitätsbericht 2014 (Weißbuch 2014), Telfs 2014, [http://www.telfs.at/files/user_upload/pdf-dokumente/Weissbuch/Weissbuch_2014_HP.pdf], eingesehen 2.3.2017.

Hitzige Demo gegen Islam-Zentrum, in: *derstandard*, 14.9.2007, [<http://derstandard.at/3034304/Hitzige-Demo-gegen-Islam-Zentrum>], eingesehen 2.11.2016.

Hohage, Christoph, Moschee-Konflikte. Wie überzeugungsbasierte Koalitionen lokale Integrationspolitik bestimmen, Wiesbaden 2013.

Islamische Glaubensgemeinschaft in Österreich, Moscheen und muslimische Bauten aus praktischer Perspektive, in: Nina Birner (Hrsg.), *Islam als Teil der Gemeinde. Islam in Österreich, Moscheebau & Dialog – Informationen für Gemeinden, Organisationen & Multiplikator/innen*, Wien 2015, S. 32–42.

Islamische Glaubensgemeinschaft in Österreich, Registrierte Moscheen, http://www.derislam.at/?c=content&p=suchen_moschee&v=vereine&cssid=Moscheen&navid=420&par=40&cssid=Moscheen&navid=1175&par=40], eingesehen 2.11.2016.

Islamlexikon, Moschee. Masdschid und Dschami, in: focus online, o.D., [http://www.focus.de/wissen/mensch/religion/islam/islamlexikon/moschee_aid_12305.html], eingesehen 14.3.2017.

Kübel, Jana, „moschee.ade oder moschee.at?“ Eine Konfliktanalyse zu der Frage, inwiefern oder ob Islamophobie in Österreich tatsächlich existiert, Dipl. Wien 2008.

Kübel, Jana, „moschee.ade oder moschee.at?“. Eine Konfliktanalyse auf der Suche nach Islamophobie in Österreich, in: John Bunzl/Farid Hafez (Hrsg.), *Islamophobie in Österreich*, Innsbruck-Wien-Bozen 2009, S. 127–143.

Kurz, Sebastian/Wolf, Franz u.a., Vorwort, in: Nina Birner (Hrsg.), *Islam als Teil der Gemeinde. Islam in Österreich, Moscheebau & Dialog – Informationen für Gemeinden, Organisationen & Multiplikator/innen*, Wien 2015, S. 5.

Moschee in Bad Vöslau eröffnet, in: *noe.orf*, 24.10.2009, [<http://noev1.orf.at/stories/398650>], eingesehen 02.11.2016.

Potz, Richard, Moscheebau in Europa. Eine rechtliche Perspektive, in: Nina Birner (Hrsg.), *Islam als Teil der Gemeinde. Islam in Österreich, Moscheebau & Dialog – Informationen für Gemeinden, Organisationen & Multiplikator/innen*, Wien 2015, S. 43–55.

Sichtbares Symbol der Tiroler Muslime für ihre Religion, in: *TT*, 01.10.2015, [<http://www.tt.com/panorama/10577762-92/sichtbares-symbol-der-tiroler-muslime-f%C3%BCr-ihre-religion.csp?tab=article>], eingesehen 20.10.2016.

Vandalen beschmierern KZ Mauthausen, in: *oe24*, 10. Mai 2014, [<http://www.oe24.at/oesterreich/chronik/Vandalen-beschmierern-KZ-Mauthausen/142734250>], eingesehen 2.11.2016.

Wie österreichische Unternehmen migrantische Bewerber benachteiligen, in: Profil, 23.07.2014, [<https://www.profil.at/wirtschaft/wie-unternehmen-bewerber-376914>], eingesehen 3.3.2017.

„Wir sind doch alle Bad Vöslauer“, in: *derstandard*, 22.10.2009, [<http://derstandard.at/1254312212923/Haci-Bayram-Moschee-Wir-sind-doch-alle-Bad-Voeslauer>], eingesehen 2.11.2016.

Nina Hechenblaikner ist Studentin der Geschichtswissenschaften im 3. Semester an der Universität Innsbruck. Nina.Hechenblaikner@student.uibk.ac.at

Zitation dieses Beitrages

Nina Hechenblaikner, Miteinander, Nebeneinander oder Gegeneinander? Moscheekonflikte in Österreich, in: *historia.scribere* 9 (2017), S. 131–146, [<http://historia.scribere.at>], 2016–2017, eingesehen 14.6.2017 (=aktuelles Datum).

„Die Provinzen Bosnien und Herzegowina sollen von Österreich besetzt und verwaltet werden.“ – Der österreichisch-ungarische Einfluss auf das okkupierte/annektierte Bosnien-Herzegowina

Andreas Spornberger

Kerngebiet: Österreichische Geschichte

eingereicht bei: Ass.-Prof. Mag. Dr. Kuprian Hermann

eingereicht im Semester: SS 2016

Rubrik: PS-Arbeit

Abstract

The Austrian-Hungarian Influence on Bosnia-Herzegovina after the Occupation 1878

This paper deals with the Austrian-Hungarian influence on the occupied lands of Bosnia-Herzegovina from 1878 until the end of the Habsburg rule in 1918. It exemplarily examines innovation and changes in fields of economy, the educational system and – as it is a multicultural region – the life of the Jewish minority.

1. Einleitung

„Modernisierung ist die Entwicklung von einfachen und armen Agrargesellschaften zu komplexen, differenzierten und reichen Industriegesellschaften, [...]. Diese Entwicklung von der Agrargesellschaft zur hoch entwickelten, demokratisch-pluralistischen Industriegesellschaft wird planmäßig beschleunigt.“¹

Quelle Titel: Artikel XXV des Berliner Vertrages 1878, zit. in: Karl Gabriel, *Bosnien–Herzegowina 1878. Der Aufbau der Verwaltung unter FZM Herzog Wilhelm v. Württemberg und dessen Biographie* (Europäische Hochschulschriften, Reihe III Geschichte und ihre Hilfswissenschaften, 973), Frankfurt-Main 2003, S. 41.

1 Nina Degele/Christian Dries, *Modernisierungstheorie. Eine Einführung*, München 2005, S. 16.

Von dieser kurzen Definition der klassischen Modernisierungstheorie ausgehend, welche aus der Soziologie kommend etwa von Hans-Ulrich Wehler für die Geschichtswissenschaften aufbereitet wurde,² wird der Frage nachgegangen, inwiefern sich die österreichisch-ungarische Verwaltung³ auf Bosnien-Herzegowina auswirkte. Das Gebiet wurde 1878, nach mehreren Jahrhunderten der osmanischen Herrschaft, von der Donaumonarchie, der es auf dem Berliner Kongress übergeben worden war, trotz einigen Widerstandes vonseiten der Bosnier okkupiert, d.h. es verblieb formal beim Osmanischen Reich, wurde jedoch von Österreich-Ungarn verwaltet. Dreißig Jahre später, am 5. Oktober 1908, wurde es, als Reaktion auf die Jungtürkische Revolution im Osmanischen Reich, schließlich vollständig annektiert. Damit wurde es in den österreichisch-ungarischen Staatenbund eingegliedert, von dem es sich erst 1918, nach dem Ende des Ersten Weltkrieges, wieder herauslöste. Da es jedoch zu heftigen Diskussionen kam, ob Bosnien-Herzegowina mit seiner multiethnischen Bevölkerung aus Muslimen, Katholiken und Serbisch-Orthodoxen von der cis- oder der transleithanischen Reihälfte der Habsburgermonarchie verwaltet werden sollte, einigte man sich darauf, das zum Kronland erklärte Gebiet von einer Sonderkommission unter dem gemeinsamen Finanzministerium verwalten zu lassen.⁴ Die von diesem Gremium gesetzten Maßnahmen stehen im Zentrum der vorliegenden Arbeit, wobei die These gestützt wird, dass die durchgeführten Reformen, der obigen Definition entsprechend (der wiederholt daran geäußerten Kritik allerdings durchaus bewusst), zu tiefgreifenden Veränderungen in Gesellschaft und Wirtschaft des Balkanlandes geführt haben. Darunter wird folglich die Entwicklung von einer Agrargesellschaft hin zu einer industrialisierten verstanden, was durch die vorliegende Arbeit näher ausgeführt wird.⁵

Als grober Zeitrahmen werden hierfür die Jahre zwischen der Okkupation des Landes 1878, und dem Beginn des Ersten Weltkrieges 1914 vorgegeben. Exemplarisch werden daher die Bereiche Wirtschaft, Bildung und die Situation der jüdischen Bevölkerung – als wenig beachtete religiöse Minderheit „von marginaler Bedeutung“⁶ im Land – auf diesen Wandel hin untersucht. Hierbei wird nach einer kurzen Klärung der Ausgangslage auf die wichtigsten relevanten Punkte eingegangen, welche in einem zusammenfassenden Fazit am Ende der Arbeit wieder aufgegriffen werden.

Dass die Thematik um die k.u.k. Monarchie und deren Aktionen in Bosnien-Herzegowina durchaus einem aktuellen Forschungstrend entspricht, kann auch aus verschiedenen Publikationen der letzten Jahre entnommen werden, wie etwa dem Sammel-

2 Hans-Ulrich Wehler, *Teoria della Modernizzazione e Storia*, Milano 1991.

3 Bis 1908 Verwaltung von Bosnien–Herzegowina durch Österreich–Ungarn, anschließend auch formelle Herrschaft. Zur besseren Lesbarkeit wird in der vorliegenden Arbeit jedoch, außer in Ausnahmefällen, durchgehend von Verwaltung gesprochen.

4 Noel Malcolm, *Geschichte Bosniens*, Frankfurt/Main 1996, S. 159–191.

5 Die Untersuchung der Gründe, warum Österreich–Ungarn überhaupt die Übernahme von Bosnien–Herzegowina vorantrieb, würde Hinweise auf die Motivationen geben, welche hinter den durchgeführten Maßnahmen stehen; dies würde jedoch den Umfang dieser Arbeit vollends sprengen, weshalb der Fokus auf den ausgeführten Aktionen liegen soll. Siehe dazu auch Evelyn Kolm, *Die Ambitionen Österreich–Ungarns im Zeitalter des Hochimperialismus* (Europäische Hochschulschriften, Reihe III Geschichte und ihre Hilfswissenschaften 900), Frankfurt/Main 2001, S. 105–106.

6 Thomas Bremer, *Nach der Gründung Jugoslawiens 1918*, in: Dunja Melčić (Hrsg.), *Der Jugoslawien–Krieg. Handbuch zu Vorgeschichte, Verlauf und Konsequenzen*, Opladen–Wiesbaden 1999, S. 235–248, hier S. 243.

band „Wechselwirkungen“, erschienen 2015, der es in den Kontext der aktuellen „post/colonial studies“ stellt,⁷ oder der vergleichenden Studie „Staatsbürger, Untertanen und Andere. Der Umgang mit ethnischer Heterogenität im Britischen Weltreich und im Habsburgerreich 1867–1918“, in welcher Autor Benno Gammerl 2010 affirmativ behauptet: „Bosnien und die Herzegowina waren die einzigen kolonialen Besitzungen der Habsburgermonarchie“⁸. Daneben muss aber auf die verschiedenen Werke aufmerksam gemacht werden, welche als direkte Reaktion auf den Bosnienkrieg 1992–1995 entstanden sind, da auch sie einen Überblick über die Geschichte Bosnien-Herzegowinas gewähren. In dieser Hinsicht ist besonders die Abhandlung von Noel Malcolm aus dem Jahr 1996 zu nennen, welcher sich eingehend mit der Vorgeschichte hierzu befasst.⁹

Damit soll nun zum ersten Punkt übergeleitet werden, nämlich den der wirtschaftlichen Entwicklungen.

2. Wirtschaftliche Maßnahmen

Wie das eingangs erwähnte Zitat bereits andeutet, ist Wirtschaft einer der leitgebenden Faktoren von Veränderung. Grundlage allen wirtschaftlichen Handelns stellt die Primärproduktion, also die Landwirtschaft dar, welche auch für Bosnien-Herzegowina von fundamentaler Bedeutung war. Da es sich hierbei um ein von Hügeln und Bergen geprägtes Land handelte, wurde in erhöhtem Maße Viehzucht betrieben, welche unter osmanischer Herrschaft einen Prozentsatz von ca. fünfzig Prozent, in Jahren schlechter Ernte über sechzig Prozent an der Bruttoproduktion des Landes ausmachte. Als weitere produzierte agrarische Güter sind vor allem Weizen, Zwetschgen, Holz und Tabak zu nennen, welche ebenso exportiert wurden wie Schweine. Letztere wurden zu einem großen Teil an die Habsburgermonarchie abgeliefert.¹⁰

Nach der Okkupation Bosnien-Herzegowinas 1878 wurde von der neuen Verwaltung zwar ein Modernisierungsprogramm zur Einführung neuer Techniken gestartet, doch erreichte dies nicht eine grundlegende Verbesserung der landwirtschaftlichen Produktion, obwohl die erzeugten Mengen deutlich stiegen: So konnte der Ertrag bei der Viehzucht von 29 Mio. Kronen im Jahr 1879 auf 61 Mio. im Jahr 1914 gesteigert werden, während im selben Zeitraum die Getreideproduktion von 17 Mio. Kronen auf 60 Mio. anstieg. Auffallend hierbei ist allerdings ein starker Anstieg in den Jahren kurz nach der Okkupation, während sich nach 1900 eine leichte Stagnation bzw. Stillstand abzeichnete. Diese Entwicklung lässt sich damit erklären, dass auf der einen Seite die österreichisch-ungarische Verwaltung die Steuerabgaben in Geld eintrieb, was vorher

7 Raymond Detrez/Ursula Reber/Diana Reynolds Cordileone/Clemens Ruthner (Hrsg.), *Wechselwirkungen. Austria-Hungary, Bosnia-Herzegovina, and the Western Balkans, 1878–1918* (Austrian Culture 41), New York 2015.

8 Benno Gammerl, *Staatsbürger, Untertanen und Andere. Der Umgang mit ethnischer Heterogenität im Britischen Weltreich und im Habsburgerreich 1867–1918* (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft 189), Göttingen 2010, S. 151.

9 Malcolm, Noel, *Geschichte Bosniens*, Frankfurt/Main 1996.

10 Michael Palairet, *The Balkan economies c. 1800–1914. Evolution without development* (Cambridge Studies in Modern Economic History 6), Cambridge 1997, S. 139–141.

nicht der Fall gewesen war, während auf der anderen Seite die Wälder zu Staatsbesitz umgewandelt wurden. Die viel genutzte Waldweide war zwar weiterhin erlaubt, wurde allerdings strengeren Gesetzen unterworfen, was zu einem gleichbleibenden Niveau beim Viehbestand führte.¹¹ Parallel hierzu kam es zur Einrichtung von Musterbetrieben, welche beispielhaft moderne Anbaumethoden aufzeigen sollten, etwa für den Weinbau, in der Fischzucht, aber auch zur Zuchtverbesserung von Pferden und Schweinen. Es wurden Maßnahmen erlassen, wie z. B. die Ausgabe züchterisch hochwertiger Eber, Hengste, Stiere usw. Teilweise kam es dabei allerdings zu Reaktionen, die nicht den Erwartungen entsprachen, wie eine Anekdote eines k.u.k. Polizeioffiziers belegt:

„Letztes Jahr haben wir einem Dorf einen Eber geliefert und ihn einem Mann anvertraut, der als zuverlässig galt. Und als Weihnachten kam, hat er ihn geschlachtet und gebraten und das ganze Dorf zum Fest eingeladen!“

Gleichzeitig wurde nahe Sarajewo eine höhere Landwirtschaftsschule gegründet,¹² während es an mehreren Standorten zur Einrichtung von Obstbaumschulen kam.¹³

Zur weiteren Optimierung der Landwirtschaft wurden ausländische Siedler, zum Teil aus dem deutschen Sprachraum, vorwiegend allerdings Polen, Ruthenen und Tschechen, in sog. Agrarkolonien angeworben, wofür 1890 ein eigenes Gesetz erlassen wurde.¹⁴ Obwohl viele der Neankömmlinge annahmen, dass das Land unbewohnt war, war dies nicht der Fall, weshalb es zu verwaltungstechnischen wie finanziellen Schwierigkeiten kam, sodass sich die Zahl dieser „fremde[n] Colonisten“ auf etwa 10.000 beschränkte. Dies trotz der Steuererleichterungen, die als Anreiz für sie erlassen wurden. Der Einfluss dieser Migration auf das in der Zeit der österreichisch-ungarischen Herrschaft erfolgte Bevölkerungswachstum in Bosnien-Herzegowina (1879: ca. 1,16 Mio. Einw., 1910: ca. 1,9 Mio. Einw.) kann allerdings als gering erachtet werden, da hierfür primär der lokale Anstieg, aber auch der Zuzug von Beamten, Militärs und Kaufleuten ausschlaggebend war.¹⁵

Von großer Bedeutung war bereits seit der Okkupation 1878 die Lösung der sog. Agrarfrage. Diese bezog sich auf die Probleme bei der Grundverteilung und den Besitzverhältnissen,¹⁶ welche immer wieder zu Bauernunruhen und -aufständen führten, wie etwa 1875, in deren weiteren Folge es überhaupt erst zur Okkupation Bosnien-Herzegowinas durch Österreich-Ungarn kam.¹⁷ Das Problem hierbei bestand hauptsächlich darin, dass sich der überwiegende Teil des Grundes in Besitz der muslimischen Oberschicht befand, welche die Politik und Wirtschaft des gesamten Landes bestimmte, während den untergeordneten Kmeten¹⁸, Bearbeitern des Bodens und zu Abgaben ver-

11 Michael Paláiret, *The Balkan economies c. 1800–1914. Evolution without development* (Cambridge Studies in Modern Economic History 6), Cambridge 1997, S. 204–209.

12 Malcolm, *Geschichte*, S. 169–170.

13 Ernest Bauer, *Zwischen Halbmond und Doppeladler. 40 Jahre österreichische Verwaltung in Bosnien-Herzegowina*, Wien 1971, S. 154.

14 Ebd., S. 170.

15 Gammerl, *Staatsbürger*, S. 161–163.

16 Gabriel, *Verwaltung*, S. 119.

17 Ebd., S. 27.

18 Kmet=meist leibeigener Bauer, siehe hierfür auch Malcolm, *Geschichte*, S. 371.

pflichtet, kaum ein Mitspracherecht eingeräumt wurde. Dieses althergebrachte System aus der Osmanenzeit sollte nun mit einer Grundentlastung reformiert werden, um die Regierbarkeit des Landes zu gewähren, was zwar immer wieder von der österreichisch-ungarischen Verwaltung angekündigt wurde, wozu es letztlich allerdings nie wirklich kam. Anfangs mangelte es hierfür an einer vollständigen Aufnahme der Besitzverhältnisse in einem Grundbuch und an einer gesicherten Finanzierung, weshalb dieses doch durchgreifende Vorhaben zwar immer wieder in Erlässen und Verordnungen angekündigt wurde, allerdings, ganz im Sinne einer „österreichischen Lösung“, durch die wiederholte Abänderung von Einzelheiten ersetzt wurde. In diese Richtung sind auch die weiter oben beschriebenen Modernisierungsprogramme zu deuten,¹⁹ welche vor allem in der Amtszeit von Benjamin von Kallay,²⁰ von 1882 bis 1903 gemeinsamer k.u.k. Finanzminister, umgesetzt wurden.²¹ Die große Wichtigkeit, welche diesem Prozess inne war, kann auch daran abgelesen werden, dass 1910 ca. 1,67 Mio. Menschen in der bosnischen Landwirtschaft tätig waren, was einem Anteil von 88 Prozent der Gesamtbevölkerung ausmachte und darauf hinweist, dass ein Großteil der Bewohner betroffen war.²²

Doch nicht nur im primären Sektor der Wirtschaft kam es zu Veränderungen, sondern auch im produzierenden Gewerbe bzw. in der Industrie. Für die Zeit vor der Okkupation 1878 liegt nur eine spärliche Quellenlage vor, dennoch lässt sich ein Bild der Gewerbe entwerfen. Wie weiter oben bereits angedeutet, war die Landwirtschaft die treibende Kraft der bosnisch-herzegowinischen Wirtschaft. Daneben gab es allerdings auch das Handwerk, welches hauptsächlich als Hauswirtschaft betrieben wurde bzw. von Wanderhandwerkern ausgeübt wurde, besonders in der Bau- und metallverarbeitenden Branche (z.B. Huf- oder Kupferschmiede). Im städtischen Umfeld konnte bereits ein leichter Trend Richtung Modernisierung festgestellt werden, da sich dort das Verlagswesen zu etablieren begann und Kleinfabriken entstanden.²³ Hervorzuheben in diesem Zusammenhang ist das Kunstgewerbe, in dem eine gute Qualität erreicht wurde, etwa bei der Herstellung bzw. Verzierung von Waffen mit Gravuren und Ähnlichem.

Diese Techniken der traditionellen Gewehrherstellung erlebten jedoch nach der Okkupation aufgrund eines Waffentrageverbots der österreichisch-ungarischen Verwaltung einen Niedergang bzw. wurden für andere Produkte angewandt,²⁴ und auch in anderen Bereichen gab es für die Wirtschaft tiefgreifende Veränderungen:²⁵ Das osmanische

19 Gabriel, Verwaltung, S. 119–25.

20 Benjamin von Kallay, 1839–1903, Staatsmann und Politiker.

21 Friedrich Jäger, *Bosniaken, Kroaten, Serben. Ein Leitfaden ihrer Geschichte*, Frankfurt-Main 2001, S. 266. Dazu ist zu sagen, dass es nach dem Tod Kallays zu einem Abflauen der Reformen in Bosnien-Herzegowina kam, diese aber vor dem Ersten Weltkrieg wieder einsetzten. Palaret, *Balkan*, S. 237.

22 Jäger, *Bosniaken*, S. 119.

23 Gabriel, Verwaltung, S. 131–132.

24 Wolfgang Johannes Bandion, *Bosnia-Herzegovina at the Time of the Austro-Hungarian Administration (1878–1918). Observations on its Culture and Political History*. *Bosnien-Herzegowina zur Zeit der österreichisch-ungarischen Verwaltung (1878–1918)*. Anmerkungen zu seiner Kultur und politischen Geschichte, in: Sylvia Mader (Hrsg.), *The Bridge of Mostar. Die Brücke von Mostar*, Wien 2003, S. 24–35, hier S. 31.

25 Diesbezüglich kann gesagt werden, dass die Industrialisierung Bosnien-Herzegowinas „zu den besterforschten [Epochen] der bosnischen Geschichte“ gehört. Mustafa Imamović, *Bosnien-Herzegowina bis 1918*, in: Dunja Melčić (Hrsg.), *Der Jugoslawien-Krieg. Handbuch zu Vorgeschichte, Verlauf und Konsequenzen*, Opladen/Wiesbaden 1999, S. 64–87, hier S. 82.

Geld wurde durch den Gulden ersetzt, Bosnien-Herzegowina wurde in das Zollgebiet der Monarchie eingegliedert,²⁶ und Industriebetriebe auf- bzw. ausgebaut.²⁷ So wurde die Tabakproduktion verstaatlicht, was einen anfänglichen Boom auslöste²⁸ und zur Entstehung mehrerer staatlicher Tabakfirmen führte. Dies hatte auch die Ansiedelung privater Unternehmen aus anderen Bereichen aus ganz Europa zur Folge,²⁹ wie etwa das Beispiel der Teppich- und Textilfabrik Philip Haas & Söhne zeigt, welche sich bereits 1879 in Sarajevo niederließen.³⁰ Treibende Kraft hinter diesem Programm war wiederum der k.u.k. Finanzminister Kallay, welcher den Überschuss an Arbeitskräften in der Landwirtschaft erkannte und diese daher anderen Wirtschaftsbereichen zuführen wollte,³¹ weshalb diesbezüglich auch von einer „Industrialisierung von oben“ gesprochen wird, da die fundamentalen Impulse von der öffentlichen Hand ausgingen.³² Dies führte dazu, dass es kurz vor dem Ersten Weltkrieg bereits 50.000 ständige ArbeiterInnen in diesen Sektoren gab.³³

Als Bereiche mit dem größten Wandel müssen aber die Holzverarbeitenden Gewerbe sowie der Bergbau genannt werden.³⁴ Anstelle des Exportes von unverarbeitetem Holz begann man dies nun in Bosnien-Herzegowina selbst in modernen Großbetrieben zu verarbeiten, was durch die Einrichtung von Sägewerken, Fassdaubenfabriken (zur Herstellung von Fässern) oder einem Unternehmen, welches Stöcke fertigte, geschah. Gleichzeitig geschah dies aber auch durch die Förderung der chemischen, auf Holz basierenden Industrie, wie etwa Unternehmen, die Holzimprägnierungen, Papier oder Spiritus herstellten.³⁵ Daneben wurden die zwar bereits in ottomanischer Zeit bekannten, aber wenig ausgebeuteten Erzvorkommen³⁶ systematisch genutzt, besonders jene von Eisen, Salz (welches ähnlich wie Tabak einem staatlichen Monopol unterworfen war³⁷) und Braunkohle, aber auch Gold, Silber, Mangan, Chrom und Kupfer, wodurch es zum Aufbau von entsprechenden Infrastrukturen kam.³⁸

Sozialgeschichtlich interessant ist, dass sich im Zuge dieses Wandlungsprozesses Gewerkschaften zu bilden begannen, welche besonders als Reaktion auf Demonstrationen für kürzere Arbeitszeiten und höhere Entlohnung 1906 entstanden. In den Fabri-

26 Malcolm, *Geschichte*, S. 164.

27 Ebd., S. 169.

28 Palairet, *Balkan*, S. 218.

29 Gabriel, *Verwaltung*, S. 134.

30 Diana Reynolds Cordileone, *Inventing Traditions in Bosnia: The Carpet Factory in Sarajevo, 1878–1918*, in: Raymond Detrez/Ursula Reber/Diana Reynolds Cordileone/Clemens Ruthner (Hrsg.), *Wechselwirkungen. Austria-Hungary, Bosnia-Herzegowina, and the Western Balkans, 1878–1918* (Austrian Culture 41), New York 2015, S. 185–207, hier S. 186.

31 Bauer, *Halbmond*, S. 160.

32 Palairet, *Balkan*, S. 217.

33 Mustafa Imamović, *Bosnien-Herzegowina bis 1918*, in: Dunja Melčić (Hrsg.), *Der Jugoslawien-Krieg. Handbuch zu Vorgeschichte, Verlauf und Konsequenzen*, Opladen-Wiesbaden 1999, S. 64–87, hier S. 82.

34 Gabriel, *Verwaltung*, S. 135.

35 Bauer, *Halbmond*, S. 160.

36 Palairet, *Balkan*, S. 217.

37 Ebd., S. 218.

38 Bauer, *Halbmond*, S. 156–158.

ken waren oftmals auch Frauen beschäftigt, wobei die ethnisch-religiöse Verteilung so aussah, dass mehr christliche als muslimische Arbeiterinnen tätig waren.³⁹

Die bisher genannten Veränderungen beziehen sich hauptsächlich auf die Etablierung großer, vom Staat oder von ausländischen Financiers betriebener Unternehmen nach westeuropäischem Vorbild. Daneben darf jedoch nicht vergessen werden, dass die kleineren Handwerksbetriebe weiter bestanden, und für einen großen Anteil an gefertigten Waren verantwortlich waren. Von der Volkszählung 1907 werden von insgesamt 29.243 Betrieben 29.056, also die überwiegende Mehrheit, als „klein“ bezeichnet.⁴⁰

Neben den staatlichen Bemühungen im Gewerbe- und Industriesektor war man sich der Wichtigkeit des Tourismus bewusst, „als neue Erwerbsquelle, wie auch der Erziehung der Bevölkerung“ dienend, weshalb es zur Errichtung von Hotels kam, um „die Naturschönheit und die orientalischen Sitten und Gebräuche des Landes genießen“ zu können. Gleichzeitig kam es zur Planung von Postkutschenstrecken, welche durch landschaftlich reizvolles, d.h. touristisch präsentables Gebiet, führten.⁴¹ Damit soll die Überleitung zum Thema des Infrastrukturauf- und ausbaus geschehen, welche für die Wirtschaft generell von zentraler Bedeutung ist und welche geradezu beispielhaft die durch die österreichisch-ungarische Verwaltung vollzogenen Veränderungen veranschaulicht.

Bereits im Zusammenhang mit der Okkupation 1878 gab es erste Bemühungen, eine Eisenbahn durch Bosnien zu bauen, welche durch das Bosnatale nach Sarajewo führt. Da es die militärische Situation erforderte, diese Strecke in kurzer Zeit fertigzustellen, und da damit Kosten gespart werden konnten, wurde sie als Schmalspurbahn konzipiert. Dies sollte zwar nur ein Provisorium darstellen, doch da die öffentliche Hand, welche die Bahn aus den landeseigenen Steuereinnahmen finanzieren musste, keinen privaten Financier fand und selbst zu wenig Kapital aufbringen konnte, unterblieb ein Ausbau auf Normalspur. Dem wurden die weiteren Bauten angepasst, auch deshalb, da dies den schwierigen Geländebedingungen entgegenkam. Bis 1891 wurde unter anderem eine Verbindung mit dem Adriahafen Metković hergestellt, wodurch Bosnien-Herzegowina quasi von Nord nach Süd durchschnitten war. Bis 1906 wurde der östliche Teil des Landes, hauptsächlich aus militärischen Gründen zur Sicherung des Grenzgebietes zu Serbien und Montenegro, aber auch zur wirtschaftlichen Nutzung der dortigen Wälder, mit einer Schmalspurbahn erschlossen. Ein kleines Stück im Norden bis nach Banja Luka dagegen wurde bereits 1879 vom österreichisch-ungarischen Militär als Normalspurbahn errichtet,⁴² und so konnten 1907, vor der

39 Malcolm, *Geschichte*, S. 169.

40 Palairot, *Balkan*, S. 229. Anm.: Eine genaue Definition, ab wann von einem Großbetrieb gesprochen werden kann, wird jedoch nicht gegeben.

41 Christian Marchetti, *Balkanexpedition. Die Kriegserfahrung der österreichischen Volkskunde – eine historisch-ethnographische Erkundung* (Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen 112), Tübingen 2013, S. 51.

42 Peter Jordan, *Die Entwicklung des Eisenbahnnetzes auf dem Gebiet des heutigen Jugoslawien (bis 1918)*, in: Anna Maria Drabek/Richard Georg Plaschka/Brigitta Zaar (Hrsg.), *Eisenbahnbau und Kapitalinteressen in den Beziehungen der österreichischen mit den südslawischen Ländern*, Wien 1993, S. 13–30, hier S. 23–29.

Annexion, insgesamt 111km Normalspur und 911km Schmalspurbahn verzeichnet werden, welche unter österreichisch-ungarischer Verwaltung zustande kamen.⁴³ In der osmanischen Zeit hatte es zwar immer wieder Pläne zur Einrichtung einer Orientbahn zwischen Konstantinopel und Nordbosnien gegeben, um von dort an das österreichisch-ungarische Schienennetz anzuknüpfen, doch konnte dieser Entwurf, bis auf die zeitweilige Aufnahme von Teilstrecken, nicht umgesetzt werden.⁴⁴ Daneben wurde das Straßennetz ausgebaut, meist aus wirtschaftlichen Gründen, sodass bis 1907 über 2.000 km neue Straßen und mehr als 120 Brücken neu hinzugekommen waren. Die Entwicklung im Verkehrswesen stieß allerdings nicht bei allen Bewohnern auf Begeisterung, denn es gab immer wieder Berichte, wonach die „alten türkischen Pisten und Packtiere“ den Vorzug gegenüber den neuen Fortbewegungsmitteln erhielten.⁴⁵

Bevor auf den nächsten Themenbereich übergeleitet wird, bedarf es einer abschließenden Beurteilung der österreichisch-ungarischen wirtschaftlichen Maßnahmen in Bosnien-Herzegowina. Diese können zwar nicht unabhängig von Entwicklungen auf anderen Feldern betrachtet werden, doch lassen sich generelle Tendenzen erkennen, etwa bei der Mehrheit der ehemals jugoslawischen Intellektuellen, welche der österreichisch-ungarischen Herrschaft „koloniale Ausbeutung“ vorwarfen. Mit ähnlichen Worten, aber in einem ganz anderen Ton, schreibt der kroatische Historiker Ivo Banac, 1984 darüber: Die Verwaltung sei „as efficient and progressive a colonial administration as any that Britain could boast of“⁴⁶. Ohne auf eine Bewertung der Maßnahmen näher einzugehen, kann daher, der anfangs aufgestellten These entsprechend, gesagt werden, dass es zu tiefgreifenden Veränderungen durch die neue Administration kam.

3. Veränderungen im Bildungssektor

Nach dem erfolgten Einblick in die Reformen auf wirtschaftlichem Gebiet werden nun jene im Bildungssektor näher untersucht. Dazu bedarf es zunächst der Beleuchtung der Ausgangslage, wofür vorneweg ein Zitat von Karl Gabriel angebracht werden soll:

„Auch dieses Kapitel beginnt mit dem üblichen Lamento auf die Zustände im Schulwesen Bosniens und der Herzegowina zur Zeit der osmanischen Herrschaft, aber trotz bester Absicht und objektiver Betrachtung bleibt kein anderes Resumee als das [...] Prädikat *kläglich*.“⁴⁷

Wie kommt er zu dieser Aussage? Eine der am häufigsten herangezogenen Quellen für das osmanische Schulwesen in Bosnien-Herzegowina ist eine 1879, also nach der Okkupation, von der neuen österreichischen Verwaltung geschaffene Bestands-

43 Malcolm, Geschichte, S. 168. Bis 1913 stieg diese Zahl auf über 1.400 km Schienen und über 4.400 km Straßennetz an. Srećko Matko Džaja, Bosnien-Herzegowina in der österreichisch-ungarischen Epoche (1878–1918). Die Intelligentsia zwischen Tradition und Ideologie (Südosteuropäische Arbeiten 93), München 1994, S. 43.

44 Jordan, Eisenbahnnetzes, S. 21–22.

45 Malcolm, Geschichte, S. 168–169.

46 Palaret, Balkan, S. 234–235.

47 Gabriel, Verwaltung, S. 164.

aufnahme über das dortige Bildungswesen, welches streng konfessionell unterteilt war. Es wurden 18 Ruždije-Schulen (eine Art Hauptschule), 18 theologische Mittelschulen und 499 Mektebs, also Koranschulen, verzeichnet, welche ausschließlich für Muslime gedacht waren.⁴⁸ Die Angehörigen der anderen Konfessionen hatten eigene Einrichtungen, von denen 56 für Serbisch-Orthodoxe reserviert waren, während 54 römisch-katholisch geprägt waren. Eine ähnliche Verteilung lässt sich auch bei den Schülern erkennen, denn über 23.000 besuchten die muslimischen Schulen, während jene der christlichen Konfessionen auf rund 5.900 kamen.⁴⁹ Wenn man bedenkt, dass die bosnisch-herzegowinische Bevölkerung zur selben Zeit etwa 1,16 Mio. Menschen umfasste,⁵⁰ so lässt sich erkennen, dass ein großer Teil der Einwohner trotz der Einführung eines säkularen staatlichen Schulwesens 1869 unter osmanischer Herrschaft keinen Zugang zu Bildung hatte.⁵¹

Einer wissenschaftlich korrekten Vorgehensweise entsprechend muss allerdings betont werden, dass es auch aus der Zeit der osmanischen Herrschaft Statistiken zum Schulwesen in Bosnien-Herzegowina gibt, welche von weit über 1.000 Schulen alleine für Muslime sprechen. Werden diese Quellen als die reale Situation wiedergebend angesehen, so kann davon ausgegangen werden, dass die ab 1875 im Vorfeld der Okkupation auftretenden Unruhen, und besonders die Kämpfe 1878, in Zusammenhang mit der Okkupation selbst, zu einem Rückgang an Schulen geführt haben, was als Erklärung für die niedrigeren Zahlen der österreichisch-ungarischen Auswertung angesehen werden kann.⁵²

Bereits an diesen wenigen Zahlen lässt sich erkennen, dass das anfangs gebrachte Zitat zwar etwas reißerisch klingt, den Kern der Sache allerdings trifft, was von österreichisch-ungarischer Seite 1878 erkannt wurde, weshalb man sich sofort Gedanken zur Reform dieser Schullandschaft machte. Dies hängt auch mit dem selbstauferlegtem Anspruch einer „zivilisatorischen Kulturmission“ zusammen, welche man zu erfüllen gedachte.

Dabei ging es bereits von Anfang an um die Frage, wie ein solches neues Schulsystem gestaltet werden sollte, nämlich ob die bisherige konfessionelle Form beibehalten werden sollte oder eine komplette Neustrukturierung anzustreben war. Letzteres warf gemäß dem dualistischen Prinzip des Staates Österreich-Ungarn natürlich die Frage auf, ob sich diese Neuordnung eher an der cis- oder mehr an der transleithanischen Gliederung orientieren sollte.⁵³

48 Džaja, *Intelligentsia*, S. 65–66.

49 Gabriel, *Verwaltung*, S. 164.

50 Jäger, *Bosniaken*, S. 266.

51 Martin Mayer, *Die Entwicklung des Bildungswesens*, in: Dunja Melčić (Hrsg.), *Der Jugoslawien-Krieg. Handbuch zu Vorgeschichte, Verlauf und Konsequenzen*, Opladen-Wiesbaden 1999, S. 263–267, hier S. 263.

52 Džaja, *Intelligentsia*, S. 65–66.

53 Horst Haselsteiner, *Zur Unterrichtspolitik Österreich-Ungarns in Bosnien und der Hercegovina nach der Okkupation*, in: Herwig Ebner/Horst Haselsteiner/Ingeborg Wiesflecker-Friedhuber (Hrsg.), *Geschichtsforschung in Graz. Festschrift zum 125-Jahr-Jubiläum des Instituts für Geschichte der Karl-Franzens-Universität Graz*, S. 249–254, hier S. 249–250.

Diesbezügliche Lösungsvorschläge brauchten ihre Zeit, weshalb es nach der Okkupation 1878 primär darum ging, den Schulunterricht an sich wieder zu halten, waren doch, wie bereits gehört, zahlreiche Schulen in den vorhergehenden Jahren aufgelöst worden bzw. die dort tätigen Lehrer nach dem Einmarsch der österreichisch-ungarischen Truppen in das Osmanische Reich emigriert. Als Ersatz für diese Lehrkräfte wurden in der Armee geeignete Personen gesucht, welche als Hilfslehrer unterrichten sollten, wobei als Novum sofort ein überkonfessioneller Unterricht in der Landessprache eingeführt wurde, während es vorher, besonders für muslimische Schulbesucher, ausschließlichen Unterricht in türkischer Sprache gab. Bemühungen gab es auch in Bezug auf die in osmanischer Zeit kaum forcierte Mädchenbildung, denn 1879 wurde eine Mädchenschule in Sarajewo eingerichtet.⁵⁴ Der Besuch von Schulen wurde zwar erst 1911 verpflichtend vorgeschrieben,⁵⁵ doch sollten diese ersten Schulen die Bevölkerung, insbesondere die Eltern, für Bildung sensibilisieren, weshalb es zur Einrichtung von Musterschulen nach österreichischem Vorbild und den dortigen Volksschullehrplänen kam.⁵⁶ Dieser Schultyp wurde konsequent weiter verbreitet, sodass es am Höchststand, im Schuljahr 1916/17, insgesamt 466 solcher öffentlichen, nichtkonfessionellen vierklassigen Elementarschulen gab.⁵⁷

Daneben bestanden allerdings die konfessionell ausgerichteten Bildungsstätten weiter, welche ebenso einen Aufschwung verzeichneten, da etwa bei jenen der muslimischen Gruppe versucht wurde, sie dem (mittel-)europäischem Schulsystem anzupassen. Erwartungsgemäß gab es Widerstände dagegen, weshalb sich dieser Prozess zwar hinzog, allerdings dennoch Fortschritte verzeichnen konnte, denn bis zum Vorabend des Ersten Weltkrieges konnte z. B., trotz erheblicher Opposition, die Mädchenbildung von der Elementarstufe bis zur Lehrerinnenbildungsschule erweitert werden.⁵⁸ Generell gesehen verbesserte sich das Niveau in den muslimischen Ausbildungsstätten.⁵⁹

Ebenso lassen sich bei den anderen konfessionellen Schulen Veränderungen belegen: So stieg die Zahl der serbisch-orthodox ausgerichteten Schulen bis 1914 in unterschiedlichem Maße, aber doch stetig an. Allerdings wurden diese in jenem Jahr aus „politischen Überlegungen“ alle geschlossen. Bei jenen der katholischen Bevölkerung lässt sich dagegen ein anderer Trend erkennen: Die Zahl dieser Schulen ging nämlich von 54 im Jahr 1879 auf 34 im Jahr 1916 zurück, was unter anderem mit der Umwandlung in öffentliche Schulen erklärt werden kann.⁶⁰

Neben der eben dargelegten Reform des Grundschulwesens wurden auch höhere Schultypen eingeführt, was geringere Widersprüche erregte, da es öffentliche Mittel- oder Fachschulen vor der Okkupation nicht wirklich gab. In diesem Kontext kam es zur Einrichtung von verschiedenen Typen von Gymnasien (Real-, klassisches Gymnasium)

54 Gabriel, Verwaltung, S. 165.

55 Bauer, Halbmond, S. 175.

56 Gabriel, Verwaltung, S. 165.

57 Džaja, *Intelligentsia*, S. 75.

58 Ebd., S. 67.

59 Bandion, *Observations*, S. 29.

60 Džaja, *Intelligentsia*, S. 69–71.

sowie technischer Mittelschulen und Lehrerbildungsanstalten, welche sich hauptsächlich auf den Standort Sarajewo konzentrierten, und auf den regionalen Bedarf ausgerichtet waren, etwa bei der Beamtenbildung, oder der Fokussierung der technischen Ausbildung auf Forst- und Bautätigkeit.⁶¹

In Planung befanden sich auch die Einrichtung von Hochschulen und eines Nationaltheaters bzw. Musikkonservatoriums, doch verhinderte der Ausbruch des Ersten Weltkrieges deren Umsetzung.⁶²

Abschließend kann gesagt werden, dass es unter österreichisch-ungarischer Verwaltung zu einer beachtlichen Anzahl an Veränderungen kam, diese allerdings von „oben“, vom Staat, ausgingen, weshalb es immer wieder zu Meinungsverschiedenheiten mit der Bevölkerung kam. Malcolm fasst dies mit folgenden Worten zusammen:

„Aber eine Regierung, die fast 200 Grundschulen baut, drei höhere Schulen, eine technische Fachschule und ein Lehrerseminar kann man nicht als absolut gleichgültig gegenüber Bildungsfragen bezeichnen. Bauern, die sich weigerten, Metallpflüge einzusetzen, waren auch gar nicht erpicht darauf, ihren Nachkommen die Bildung zukommen zu lassen, die ihnen selbst fehlte.“⁶³

Sundhaussen hingegen zieht ein ernüchterndes Resümee:

„[...] fällt die Bilanz der österreichisch-ungarischen „Zivilisierung“ in diesem Bereich denkbar ungünstig aus. In drei Jahrzehnten hatte sich die Elementarbildung (im Unterschied zur mittleren und höheren Bildung) wenig oder nicht verändert!“

Dieser Schluss wird aus der noch vor dem Ersten Weltkrieg sehr hohen Analphabetenrate von ca. 95 Prozent bei der muslimischen Bevölkerung oder neunzig Prozent bei der serbisch-orthodoxen gezogen,⁶⁴ was auch in diesem Bereich eine zwiespältige Beurteilung des österreichisch-ungarischen Engagements in Bosnien-Herzegowina andeutet.

4. Das jüdische Leben in Bosnien

Damit soll nun zum jüdischen Leben in Bosnien-Herzegowina und den Veränderungen, welche sich für die dort lebenden Bewohner jüdischen Glaubens durch die nach 1878 etablierte österreichisch-ungarische Verwaltung ergaben, übergeleitet werden. Wichtige Quelle hierfür ist das Werk „Die Sephardim in Bosnien. Ein Beitrag zur Geschichte der Juden auf der Balkanhalbinsel“ des Sarajewoer Rabbiners Moritz Levy, welches auch in aktueller Literatur wiederholt zitiert wird,⁶⁵ da es einen guten Einblick in den Alltag

61 Džaja, *Intelligentsia*, S. 76–77.

62 Ebd., S. 79–80.

63 Malcolm, *Geschichte*, S. 171.

64 Holm Sundhaussen, *Sarajewo. Die Geschichte einer Stadt, Wien–Köln–Weimar 2014*, S. 194.

65 Siehe dazu auch Malcolm, *Geschichte*, S. 332.

und die Lebensgewohnheiten der bosnisch-herzegowinischen jüdischen Bevölkerung gibt, die sich im Kontext des Zweiten Weltkrieges komplett veränderte.⁶⁶

Jerušalaim ketana – Klein-Jerusalem. Unter diesem Namen war Sarajewo, die Hauptstadt Bosnien-Herzegowinas, bei ihren jüdischen Einwohnern bekannt.⁶⁷ Bevor das eigentliche Themenfeld der Umstellungen zwischen 1878 und dem Ersten Weltkrieg behandelt wird, bedarf es eines Blickes auf die vorhergehenden Epochen der Geschichte.

Bereits in der Antike dürften sich erste Juden im ehemaligen Jugoslawien angesiedelt haben, gibt es doch aus dem 3. und 4. Jahrhundert nach Christi Geburt archäologische Überreste diesbezüglich, welche sich allerdings außerhalb der bosnisch-herzegowinischen Grenzen befinden.⁶⁸ Innerhalb der Grenzen ergeben sich erst im Kontext der Vertreibung der sephardischen Juden aus Spanien 1492 und fünf Jahre später aus Portugal, welche zu einem großen Teil ins Osmanische Reich, und besonders nach Saloniki, emigrierten, die ersten Belege für die Anwesenheit von einer größeren Menge⁶⁹ Menschen jüdischen Glaubens. Durch Handelstätigkeiten kamen sie nach Sarajewo,⁷⁰ wo sie sich im 16. Jh. niederließen. Im Zuge der Eroberung Ungarns durch die Habsburger im 17. Jh. kam es zur Immigration von aschkenasischen Juden, hauptsächlich aus Buda.⁷¹ Der primäre Tätigkeitsbereich der Juden kann generell im Handel gesehen werden, so waren sie führend im Textilhandel, welches einer der Hauptimportbereiche Bosnien-Herzegowinas in osmanischer Zeit war. Daneben waren sie in der Eisengießerei tätig, welche sie in einem eigenen Viertel Sarajewos betrieben, womit sie durch die Herstellung von militärischen Gütern von besonderer Bedeutung für die osmanische Obrigkeit waren. Zwar mussten sie dennoch u.a. eine Sondersteuer zahlen, sich an gewisse Kleidervorschriften halten und eine Benachteiligung etwa vor Gericht hinnehmen, doch „war die Behandlung der Juden im Osmanischen Reich viel weniger diskriminierend als in irgendeinem der christlichen Länder nördlich und westlich davon“⁷². Bauer berichtet gar davon, dass die muslimische Bevölkerung Protestkundgebungen zur Freilassung von verhafteten Juden, welche verschiedener Verbrechen angeklagt waren (etwa 1818 des rituellen Kindsmordes), organisierte.⁷³ Neben dem bereits erwähnten Handel hatten die jüdischen Kaufleute auch im Pharmaziewesen quasi eine Monopolstellung inne, wovon uns durch Levy eine ganze Liste an hergestellten Arzneimitteln und Drogen samt deren Nutzung überliefert ist.⁷⁴

Dies kann also als Umriss der Situation gesehen werden, in der die Juden in osmanischer Zeit lebten. Erster Bezugspunkt für die darauffolgende österreichisch-ungarische Herrschaft stellt die bereits erwähnte Volkszählung des Jahres 1879 dar, nach der 3.426

66 Moritz Levy, Die Sephardim in Bosnien. Ein Beitrag zur Geschichte der Juden auf der Balkanhalbinsel. Nachdruck der Ausgabe von 1911 (Bosnisch-österreichische Beziehungen 1), Klagenfurt 1996, S. 149.

67 Levy, Sephardim, S. 150.

68 Malcolm, Geschichte, S. 129–130.

69 Laut Bremer, Gründung, S. 244, gab es bereits vorher einige kleinere Gemeinden, wobei er allerdings von Ex-Jugoslawien spricht, weshalb unklar bleibt, ob dies auch auf Bosnien-Herzegowina zu beziehen ist.

70 Misha Glenny, The Balkans 1804–1999. Nationalism, War and the Great Powers, London 1999, S. 179–180.

71 Marko Attila Hoare, The History of Bosnia. From the Middle Ages to the Present Day, London 2007, S. 43–44.

72 Malcolm, Geschichte, S. 131–132.

73 Bauer, Halbmond, S. 180.

74 Levy, Sephardim, S. 94–102.

Juden in Bosnien-Herzegowina lebten, oder anders gesagt 0,29 Prozent der Bevölkerung. In den darauffolgenden Jahrzehnten wurde diese statistische Erfassung der Bevölkerung regelmäßig wiederholt, wobei ein genereller Bevölkerungsanstieg verzeichnet werden konnte, in deren Folge die Zahl der ansässigen Juden, aber auch ihr Anteil an der Gesamtbevölkerung sich kontinuierlich steigerte: Waren es in der zweiten Zählung des Jahres 1885 5.805 (entspricht 0,43 Prozent der Bewohner), so konnten 1895 8.213 (0,52 Prozent) verzeichnet werden, während am Vorabend des Ersten Weltkrieges 1910 insgesamt 11.868 Juden oder 0,62 Prozent in Bosnien-Herzegowina wohnhaft waren, was zwar nur einen kleinen Anteil an der damals ca. 1,9 Mio. Menschen umfassenden Bevölkerung ausmachte, allerdings einem Wachstum von über 246 Prozent im Verhältnis zu 1879 gleichkam.⁷⁵ Die sephardischen Juden stellten hierbei mit über 8.200 Mitgliedern bzw. 0,43 Prozent den Großteil, während die Aschkenasen folglich ca. 3.650 Personen oder 0,19 Prozent der Gesellschaft des Landes ausmachten.⁷⁶ Allein aus den genannten Zahlen lässt sich kein Grund entnehmen, warum es zu dieser Entwicklung kam. Diese muss in einem größeren Kontext gesehen werden, denn hauptverantwortlich für diese Steigerung war die Zuwanderung vornehmlich aus anderen Teilen der Habsburgermonarchie stammender aschkenasischer Juden, welche sich, ebenso wie die bereits länger hier wohnenden sephardischen Juden, primär in den Städten und im Besonderen in Sarajewo, niederließen. Dabei kam es allerdings nur in geringen Maßen zu einer Vermischung dieser beiden Gruppen,⁷⁷ wobei die Abneigung besonders von sephardischer Seite ausging, welche die Neuankömmlinge von oben herab behandelten und Distanz zu ihnen hielt. Dies zeigt auch die Einrichtung einer Sephardisch-Israelitischen Religionsgemeinschaft, also einer Cultusgemeinde nach österreichischem Vorbild 1882 in Sarajewo, welche, wie bereits der Name andeutet, nur die sephardischen Juden der Stadt registrierte,⁷⁸ während die aschkenasischen Immigranten getrennt davon 1888 eine eigene Gemeinde etablierten.⁷⁹ Der sephardischen Gemeinde war es dadurch erlaubt, selbst ein Vorstandskomitee zu bestimmen, die Mitglieder zu registrieren und von ihnen Steuern zu erheben.⁸⁰

Aufnahme fanden diese neuen BewohnerInnen Bosnien-Herzegowinas hauptsächlich in der von der österreichisch-ungarischen Verwaltung geförderten Industrie, sodass sich u.a. die drei größten Unternehmen des Landes in jüdischer Hand befanden.⁸¹ Dies führte natürlich unweigerlich zu antisemitischen Vorwürfen, obwohl die Juden generell am interethnischen Konflikt kaum beteiligt waren.⁸² Integration leistete dagegen das Bildungswesen.⁸³ So waren die jüdischen Bewohner Sarajewos fast durchgehend alphabetisiert,⁸⁴ was auf den erhöhten Besuch der von der österreichisch-ungarischen

75 Sundhaussen, Sarajevo, S. 192.

76 Bauer, Halbmond, S. 167.

77 Sundhaussen, Sarajevo, S. 195.

78 Malcolm, Geschichte, S. 135.

79 Džaja, *Intelligentsia*, S. 64.

80 Malcolm, Geschichte, S. 135.

81 Ebd., S. 136.

82 Džaja, *Intelligentsia*, S. 64.

83 Malcolm, Geschichte, S. 136.

84 Sundhaussen, Sarajevo, S. 96.

Verwaltung neu eingerichteten öffentlichen Schulen zurückzuführen ist, obwohl es ein zweistufiges talmudisches Schulsystem sowie eine höhere Schule für Juden bereits seit osmanischer Zeit gab.⁸⁵

Und auch in der 1910 oktroyierten Verfassung wurde Rücksicht auf die jüdische Bevölkerung Bosniens genommen, denn ein Mandat der von zwanzig Abgeordneten gebildeten zweiten Kurie im Landtag, welche die Stadtgemeinden repräsentierte, wurde „den Israeliten“ vorbehalten, wie der Landtag generell den konfessionellen Gegebenheiten, die sich aus der Bevölkerungsstatistik ergaben, angepasst war.⁸⁶

Zwar nicht direkt die österreichisch-ungarische Verwaltung betreffend, dennoch erwähnenswert ist die jüdische Beteiligung im Kontext der Okkupation Bosnien-Herzegowinas 1878 durch Österreich-Ungarn. Die sich in diesem Zusammenhang abspielenden Ereignisse kommen mitunter zu kurz bzw. werden unterschlagen,⁸⁷ obwohl sie einen Einblick in die Grundhaltung der bosnischen Bevölkerung gegenüber diesem Ereignis wiedergeben.

Bereits im Anschluss an den Frieden von San Stefano im März 1878, welcher den Russisch-Türkischen Krieg beendete und Bosnien-Herzegowina eine Autonomie versprach, trat eine „Volksversammlung“⁸⁸ zusammen, welche die Regierung des Landes übernehmen wollte. Bestand sie zu Beginn am 5. Juni nur aus Vertretern der muslimischen Bevölkerungsgruppe, wurde sie fünf Tage später erweitert, womit auch Abgesandte der anderen Konfessionen teilnehmen konnten, darunter ein Jude aus Sarajewo. Nur einen Monat später, als die österreichischen Übernahmepläne, auf die sich der Berliner Kongress geeinigt hatte, bekannt wurden, wurde diese Versammlung, durch den Druck von Protestkundgebungen, welche als ein geeintes Bosnien Widerstand gegen diese Okkupation leisten wollten, wiederum vergrößert, wodurch nun auch der Anteil der beteiligten Juden auf drei stieg. Dieses überethnische Kollektiv organisierte schließlich den bewaffneten Kampf, anfangs gegen die verbliebenen osmanischen Beamten und später auch gegen die österreichisch-ungarische Okkupation. Die jüdische Bevölkerung machte dafür eine „significant financial contribution and participated in the rebel“⁸⁹. Dass dies als aktive Partizipation aufzufassen ist, ist zu bezweifeln, da Juden nach Schariarecht keinen Kriegsdienst leisten durften, quasi als Kompensation dafür aber eine Million Groschen als Kriegssteuer bezahlen sollten. Aus der Literatur geht jedoch nicht hervor, ob die Juden freiwillig dazu bereit waren oder dies unter Zwang taten.⁹⁰

Mit Abschluss der in diesem Kapitel vollzogenen Untersuchung des jüdischen Lebens im okkupierten Bosnien-Herzegowina wird nun auf das Resümee übergeleitet.

85 Džaja, *Intelligentsia*, S. 74.

86 Gammerl, *Staatsbürger*, S. 178.

87 Siehe dazu auch Malcolm, *Geschichte, der es nicht anspricht*.

88 Im englischen Original „People’s Assembly“. Hoare, *History*, S. 68.

89 Ebd., S. 67–69.

90 Sundhaussen, *Sarajevo*, S. 146.

5. Resümee

Unter Aufgreifen der anfangs aufgestellten Behauptung, dass es in Folge der Okkupation durch Österreich-Ungarn in Bosnien-Herzegowina zu tiefgreifenden Veränderungen in Gesellschaft und Wirtschaft kam, kann dieser Anspruch im Generellen bestätigt werden, bedarf jedoch einer punktuell genaueren Betrachtung, da sich die verschiedenen Bereiche unterschiedlich entwickelten, was an den drei exemplarisch untersuchten Aspekten sichtbar wird.

Aus wirtschaftlicher Sicht kam es zwar im primären Sektor der Landwirtschaft aufgrund von divergierenden Meinungen besonders bei der Frage der Agrarverfassung zu keinen wirklich tiefgreifenden Umstellungen. Daneben wurden jedoch wichtige Infrastrukturen wie das Eisenbahnnetz auf- und ausgebaut, es kam zu einer Industrialisierung, wodurch es um 1914 ca. 50.000 IndustriearbeiterInnen hauptsächlich im rohstoffverarbeitenden Sektor gab. Gleichzeitig wurde die Nutzung der Erzlagerstätten und Wälder vorangetrieben.⁹¹

Auch im Bereich der Bildung gab es Bemühungen, diese dem mitteleuropäischen Stand anzupassen, besonders im überkonfessionellen öffentlichen Bereich.⁹² Inwiefern es hier zu einer wirklich grundlegenden Änderung der Situation kam, ist in der Forschung umstritten: Während etwa Sundhaussen von einem wenig fruchtbaren Engagement der österreichisch-ungarischen Verwaltung ausgeht, was er besonders in den hohen Analphabetenraten belegt sieht,⁹³ weist Malcolm darauf hin, dass es zumindest Anstrengungen in diese Richtung gab.⁹⁴ Ein ganz anders geartetes Bild benennt dagegen Gabriel, der im Kontext des Bildungswesens schreibt:

„Alle kulturellen Bemühungen der österr.-ungarischen Administration zusammengefasst bedeuteten den entscheidenden Schritt der besetzten Länder [Bosnien und Herzegowina, Anm. d. A.] aus dem dunklen Mittelalter durch die Epoche der Aufklärung in die Neuzeit Europas.“⁹⁵

Diese Beispiele zeigen deutlich, wie unterschiedlich die gesetzten Maßnahmen bewertet werden können.

Auch der Blick auf die jüdische Geschichte des Landes reflektiert, dass es zu Veränderungen unter österreichisch-ungarischer Verwaltung kam, welche profunde Auswirkungen auf die jüdische Gemeinde hatten, da es zu einer nicht zu vernachlässigenden Immigration besonders von aschkenasischen Juden aus Mittel- und Mitteleuropa

91 Kolm, Ambitionen, S. 241–245.

92 Aydin Babuna, The Story of Bošnjastvo, in: Raymond Detrez/Ursula Reber/Diana Reynolds Cordileone/Clemens Ruthner (Hrsg.), Wechselwirkungen. Austria-Hungary, Bosnia-Herzegovina, and the Western Balkans, 1878–1918 (Austrian Culture 41), New York 2015, S. 123–138, hier S. 126.

93 Sundhaussen, Sarajevo, S. 194.

94 Malcolm, Geschichte, S. 171.

95 Gabriel, Verwaltung, S. 171.

kam,⁹⁶ was zu einem massiven Anwachsen dieser Gruppe führte.⁹⁷ Im von tiefgehenden ethnischen Konflikten gezeichneten Land Bosnien-Herzegowina kam es zwischen diesen Neuankömmlingen und den bereits hier wohnhaften sephardischen Juden zu weiteren Spannungen, was zur Gründung von zwei verschiedenen jüdischen Gemeinden führte. So wurde etwa 1882 die Sephardisch-Israelitische Religionsgemeinschaft nach österreichischem Vorbild gegründet, was als „größte Veränderung für den Status der Juden“ gesehen werden kann. Zudem spielte die jüdische Bevölkerung bei der durch den Staat geförderten Industrialisierung eine nicht unbedeutende Rolle, was die Wechselwirkungen zwischen den Bereichen anzeigt.⁹⁸ Daher kann für das jüdische Leben in Bosnien-Herzegowina der Schluss gezogen werden, dass die anfangs aufgestellte Behauptung der Veränderungen unter österreichisch-ungarischer Herrschaft durchaus gerechtfertigt ist.

Zum Abschluss sei noch einmal auf die anfangs zitierte Definition der klassischen Modernisierungstheorie verwiesen. Im vollen Bewusstsein der Kritikpunkte daran, durch welche in der aktuellen Forschung diese Definition z.T. abgeändert wurde,⁹⁹ kann dennoch gesagt werden, dass es in Bosnien-Herzegowina unter österreichisch-ungarischer Verwaltung tatsächlich Tendenzen und Bemühungen gab, welche die vorhandene Agrargesellschaft in Richtung einer Industriegesellschaft lenkten, was vom Staat auch systematisch unterstützt wurde.

Inwiefern sich hieraus der Status einer Kolonie für Bosnien-Herzegowina ergibt, ist umstritten,¹⁰⁰ was sich auch in der aktuellen Forschungsdiskussion widerspiegelt.¹⁰¹ Diese Thematik hier jedoch weiter auszuführen, würde den Rahmen der Arbeit vollends sprengen, weshalb sie nur als kleiner Ausblick zum Abschluss angedeutet werden soll.

6. Bibliographie

Babuna, Aydin, *The Story of Bošnjastvo*, in: Raymond Detrez/Ursula Reber/Diana Reynolds Cordileone/Clemens Ruthner (Hrsg.), *Wechselwirkungen. Austria-Hungary, Bosnia-Herzegowina, and the Western Balkans, 1878–1918* (Austrian Culture 41), New York 2015, S. 123–138.

Bandion, Wolfgang Johannes, *Bosnia-Herzegowina at the Time of the Austro-Hungarian Administration (1878–1918). Observations on its Culture and Political History*. *Bosnien-Herzegowina zur Zeit der österreichisch-ungarischen Verwaltung (1878–1918)*. An-

96 Krinka Vidaković–Petrov, *The Ashkenazy–Sephardi Dialogue in Yugoslavia 1918–1941*, in: Andrzej Katny/Izabela Olszewska/Aleksandra Twardowska (Hrsg.), *Ashkenazim and Sephardim: A European Perspective* (Sprach- und Kulturkontakte in Europas Mitte. Studien zur Slawistik und Geschichte 2), Frankfurt-Main 2013, S. 19–39, hier S. 25.

97 Sundhaussen, Sarajevo, S. 192.

98 Malcolm, *Geschichte*, S. 135–136.

99 Degele/Dries, *Modernisierungstheorie*, S. 18–22.

100 Kolm, *Ambitionen*, S. 235.

101 Clemens Ruthner, *Introduction: Bosnia–Herzegowina: post/colonial?*, in: Raymond Detrez/Ursula Reber/Diana Reynolds Cordileone/Clemens Ruthner (Hrsg.), *Wechselwirkungen. Austria-Hungary, Bosnia-Herzegowina, and the Western Balkans, 1878–1918* (Austrian Culture 41), New York 2015, S. 1–20, hier S. 1.

merkungen zu seiner Kultur und politischen Geschichte, in: Sylvia Mader (Hrsg.), *The Bridge of Mostar. Die Brücke von Mostar*, Wien 2003, S. 24–35.

Bauer, Ernest, *Zwischen Halbmond und Doppeladler. 40 Jahre österreichische Verwaltung in Bosnien-Herzegowina*, Wien 1971.

Bremer, Thomas, *Nach der Gründung Jugoslawiens 1918*, in: Dunja Melčić (Hrsg.), *Der Jugoslawien-Krieg. Handbuch zu Vorgeschichte, Verlauf und Konsequenzen*, Opladen-Wiesbaden 1999, S. 235–248.

Cordileone, Diana Reynolds, *Inventing Traditions in Bosnia: The Carpet Factory in Sarajevo, 1878–1918*, in: Raymond Detrez/Ursula Reber/Diana Reynolds Cordileone/Clemens Ruthner (Hrsg.), *Wechselwirkungen. Austria-Hungary, Bosnia-Herzegovina, and the Western Balkans, 1878–1918 (Austrian Culture 41)*, New York 2015, S. 185–207.

Degele, Nina/Dries, Christian, *Modernisierungstheorie. Eine Einführung*, München 2005.

Detrez, Raymond/Reber, Ursula/Reynolds Cordileone, Diana/Ruthner, Clemens (Hrsg.), *Wechselwirkungen. Austria-Hungary, Bosnia-Herzegovina, and the Western Balkans, 1878–1918 (Austrian Culture 41)*, New York 2015.

Džaja, Srećko Matko, *Bosnien-Herzegowina in der österreichisch-ungarischen Epoche (1878–1918). Die Intelligentsia zwischen Tradition und Ideologie (Südosteuropäische Arbeiten 93)*, München 1994.

Gabriel, Karl, *Bosnien-Herzegowina 1878. Der Aufbau der Verwaltung unter FZM Herzog Wilhelm v. Württemberg und dessen Biographie (Europäische Hochschulschriften, Reihe III Geschichte und ihre Hilfswissenschaften, 973)*, Frankfurt-Main 2003.

Gammerl, Benno, *Staatsbürger, Untertanen und Andere. Der Umgang mit ethnischer Heterogenität im Britischen Weltreich und im Habsburgerreich 1867–1918 (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft 189)*, Göttingen 2010.

Glenny, Misha, *The Balkans 1804–1999. Nationalism, War and the Great Powers*, London 1999.

Haselsteiner, Horst, *Zur Unterrichtspolitik Österreich-Ungarns in Bosnien und der Hercegovina nach der Okkupation*, in: Herwig Ebner/Horst Haselsteiner/Ingeborg Wiesflecker-Friedhuber (Hrsg.), *Geschichtsforschung in Graz. Festschrift zum 125-Jahr-Jubiläum des Instituts für Geschichte der Karl-Franzens-Universität Graz*, Graz 1990, S. 249–254.

Hoare, Marko Attila, *The History of Bosnia. From the Middle Ages to the Present Day*, London 2007.

Imamović, Mustafa, *Bosnien-Herzegowina bis 1918*, in: Dunja Melčić (Hrsg.), *Der Jugoslawien-Krieg. Handbuch zu Vorgeschichte, Verlauf und Konsequenzen*, Opladen-Wiesbaden 1999, S. 64–87.

Jäger, Friedrich, *Bosniaken, Kroaten, Serben. Ein Leitfaden ihrer Geschichte*, Frankfurt-Main 2001.

Jordan, Peter, *Die Entwicklung des Eisenbahnnetzes auf dem Gebiet des heutigen Jugoslawien (bis 1918)*, in: Anna Maria Drabek/Richard Georg Plaschka/Brigitta Zaar (Hrsg.), *Eisenbahnbau und Kapitalinteressen in den Beziehungen der österreichischen mit den südslawischen Ländern*, Wien 1993, S. 13–30.

Kolm, Evelyn, *Die Ambitionen Österreich-Ungarns im Zeitalter des Hochimperialismus (Europäische Hochschulschriften, Reihe III Geschichte und ihre Hilfswissenschaften 900)*, Frankfurt-Main 2001.

Levy, Moritz, *Die Sephardim in Bosnien. Ein Beitrag zur Geschichte der Juden auf der Balkanhalbinsel. Nachdruck der Ausgabe von 1911 (Bosnisch-österreichische Beziehungen 1)*, Klagenfurt 1996.

Malcolm, Noel, *Geschichte Bosniens*, Frankfurt-Main 1996.

Marchetti, Christian, *Balkanexpedition. Die Kriegserfahrung der österreichischen Volkskunde-eine historisch-ethnographische Erkundung (Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen 112)*, Tübingen 2013.

Mayer, Martin, *Die Entwicklung des Bildungswesens*, in: Dunja Melčić (Hrsg.), *Der Jugoslawien-Krieg. Handbuch zu Vorgeschichte, Verlauf und Konsequenzen*, Opladen-Wiesbaden 1999, S. 263–267.

Palairt, Michael, *The Balkan economies c. 1800–1914. Evolution without development (Cambridge Studies in Modern Economic History 6)*, Cambridge 1997.

Ruthner, Clemens, *Introduction: Bosnia-Herzegovina: post/colonial?*, in: Raymond Detrez/Ursula Reber/Diana Reynolds Cordileone/Clemens Ruthner (Hrsg.), *Wechselwirkungen. Austria-Hungary, Bosnia-Herzegovina, and the Western Balkans, 1878–1918 (Austrian Culture 41)*, New York 2015, S. 1–20.

Sundhaussen, Holm, *Sarajevo. Die Geschichte einer Stadt*, Wien-Köln-Weimar 2014.

Vidaković-Petrov, Krinka, *The Ashkenazy-Sephardi Dialogue in Yugoslavia 1918–1941*, in: Andrzej Katny/Izabela Olszewska/Aleksandra Twardowska (Hrsg.), *Ashkenazim and Sephardim: A European Perspective (Sprach- und Kulturkontakte in Europas Mitte. Studien zur Slawistik und Geschichte 2)*, Frankfurt-Main 2013, S. 19–39.

Wehler, Hans-Ulrich, *Teoria della Modernizzazione e Storia*, Milano 1991.

Andreas Spornberger ist Student der Geschichte im 5. Semester und Archäologie im 2. Semester an der Universität Innsbruck. Andreas.Spornberger@student.uibk.ac.at

Zitation dieses Beitrages

Andreas Spornberger, „Die Provinzen Bosnien und Herzegowina sollen von Österreich besetzt und verwaltet werden.“ – Der österreichisch-ungarische Einfluss auf das okkupierte/annektierte Bosnien-Herzegowina, in: *historia.scribere* 9 (2017), S. 149–165, [<http://historia.scribere.at>], 2016–2017, eingesehen 14.6.2017 (=aktuelles Datum).

Rathaus – Bahnhof – Museum. Auswirkungen ausgewählter kommunaler und privater Einrichtungen auf das soziale Leben der Bevölkerung in Czernowitz zur Zeit der Habsburgermonarchie

Michaela Seewald

Kerngebiet: Österreichische Geschichte

eingereicht bei: ao. Univ.-Prof.ⁱⁿ Dr.ⁱⁿ Gunda Barth-Scalmani, Univ.-Prof. Dr. Kurt Scharr

eingereicht im Semester: SS 2016

Rubrik: SE-Arbeit

Abstract

Town Hall – Railway Station – Museum. Impacts of selected communal and private institutions on the social life of the residents of Czernowitz at the time of the Habsburg monarchy

The 19th century is – as regards urban planning – characterized by the development of infrastructure, such as schools or hospitals. These changes can also be observed in the eastern parts of the monarchy. The regional focus of this thesis lies on Czernowitz, the capital city of the Bukovina since 1849. Three institutions – the town hall, the railway station and the museum – serve as an example to show how the construction of these buildings had an impact on the social life of the residents of Czernowitz. The article shows that identity is the central connective element.

1. Einleitung

Die Anfänge des gegenwärtigen europäischen Städtewesens wurzeln in der Bürgerstadt des Mittelalters, die die politisch-herrschaftliche Funktion mit der Marktfunktion kombinierte. Zum Aufgabenbereich der Stadtbehörden zählten Verteidigung, Rechtsprechung, Aufgaben der sozialen und technischen Infrastruktur sowie die Kontrolle über bauliche und ökonomische Tätigkeiten der Bürger und Bürgerinnen. Diese Aufgaben wurden, nach der Eingliederung der städtischen Behörden in die Administration,

in der Zeit des Absolutismus vom Staat übernommen. Während die Bürgerstadt ein zentraler Marktplatz mit Kirche, Rathaus und Markthalle kennzeichnet, wird in der vom Repräsentationsgedanken geprägten Residenzstadt des Absolutismus das Schloss des Herrschers zum Zentrum. Der Städtebau des 19. Jahrhunderts folgt diesem absolutistischen Vorbild. Er wird zur Aufgabe der kommunalen Behörden und leitet das „Jahrhundert des technischen Städtebaus“¹ ein. Stadtsanierungen in Form von Wasser-, Strom-, Gasleitungen und Kanalisationen erfolgten ebenfalls in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Überdies entstehen „die stolzesten Schöpfungen für die Wohlfahrt der Bürger“², die der „Förderung des Gesamtwohl[s] der Gemeindeangehörigen“³ dienen sollen. Dazu zählen der Bau von Schulen, Kirchen, Museen, Justiz- und Verwaltungsgebäuden, Kranken- und Versorgungsanstalten, Bahnhöfen und Postgebäuden als auch der Bau öffentlicher Anlagen.⁴

Der Ausbau an Infrastruktur erreichte auch Czernowitz, eine Stadt in der Bukowina, am östlichen Rand der Habsburgermonarchie. Die Bukowina wurde im Jahr 1775 der Habsburgermonarchie angegliedert, zunächst als Teil Galiziens; im Jahr 1849 zum Herzogtum erhoben, wurde Czernowitz zur Landeshauptstadt ernannt. In dieser Zeit erfolgte der Bau vieler dieser genannten Einrichtungen. In der vorliegenden Arbeit werden insbesondere das Rathaus und der Ringplatz näher beleuchtet. Diese Beispiele wurden gewählt, um ein möglichst breites Spektrum an unterschiedlichen Einrichtungen und Aspekten untersuchen zu können. Das Rathaus ist eine wichtige kommunale Institution und dient verwaltungstechnischen Zwecken; der Bahnhof hingegen zeugt von verkehrstechnischen Entwicklungen und wurde von einer privaten Gesellschaft auf Basis einer staatlichen Konzession errichtet; das Bukowinaer Landesmuseum entstand auf Initiative privater Bürger und wurde vom Museumsverein getragen. Die genannten Einrichtungen vereint, dass sie dem Gemeinwohl dienen und für die Allgemeinheit zugänglich sind.

Städtebau ist, Elisabeth Lichtenberger⁵ folgend, „in seinen besten monumentalen Leistungen architektonische Repräsentation und Symbol für die Selbstdarstellung geistiger Werte, religiöser Ideen, politischen und wirtschaftlichen Machtanspruchs“⁶. In diesem Sinne werden die Gebäude der ausgewählten Einrichtungen, deren Entstehung und Funktionen beleuchtet. Die zentrale Problemstellung der Arbeit befasst sich insbesondere damit, welche Auswirkungen die Institutionen und Einrichtungen auf das soziale Leben der Czernowitzer (und Bukowinaer) Bevölkerung hatten. Konnten die genannten institutionellen Einrichtungen tatsächlich, wie eingangs erwähnt, das

1 Elisabeth Lichtenberger, *Die Stadt. Von der Polis zur Metropolis*, Darmstadt 2002, S. 134.

2 Victor Böhmert, *Die sozialen Aufgaben der Gemeinden*, in: *Der Arbeiterfreund* 20, 1882, S. 169, zit. in: Lichtenberger, *Die Stadt*, S. 134.

3 Victor Böhmert, *Die sozialen Aufgaben der Gemeinden*, in: *Der Arbeiterfreund* 20, 1882, S. 169, zit. in: Lichtenberger, *Die Stadt*, S. 135.

4 Lichtenberger, *Die Stadt*, S. 22–40, 129–135.

5 Elisabeth Lichtenberger, 1925–2017, *Geographin, die sich in ihrer Forschung unter anderem der Stadtgeographie widmete*, Universitätsprofessur für Geographie, Raumforschung und Raumordnung (1972–1995).

6 Lichtenberger, *Die Stadt*, S. 129.

„Gesamtwohl“ der Bevölkerung in sozialer, kultureller, wirtschaftlicher sowie politischer Hinsicht steigern? In diesem Zusammenhang wird auf Personen, die eine tragende Rolle für Architektur und Funktion der Gebäude, den Prozess der Entstehung oder auch für die Zeit danach, innehatten, näher eingegangen. Die Argumentation folgt der Hypothese, dass die Einrichtungen identitätsstiftende Wirkung entfalten sollten. Überdies wurde versucht, das Gefühl, zu einer Gemeinschaft dazuzugehören – sei es das Kaisertum Österreich, das Herzogtum Bukowina oder die Stadt Czernowitz – mittels dieser Institutionen zu vermitteln. Dies musste in einer sozio-kulturell multi-ethnischen Region wie Czernowitz bzw. der Bukowina eine besonders wichtige Rolle gespielt haben.

Das erste Kapitel widmet sich dem Rathaus, erbaut im Jahr 1848. Damit verfügt die Stadt erstmals in ihrer Geschichte über ein eigenes Verwaltungsgebäude, in dem Entscheidungen getroffen werden konnten. Der vorgelagerte Ringplatz ist ebenfalls von Bedeutung, insofern er die Zentrumsfunktion des Gebäudes hervorhebt. Im Anschluss daran wird die Entstehung des Eisenbahnwesens im 19. Jahrhundert kurz skizziert, um in der Folge auf den Einzug der Eisenbahn in Czernowitz einzugehen, die mit der Vollendung des Bahnhofbaus und der Einweihung der Strecke Lemberg–Czernowitz 1866 beginnt. Das letzte Kapitel widmet sich dem Bukowinaer Landesmuseum in Czernowitz, eröffnet im Jahr 1893. Initiiert und unterstützt vom Bildungsbürgertum, gehen von hier wesentliche Impulse für die Landeskunde aus.

Methodologisch wurden die hermeneutische und empirische Vorgehensweise gewählt. Die Ausführungen basieren auf Überblickswerken für die allgemeine Einordnung des Themas und der einzelnen Einrichtungen sowie auf Fachliteratur zur historischen Entwicklung der Stadt Czernowitz. Der überwiegende Teil stützt sich auf Primärliteratur. Für die gewählten Einrichtungen werden Zeitungsartikel herangezogen, die über das Portal ANNO⁷ online zugänglich sind. Die Recherche bezieht sich auf die *Bukowinaer Post*, die *Bukowinaer Rundschau* und die *Czernowitzer Allgemeine Zeitung*. Insbesondere die Ausführungen zum Landesmuseum stützen sich auf diese drei Quellen im Zeitraum zwischen 1892 und 1914. Leider konnten daraus keine vollständigen Datenreihen generiert werden; dazu sind die Rechenschaftsberichte des Museums erforderlich. Diese waren jedoch im Rahmen der vorliegenden Arbeit nicht zugänglich. Des Weiteren konnten Jahrbücher des Landesmuseums aus dem Zeitraum zwischen 1892 und 1905/06⁸ herangezogen werden.

7 Österreichische Nationalbibliothek, ANNO. Historische Zeitungen und Zeitschriften, [<http://anno.onb.ac.at/index.htm>].

8 Jahrgang 1904 fehlt. Vorliegende Jahrbücher: Jahrgang 1894, siehe Eugen Maximowicz [u.a.] (Hrsg.), *Jahrbuch des Bukowiner Landes-Museums*, 2. Jahrgang (1894), Czernowitz 1894; Jahrgänge 1895–1903, siehe Konstantin Mandyczewski [u.a.] (Hrsg.), *Jahrbuch des Bukowiner Landes-Museums*, Jahrgänge 3–11, Czernowitz 1895–1904; Jahrgang 1905/06, siehe Eduard Fischer [u.a.] (Hrsg.), *Jahrbuch des Bukowiner Landes-Museums*, 13. und 14. Jahrgang (1905–1906), Czernowitz 1908. Für Jahrgang 1893 dient ein Zeitungsartikel als Quelle, siehe *Bukowinaer Rundschau*, 15.10.1893, XII. Jg., Nr. 1368, S. 5.

2. Das Zentrum: Rathaus und Ringplatz

2.1 *Das Rathaus: Die Stadtverwaltung*

Zu Beginn des Jahres 1786 wurde für die Bukowina die erste Städteordnung erlassen, die auch für Czernowitz Geltung hatte. Demnach war für die Stadt ein Magistrat, bestehend aus fünf Personen – ein Stadtrichter und vier Ratsmänner – zuständig; zudem waren jeweils ein Syndikus⁹, Kanzlist, Polizeiaufseher, Ratsdiener, vier Gerichtsdieners und zwei Nachtwächter für Czernowitz zuständig. Das Aufgabengebiet des Magistrats umfasste juristische, ökonomische und politische Entscheidungen.¹⁰

Mit Erlass der Stadtordnung und der Schaffung des Magistrats wurde die Notwendigkeit eines eigenen Gebäudes zur Unterbringung der Beamten erkannt; die Idee für den Bau eines Rathauses in Czernowitz reicht demnach zurück in das Jahr 1786. In Ermangelung der Möglichkeit zum Bau eines eigenen Gebäudes mussten vorerst Räume für die Benützung angemietet werden. Erst 1825 wurde konkret über die Erbauung eines eigenen Rathausgebäudes nachgedacht; ein geeigneter Platz musste gewählt werden. Kreisingenieur Adolf H. Marin¹¹ setzte sich dafür ein, dass das Gebäude zentral, im Mittelpunkt der Stadt, gelegen sein sollte, und schlug den Ringplatz vor.¹² Das Grundstück konnte jedoch erst im Jahr 1841 erworben werden, da finanzielle Angelegenheiten noch zu klären waren. Die Grundsteinlegung zwei Jahre später, am 19. April 1843, markiert den Beginn der Bauarbeiten. In den Grundstein wurden eine Pergamenturkunde und Münzen Kaiser Ferdinands¹³ gelegt.¹⁴

Vollendet war der Bau 1848;¹⁵ ein Gebäude mit Innenhof sowie, in Richtung Ringplatz, einem laubengangartigen Vorbau, in dem auch Geschäfte untergebracht waren. An der Spitze des Rathhausturmes befand sich ein Doppeladler¹⁶. Hier wurde auch eine Feuerwache postiert;¹⁷ eine sehr wichtige Funktion, gerieten doch immer wieder aufgrund von Hausbränden ganze Häuserzeilen und -blöcke in Brand; wie zum Beispiel im Jahr 1816, als das Haus von Lazar Michalowicz (später: Hotel Paris) die gesamte Häuserzeile mitriss.¹⁸

9 Ein Syndikus ist betraut mit der Besorgung von Rechtsgeschäften. Sein Zuständigkeitsbereich umfasste die Erledigung juristischer Angelegenheiten sowie die Beratung des Bürgermeisters und der Mitglieder des Rates in derartigen Anliegen.

10 Raimund Friedrich Kaindl, *Geschichte von Czernowitz von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart*, Czernowitz 1908. Nachdruck 2005, S. 150–151.

11 Adolf Heinrich Marin, geboren in Boulay/Frankreich, nach 1820 in der Bukowina ansässig, tätig in der österreichisch-russischen Grenzkommision, anschließend Ingenieur in Czernowitz.

12 Siehe dazu: Plan der Stadt Czernowitz aus dem Jahre 1908, Abbildung in: Helmut Braun (Hrsg.), *Czernowitz. Die Geschichte einer untergegangenen Kulturmetropole*, Berlin 2006², S. 17.

13 Kaiser Ferdinand I., 1793–1875, Kaiser von Österreich und König von Böhmen (1835–1848), seit 1830 auch König von Ungarn und Kroatien (als Ferdinand V.).

14 Kaindl, *Geschichte von Czernowitz*, S. 256–257.

15 Siehe dazu: *Das Rathaus von Czernowitz*, Postkarte gelaufen im Jahr 1915, Abbildung in: Österreichische Nationalbibliothek, AKON. Ansichtskarten Online, Czernowitz – Rathaus, Verlag Gross, [http://akon.onb.ac.at/#id=AKON_AK069_163], eingesehen 25.6.2016.

16 Symbol für das Kaisertum Österreich, steht in der Tradition des Heiligen Römischen Reiches.

17 Raimund Lang, *Czernowitz. Ein historischer Stadtführer* (Czernowitzer Kleine Schriften 2), Wien 2004⁹, S. 17–18.

18 Kaindl, *Geschichte von Czernowitz*, S. 79.

Als Kameralbaumeister von Czernowitz und Architekt des Gebäudes war Andreas von Mikulicz (1804–1881) maßgeblich an dem Bau beteiligt. 1804 in Galizien als Kind einer verarmten litauisch-polnischen Adelsfamilie geboren, zog die Familie kurze Zeit später nach Czernowitz. Nachdem der Vater die Familie verlassen hatte, konnte eine Hochschulausbildung für Mikulicz nicht finanziert werden, woraufhin er als Forstgehilfe arbeitete und sich auf diesem Weg das Architekten- und Bauingenieurs-Diplom in Lemberg finanzierte. 1840 wurde Andreas von Mikulicz zum Kameralbaumeister in Czernowitz ernannt. Später war er Sekretär der Handels- und Gewerbekammer und Abgeordneter im Bukowinaer Landtag. Mikulicz starb am 13. April 1881 in Czernowitz. In der Position des Kameralbaumeisters trug er einen wesentlichen Anteil am Ausbau der Stadt und am Straßenbau in der Bukowina.¹⁹

Eine Veränderung in der Stadtverwaltung wurde durch die Einführung der Gemeindeautonomie mit der Erlassung des Gesetzes am 8. März 1864 bewirkt. Die Stadtbevölkerung war nun durch Gemeinderat und Magistrat vertreten; an dessen Spitze standen Bürgermeister und Vizebürgermeister. Im Gemeinderat waren fünfzig Bürger vertreten, deren Aufgabengebiet Beschluss und Überwachung war, während der Magistrat Verwaltung und Vollzug innehatte. Damit war die Gemeinde direkt der Landesregierung unterstellt.²⁰

Zum Festakt der *Installation* eines Bürgermeisters wurde das Rathaus außen und innen festlich geschmückt.²¹ Auch die Bevölkerung konnte an diesen Tagen teilnehmen: Nach Ansprache des Landeshauptmannes und des angelobten Bürgermeisters tönten Hochrufe auf den Kaiser durch den Saal der Angelobung „und pflanzten sich auf die Straße fort, wo sie von der den Ringplatz besetzt haltenden Menge frenetisch aufgenommen wurden, während die Musikkapelle die Volkshymne intonierte“²². Der Tod eines Bürgermeisters wurde zum Anlass genommen, um eine Trauerfahne aufzuhängen und den Balkon des Rathauses schwarz zu drapieren, wie zum Beispiel im Jahr 1907: So „erfuhren auch die großen Massen des Volkes, daß Bürgermeister Dr. Reiß²³ seine Seele ausgehaucht habe“²⁴.

Die Stadt Czernowitz war geprägt von den dort lebenden Ethnien. Dies erwies sich in der Politik jedoch nicht als Hindernis, denn im Vordergrund standen die gemeinsamen Interessen. So waren im Gemeinderat sämtliche „Völker“²⁵ des Herzogtums vertreten,²⁶

19 Lang, Czernowitz. Ein historischer Stadtführer, S. 19; Zimmermann, Mikulicz-Radecki, S. 498.

20 Kaindl, Geschichte von Czernowitz, S. 169–170.

21 *Bukowinaer Post*, 3.5.1903, X. Jg., Nr. 1448, S. 3–5; *Bukowinaer Post*, 1.6.1905, XII. Jg., Nr. 1770, S. 1–3.

22 Ebd., S. 4.

23 Eduard Reiss, 1850–1907, Jurist; Bürgermeister von Czernowitz (1905–1907).

24 *Czernowitzer Allgemeine Zeitung*, 30.4.1907, Nr. 991, S. 1.

25 „Völker“ im Sinne des Artikel 19 StGG 1867, im Wortlaut: „Alle Volksstämme des Staates sind gleichberechtigt [...]“ In Czernowitz zählten dazu die Deutschen (inklusive Juden), Ruthenen, Rumänen und Polen.

26 Alle Straßen wurden seit dem Beschluss des Gemeinderates 1880 dreisprachig, deutsch, rumänisch und ukrainisch beschildert. Mariana Hausleitner, Eine wechselvolle Geschichte. Die Bukowina und die Stadt Czernowitz vom 18. bis zum 20. Jahrhundert, in: in: Helmut Braun (Hrsg.), Czernowitz. Die Geschichte einer untergegangenen Kulturmetropole, Berlin, 2006, S. 31–81, hier S. 52.

und auch die Abfolge der Bürgermeister²⁷ lässt erkennen, dass die Zugehörigkeit zu dieser oder jener Ethnie keine Rolle gespielt hatte.²⁸ Jahrzehntelang amtierte Baron Anton Kochanowski,²⁹ mit einer kurzen Pause während seiner Ausübung des Amtes als Landeshauptmann, als Bürgermeister. Kochanowski wurde 1903 bereits zum neunten Male wiedergewählt und 1905, nachdem er seinen Rückzug verkündet hatte, zum Ehrenbürgermeister ernannt.³⁰ Ihm folgte, durch Wahl eines sich mehrheitlich zum Christentum bekennenden Gemeinderates, der langjährige Vizebürgermeister Dr. Eduard Reiß (1850–1907), ein jüdischer Mitbürger.³¹ Seine Ernennung und das Verständnis des Bürgermeisteramtes wurden von der *Bukowinaer Post* aufgrund dieser Wahl hoch gepriesen:

„Der Bürgermeister von Czernowitz hat bisher der Stadt, nicht einer Nation oder Konfession gehört. So soll es allezeit bleiben. In Dr. Reiß wird dieses Prinzip der Gleichberechtigung und Gleichwertigkeit weiter gewahrt, ein Prinzip, welches dem Charakter der Stadtbevölkerung am besten Rechnung trägt.“³²

2.2 Das Sparkassengebäude: Der Einzug des Jugendstils

Neben dem Rathaus wurde um die Jahrhundertwende ein neu gestaltetes Sparkassengebäude³³ errichtet. Zuvor war hier das *Hotel de Russie* beheimatet, das im Revolutionsjahr 1848 ein beliebter Treffpunkt revolutionärer Gymnasiasten gewesen war.³⁴ Für den Neubau wurde im April 1899 ein Architektenwettbewerb von der Sparkassendirektion der Bukowina ausgeschrieben, den Hubert Gessner³⁵ gemeinsam mit P. Súpich für sich entscheiden konnte und damit den Grundstein für seine Popularität legte. Das Gebäude weist bereits typische Elemente des Jugendstils/der Wiener Sezession auf, den Otto Wagner³⁶, ein Lehrer Gessners, begründet hatte. Für den Bau des Sparkassengebäudes entschied sich Gessner jedoch für eine konservativere Lösung, einen Mittelweg zwischen vorherrschendem Historismus und modernem Jugendstil. Dies hatte mehrere Gründe: Gessner orientierte sich an den Vorgaben der Bauherren, hätte den Auftrag wahrscheinlich ansonsten auch nicht zugesprochen bekommen; außerdem

27 Jakob Ritter von Petrowicz (1864–1866, armenischer Herkunft), Anton Freiherr Kochanowski von Stawczan (1866–1874 und 1887–1905, Pole), Otto Ambros von Rechtenburg (1875–1880, Deutscher), Wilhelm vom Klimmesch (1881–1887, Deutscher), Eduard Reiss (1905–1907, „zum Deutschtum bekennender Jude“), Felix Freiherr von Fürth (1907–1912, Deutscher), Salo von Weisselberger (1912–1918, „zum Deutschtum bekennender Jude“). Vgl. Hausleitner, *Eine wechselvolle Geschichte*, S. 52–53.

28 Hausleitner, *Eine wechselvolle Geschichte*, S. 52–53.

29 Anton Freiherr Kochanowski von Stawczan, 1817–1906, Advokat, Politiker; Bürgermeister von Czernowitz (1866–1974, 1887–1905); Landeshauptmann der Bukowina (1874–1884).

30 *Czernowitzer Allgemeine Zeitung*, 15.3.1905, Nr. 363, S. 3; *Czernowitzer Allgemeine Zeitung*, 6.4.1905, Nr. 381, S. 1–3.

31 *Czernowitzer Allgemeine Zeitung*, 13.4.1905, Nr. 387, S. 1–3.

32 *Bukowinaer Post*, 1.6.1905, XII. Jg., Nr. 1770, S. 1.

33 Siehe dazu: Das Sparkassengebäude am Ringplatz, Abbildung in: Ákos Moravánszky, *Die Architektur der Donaumonarchie*, aus dem Ungarischen von Marina Annus, Berlin 1988, S. 95.

34 Lang, *Czernowitz. Ein historischer Stadtführer*, S. 18.

35 Hubert Gessner, geb. 20.10.1871 in Vallaske Klobouky/Tschechien, gest. 29.1.1943 in Wien. Von 1894–1898 an der Akademie der bildenden Künste Wien in Ausbildung, wo er die Meisterschule von Otto Wagner besuchte, in dessen Atelier er auch kurz tätig war. Der von diesem geprägte Stil der Wiener Sezession/Jugendstilbau kennzeichnet auch das Werk Gessners. Inge Scheidl, Hubert Johann Gessner, 15.09.2008, [http://www.architektenlexikon.at/de/166.htm], eingesehen: 25.6.2016.

36 Otto Wagner, 1841–1918, Architekt.

war er bemüht, die traditionelle Bauweise nicht abrupt zu beenden, sondern eine kontinuierliche Entwicklung hin zum neuen Stil zu schaffen.³⁷

Ein Beispiel für den neuen Stil ist die Fassadenfayence³⁸ des Sparkassengebäudes, die eine Allegorie der Blüte der Österreichisch-Ungarischen Monarchie darstellt. Die gängigste Deutung: Die Gestalt in oranger Toga steht für das Haus Austria, die Frauen daneben für die Kronländer der Monarchie, wobei die Frau in weißem Kleid die jüngst hinzugekommene österreichische Provinz, also die Bukowina, darstelle. Trotz des Kompromisses zwischen alt und neu: Das Gebäude bezeichnet den Beginn des Einflusses des Jugendstils in Architektur und Baukunst von Czernowitz beziehungsweise der Bukowina.³⁹

2.3 *Der Ringplatz: Das Stadtzentrum*

Der Ringplatz, dessen zentraler Bau das Rathaus ist, wurde bereits um 1790 als Marktplatz angelegt. Der Vorschlag, an dieser Stelle einen zentralen Platz anzulegen, soll von Kaiser Joseph II.⁴⁰ gekommen sein.⁴¹ Im Jahr 1825 wurde mit der Einebnung und Pflasterung des Platzes begonnen; eine wesentliche Erleichterung, da die tiefen Gräben vor den Häusern, die zuvor mit Pfosten und Brücken zugänglich gemacht waren, nunmehr wegfielen. Auch an dieser Entwicklung war Marin wesentlich beteiligt.⁴² Im Jahr 1903 wurden Rathaus und Ringplatz renoviert und erneuert, was im Jahresrückblick in der *Czernowitzer Allgemeine Zeitung* sehr gelobt wurde:

„Gleich mitten drin, im Zentrum von Czernowitz, am Ringplatz, Welch ein verändertes erfreuliches Bild. Das holpert nicht mehr so grauslich wie vor einem Jahre. Das Pflaster macht einen fast großstädtischen Eindruck; wie angenehm geht es sich auf diesen Quadersteinen, wie leicht fährt sich's auf den harmonischen Seitenwegen längst der Trottoire. Das Rathaus lacht ordentlich in seinem hellen Braun auf das anmutige Bild zu seinen Füßen herunter. Der Fremde schlägt nicht mehr entsetzt die Hände über dem Kopf zusammen und schimpft sich weidlich aus über dieses Klein-Wien. Und vorn und hinten, rechts und links, manch prächtiger imponierender Bau ragt kühn empor, wo noch vor Jahresfrist eine elende Ruine die Stadt verschandelte.“⁴³

Das Stadtbild, insbesondere mit der Gestaltung des zentralen Ringplatzes, scheint den Bewohnern also sehr wichtig gewesen zu sein – nicht nur um ihrer selbst willen, son-

37 Markus Kristan, Hubert Gessner. *Architekt zwischen Kaiserreich und Sozialdemokratie 1871–1943*, Gabriela Gantenbein (Hrsg.), Wien 2011, S. 46–50.

38 Fliesenkeramik mit Motiven.

39 Svitlana Bilenkova, *Jugendstil in Czernowitz. Eine Topographie der Schönheit* (Czernowitzer Kleine Schriften 12), aus dem Ukrainischen übersetzt von Juri Kyjko, Wien 2002, S. 19–21; Lang, Czernowitz. Ein historischer Stadtführer, S. 18.

40 Joseph II., 1741–1790, Erzherzog von Österreich; römisch-deutscher König (176–1790); Kaiser des Heiligen Römischen Reiches (1765–1790); Mitregent seiner Mutter Maria Theresia (1765–1780); Alleinregent in den habsburgischen Erblanden (178–1790); König von Böhmen, Kroatien und Ungarn (1780–1790).

41 Lang, Czernowitz. Ein historischer Stadtführer, S. 17; Kaindl, *Geschichte von Czernowitz*, S. 242.

42 Kaindl, *Geschichte von Czernowitz*, S. 246.

43 *Czernowitzer Allgemeine Zeitung*, 1.1.1904, Nr. 4, S. 5.

dem auch für Besucher und Reisende, die in der Stadt nur kurz verweilen. Diesem vielfältigen Publikum wurde auch Rechnung getragen, wie anhand der Gebäudenutzung nach der Jahrhundertwende nachvollzogen werden kann, wie in Abbildung 1 dargestellt wird.⁴⁴

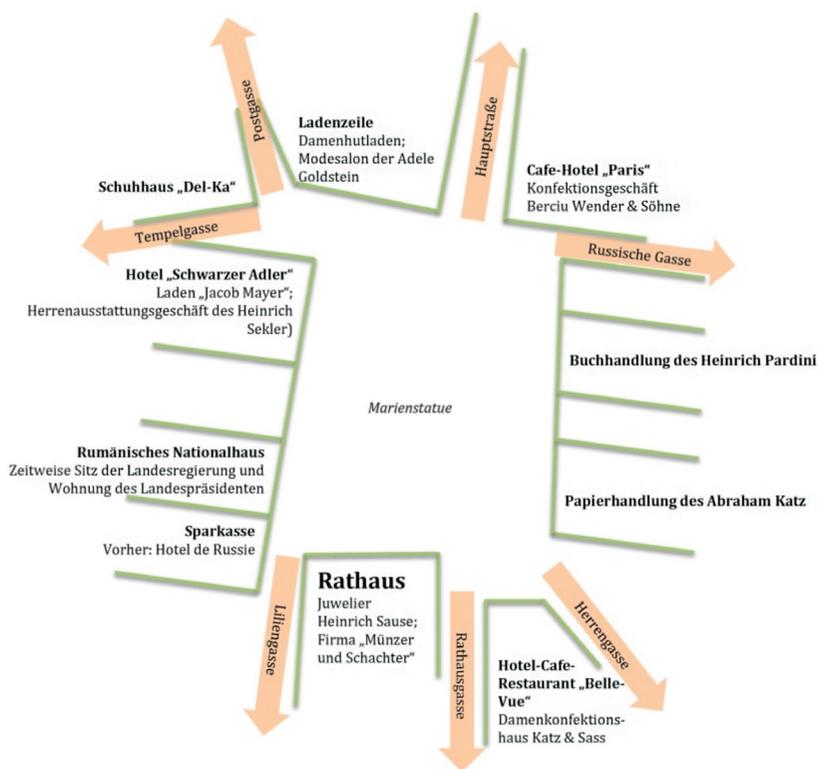


Abbildung 1: Schematische Darstellung der Gebäudenutzung am Ringplatz; eigene Darstellung.⁴⁵

Mit dem Rathaus und dem Sparkassengebäude direkt angrenzend verfügte die Stadt über zwei imposante Bauten am Hauptplatz. Neben dem Sparkassengebäude befand sich zudem das Rumänische Nationalhaus, das kurzzeitig auch Sitz der Landesregierung war und als Wohnung des Landespräsidenten diente. Während eines Aufenthalts von Kaiser Franz Joseph⁴⁶ im Jahr 1855 diente die Wohnung für den hohen Besuch auch als Quartier. Damit befanden sich am Ringplatz wichtige Gebäude der Landes- (zeitweise) und vor allem der Stadtverwaltung – ab 1848 insbesondere mit dem Rathaus.

Die Geschäftslokale am Ringplatz wurden wohl größtenteils von einheimischem Publikum besucht. Eine Ladenzeile lag direkt gegenüber dem Rathaus, weitere Geschäfte

44 Nachstehende Ausführungen beziehen sich, sofern nicht anders angegeben, auf: Raimund Lang, Czernowitz in alten Ansichten. 29 alte Postkarten aus der Sammlung Eduard Kasparides München (Czernowitzer Kleine Schriften 5), Wien 2001², S. 10–17.

45 Die Angaben beziehen sich auf die Ausführungen zu alten Postkarten aus dem Zeitraum 1900–1913, in: Raimund Lang, Czernowitz in alten Ansichten. 29 alte Postkarten aus der Sammlung Eduard Kasparides München (Czernowitzer Kleine Schriften 5), Wien 2001², S. 10–17. Kartenvorlage: Helmut Rumpler/Kurt Scharr/ Constantin Ungureanu (Hrsg.), Der Franziszeische Kataster im Kronland Bukowina Czernowitzer Kreis (1817–1865). Statistik und Katastralmappen, Wien-Köln-Weimar 2015.

46 Franz Joseph I., 1830–1916, Kaiser von Österreich, König von Ungarn (Regentschaftszeit: 1848–1916).

befanden sich meist in Erdgeschoßen von Rathaus und Hotels. Überwiegend waren dies Bekleidungsgeschäfte, beispielsweise das Herrenausstattungsgeschäft des Heinrich Sekler, das Damenkonfektionshaus Katz & Sass, oder der Modosalon der Adele Goldstein; im Rathaus war überdies ein Juwelier untergebracht. Für gesellige Runden befanden sich auch Cafés am Ringplatz, zumeist integriert in den Hotelbetrieb. Einige Hotels – Schwarzer Adler, Paris und Belle-Vue – boten Gästen/Besuchern eine Möglichkeit zur Unterkunft und Erkundung der Stadt direkt vom Zentrum aus.

Auch für gemeinschaftliche Tätigkeiten nutzte die Bevölkerung den Ringplatz. Zweimal pro Woche wurde ein Markt abgehalten, wo laut Reiseführer „interessante Volkstrachten“⁴⁷ bestaunt werden konnten. Und wenn Persönlichkeiten auf Besuch kamen, fanden Empfänge und Veranstaltungen am Ringplatz statt. So auch beim Empfang von Kronprinz Rudolf am 7. Juli 1887. Der Einzug in die Stadt vom Bahnhof bis zum Regierungsgebäude führte über den Ringplatz, wo die Freiwillige Feuerwehr und das Veteranen-Corps Spalier stehen sollten.⁴⁸ Festlichkeiten fanden, wie bereits erwähnt, ebenso zum Anlass der *Bürgermeisterinstallation* im Rathaus und am Ringplatz statt.

Außerdem waren eine Buchhandlung und eine Papierhandlung am Ringplatz untergebracht. Am Mittelpunkt des Platzes war eine Mariensäule/Pietà zu bestaunen, gespendet 1827 vom Bürger Lazar Michalowicz.

Die zentrale Funktion und Bedeutung des Ringplatzes wird unterstrichen durch das Verkehrsnetz: sieben Straßen führten zum Ringplatz hin. Vor der Buchhandlung des Heinrich Pardini befand sich auch eine Haltestelle für die Straßenbahn.

3. Das Tor in den Westen: Der Bahnhof

3.1 Die Eisenbahn in der Österreichisch-Ungarischen Monarchie

Geographische Lage und Kulturentwicklung beeinflussen den Bau der Eisenbahn innerhalb eines Landes; es verhält sich aber auch umgekehrt, der Bau der Eisenbahn wirkt sich auf dessen geographische Lage aus. Österreich-Ungarn besaß lediglich zwei Häfen, Triest und Fiume, und war als kontinentaler Großstaat somit eher benachteiligt, um am Welthandel teilzunehmen. Darüber hinaus kamen wirtschaftliche Rückständigkeit und „innerpolitische Zerfahrenheit“ Österreich-Ungarns hinzu, die unter anderem auf die binnenländische Lage zurückzuführen sind. Für die Fahrten von Wien bzw. Budapest zu den Häfen in Triest und Fiume mussten mitunter zwischen elf und dreizehn Stunden einberechnet werden.⁴⁹ Doch diese Benachteiligung konnte ausgeglichen werden, denn „[m]it jeder neuen Eisenbahnlinie, die Österreich-Ungarn zum Meere baut, verstärkt es seinen noch schwachen Anteil am Welthandel [...]“.⁵⁰

47 Karl Baedeker, *Österreich-Ungarn nebst Cetinje, Belgrad, Budapest, Leipzig* 1910²⁸, S. 367.

48 *Bukowinaer Rundschau*, 7.7.1887, VI. Jg., Nr. 386, S. 3.

49 Franz Heiderich, *Verkehrsgeographische Studien zu einer Isochronenkarte der Österreichisch-ungarischen Monarchie*, Wien 1912, S. 3–4, 10.

50 Heiderich, *Verkehrsgeographische Studien*, S. 10.

Einerseits war es zur Wahrung staatlicher Interessen im Eisenbahnausbau notwendig, das Eisenbahnwesen zu verstaatlichen; andererseits konnten die hohen Baukosten nicht mehr vom Staat alleine getragen werden, weshalb private Investitionen zur Fortführung des Netzes notwendig waren. Dieser Wechsel zwischen Privatbahn- und Staatsbahnperioden im Zeitraum zwischen 1827 und 1874 kennzeichnet den Ausbau des österreichischen Eisenbahnnetzes im 19. Jahrhundert.⁵¹ Zeitlich gesehen ist die Errichtung der Strecke Lemberg–Czernowitz (und kurz darauf nach Suczawa) in die zweite Privatbahnperiode, die zwischen 1858 und 1874 erfolgte, einzuordnen. Aufgrund der fehlenden staatlichen finanziellen Möglichkeiten wurde mit dem Konzessionsgesetz vom 14. September 1854 die Beteiligung privater Investoren ermöglicht.⁵²

Zwei Ziele wurden beim Ausbau des österreichischen Streckennetzes verfolgt: Zum einen sollte die gesamte Monarchie erreichbar werden, und zwar in einem strahlenförmigen Netz⁵³ ausgehend von Wien und Budapest; zum anderen war der internationale Anschluss, insbesondere die Erreichbarkeit von Hafenstädten, von großer Bedeutung.⁵⁴ Eine Erweiterung, speziell nach Osten hin, war aus drei Gründen entscheidend: Die Beziehungen zu Russland hatten sich im Krimkrieg zugespitzt, weshalb Russland nun als potenzieller Kriegsgegner zu berücksichtigen war – der Ausbau war demzufolge strategisch wichtig. Zudem wurde Getreide aus Russland und Rumänien importiert; die Erreichbarkeit des Schwarzen Meeres war somit für den Handel ebenfalls von großer Bedeutung.⁵⁵ Immerhin führte hier bereits seit dem Hochmittelalter eine Handelsroute ans Schwarze Meer – von Breslau über Krakau, Lemberg, Czernowitz, Suczawa und Bender nach Moncastro.⁵⁶ Diese Streckenführung entspricht auch weitgehend dem Ausbau des Eisenbahnnetzes in Richtung Osten/Schwarzes Meer.

3.2 *Der Bahnhof in Czernowitz*

Eine Eisenbahnverbindung nach Czernowitz wurde seit langer Zeit angedacht. Die Karl-Ludwig-Bahn erhielt bereits im Jahr 1856 eine Konzession zum Bau einer Strecke bis Czernowitz, jedoch, aufgrund einer europaweiten Krisensituation im Jahr 1857, konnte der Bau nur bis Lemberg erfolgen. Erst die Beteiligung ausländischer Bauunternehmen ermöglichte den Ausbau der Strecke.⁵⁷ In einem Gesetz vom 11. Jänner 1864 wurde der Gesellschaft der Lemberg-Czernowitzer Eisenbahn die Konzession erteilt, das Streckennetz in Richtung Czernowitz zu erweitern: „Um dem östlichen Theile des Königsreiches Galizien und dem Herzogthume Bukowina die Vortheile einer Eisenbahn-

51 Klaus Reisinger, Österreichs Eisenbahnwesen als Bindeglied zwischen Zentraleuropa und den Balkanländern, in: *Der Weg führt über Österreich ... Zur Geschichte des Verkehrs- und Nachrichtenwesens von und nach Südosteuropa (18. Jahrhundert bis zur Gegenwart)*, Harald Heppner (Hrsg.) (Zur Kunde Südosteuropas), Wien-Köln-Weimar 1996, S. 107–142, hier S. 140.

52 Reisinger, Österreichs Eisenbahnwesen, S. 122.

53 Siehe dazu: Die Entwicklung des österreichisch-ungarischen Eisenbahnnetzes 1841–1900, Abbildung in: Herbert Matis, *Die Wirtschaft der franzisko-josephinischen Epoche*, in: *Die Wirtschaftsgeschichte Österreichs*, Institut für Österreichkunde (Hrsg.), Wien 1971, S. 151–184, hier S. 164.

54 Reisinger, Österreichs Eisenbahnwesen, S. 120.

55 Ebd., S. 123.

56 Ebd., S. 109.

57 P. F. Kupka, *Die Eisenbahnen Österreich-Ungarns 1822–1867*, Leipzig 1888, S. 297–299.

verbindung ehemöglichst zuzuwenden“⁵⁸, heißt es in Artikel eins des Gesetzes. Darin wird im Folgenden ein Reinertrag von einer Million Gulden österreichischer Währung in Silber zugesichert. Die Konzession wurde an einige Bedingungen geknüpft, unter anderem wurden darin Fahr- und Frachtpreise geregelt. Die Konzession war für die Dauer von neunzig Jahren gültig, anschließend werde der Staat in das gesamte Vermögen eintreten.⁵⁹

All dies war nur durch die Beteiligung eines englischen Bauunternehmers möglich, der als Mitkonzessionär 25 Prozent der Aktieneinzahlung übernahm. Am 3. Juni 1864 konstituierte sich die „k.k. privilegierte Lemberg-Czernowitzer Eisenbahn“. Am 15. Mai 1867 wurde daran anschließend, „in Erwägung der Gemeinnützigkeit des Unternehmens“⁶⁰, die Konzession zum Bau der Strecke nach Suczawa erteilt. In den Statuten wurde der Name in „k.k. privilegierte Lemberg-Czernowitz-Jassy Eisenbahngesellschaft“ geändert.⁶¹ Von 1. Juli 1889 an führten die k.k. österreichischen Staatsbahnen den Betrieb.⁶²

Gründer und Generaldirektor der Lemberg-Czernowitzer Bahn war Viktor Leopold Ofenheim von Pontouxin (1880–1886). Nach dem Studium der Rechtswissenschaften arbeitete er in der Administrative im Eisenbahnwesen. Seit 1856 war er für die private Karl-Ludwig-Bahn, die von Krakau bis Lemberg führte, zuständig. Nachdem er in England das Kapital für eine Erweiterung der Strecke nach Czernowitz aufreiben hatte können, gründete er die Gesellschaft und wurde Generaldirektor derselben. Später war er zudem federführend an der Weiterführung der Eisenbahnlinie nach Jassy beteiligt. Als Generaldirektor der Lemberg-Czernowitz-Jassy Bahn musste er 1872 zurücktreten, da er in einem politisch motivierten Prozess wegen Betrugs angeklagt war – später wurde Ofenheim von Pontouxin von den Vorwürfen freigesprochen. Danach zog er sich aus dem Eisenbahngeschäft zurück.⁶³

Die Eisenbahnstrecke von Lemberg nach Czernowitz konnte am 1. September 1866 feierlich eröffnet und erstmals in Betrieb genommen werden.⁶⁴ Die Ankunft wurde in Czernowitz gefeiert:

„Der Eröffnungszug, welcher dem ersten regelmäßigen Postzuge voranging, traf abends den 1. September 1866 in Czernowitz ein. Die heranbrausende Lokomotive wurde unter Pöllerschüssen mit tausendstimmigen Hochrufen begrüßt und die angekommenen Gäste auf das herzlichste willkommen geheißen.“⁶⁵

58 Gesetz vom 11. Jänner 1864, in Betreff der Vergünstigungen für die Unternehmung der Lemberg-Czernowitzer Eisenbahn, in: Reichsgesetzblatt für das Kaiserthum Österreich, Jahrgang 1864, II. Stück, Nr. 5, S. 19–26, hier S. 19.

59 Gesetz vom 11. Jänner 1864.

60 Concessionsurkunde vom 15. Mai 1867, für die k. k. priv. Lemberg-Czernowitzer Eisenbahn-Gesellschaft, zum Bau und Betrieb einer Locomotiv-Eisenbahn von Czernowitz nach Suczawa, in: Reichsgesetzblatt für das Kaiserthum Österreich, Jahrgang 1867, XXXV. Stück, Nr. 85, S. 179–185.

61 Kupka, Die Eisenbahnen Österreich-Ungarns, S. 299–300.

62 Bernhard Neuner, Bibliographie der österreichischen Eisenbahnliteratur von den Anfängen bis 1918, Bd. 2, Wien 2002, S. 821.

63 Hubert Reitterer, Ofenheim von Pontouxin, Viktor, in: Neue Deutsche Biographie, Bd. 19, [Onlinefassung] 1999, [<https://www.deutsche-biographie.de/sfz73225.html#ndbcontent>], eingesehen 12.7.2016.

64 *Neue Freie Presse. Abendblatt*, 3.9.1866, Nr. 723, o.S.

65 Kaindl, Geschichte von Czernowitz, S. 112.

Die Strecke fuhr je zwei Mal täglich in beide Richtungen. Die Fahrt ging beispielsweise in Czernowitz um 06:25 Uhr in der Früh los, führte über die Stationen Kolomea und Stanislau; Ankunft in Lemberg war fünf Uhr abends. Eine Fahrt dauerte also etwa zehneinhalb Stunden laut Fahrordnung vom Tag der Eröffnung.⁶⁶ Die Strecke war 266 km lang. Im Jahr 1898 dauerte die Fahrt immerhin noch fünf bis acht Stunden⁶⁷. Nach Bukarest (540 km) wurden mit dem Schnellzug im Jahr 1898 noch zwanzig Stunden benötigt,⁶⁸ 1910 war diese Strecke immerhin in zwölf Stunden zu bewältigen.⁶⁹

Das Bahnhofsgebäude⁷⁰ wurde im Rundbogenstil erbaut. Vom Aufbau handelt es sich um einen Durchgangsbahnhof; das Empfangsgebäude wurde seitlich angelegt. Der Rundbogenstil war für die damalige Zeit typisch, beispielsweise wurde der Westbahnhof Wien, oder auch die Bahnhöfe Innsbruck und Krakau in diesem Stil errichtet.⁷¹ Der Bahnhof lag am Ufer des Pruth. Zum Ringplatz, also ins Stadtzentrum, benötigte man in etwa eine halbe Stunde.⁷²

Für das Jahr 1867 wurden 20.062 ankommende und 21.256 abreisende Passagiere verzeichnet. Diese Zahl wuchs bis zum Ende des Jahrhunderts auf über eine halbe Million an.⁷³ Aus diesem Grund wurde eine Erweiterung notwendig. Der Neubau schließt an den alten Bahnhof an.⁷⁴ Das Gebäude lässt den Stil der Wiener Sezession und der Schule Otto Wagners eindeutig erkennen; Gerüchte, dass dieser selbst die Pläne gezeichnet hatte, lassen sich nicht bestätigen. Das Gebäude⁷⁵ ist aber, wie auch das Sparkassengebäude, ein Kompromiss zwischen traditioneller und moderner Architektur.⁷⁶ Auf dem Giebel findet sich eine Statue von Hermes, dem Gott des Handels und der Reisen.⁷⁷ Eröffnet wurde der neue Bahnhof „sang- und klanglos“⁷⁸ mit der ersten Abfahrt des Schnellzuges am 30. November 1909.⁷⁹

3.3 Die Eisenbahn: Der Aufschwung der Bukowina

In einem Rückblick anlässlich der Eröffnung des neuen Bahnhofes 1909 wird berichtet, dass vor dem Jahr 1834 nicht einmal eine Fahrpostverbindung von/nach Czernowitz bestanden hatte – Briefe wurden damals noch per Reitpost verschickt, die dreimal in der Woche verkehrte. Auch die Karl-Ludwig-Bahn bis Lemberg brachte kaum Er-

66 *Wiener Zeitung*, 1.9.1866, Nr. 216, S. 602.

67 Karl Baedeker, Österreich-Ungarn. Handbuch für Reisende, Leipzig 1898²⁵, S. 330; Baedeker, Österreich-Ungarn, 1910, S. 366.

68 Baedeker, Österreich-Ungarn, 1898, S. 332.

69 Ebd., 1910, S. 368.

70 Siehe dazu: Das alte Bahnhofsgebäude, Abbildung in: Raimund Lang, Czernowitz in alten Ansichten. 29 alte Postkarten aus der Sammlung Eduard Kasparides München (Czernowitzer Kleine Schriften 5), Wien 2001².

71 Mihály Kubinszky, Bahnhöfe Europas. Ihre Geschichte, Kunst und Technik, Stuttgart 1969, S. 237, 239.

72 Baedeker, Österreich-Ungarn, 1898, S. 331.

73 *Bukowinaer Post*, 2.12.1909, 17. Jg., Nr. 2468, S. 2–3.

74 Lang, Czernowitz in alten Ansichten, S. 47.

75 Siehe dazu: Der neue Hauptbahnhof, Abbildung in: Raimund Lang, Czernowitz in alten Ansichten. 29 alte Postkarten aus der Sammlung Eduard Kasparides München (Czernowitzer Kleine Schriften 5), Wien 2001², S. 47.

76 Bilenkova, Jugendstil, S. 54–55.

77 Lang, Czernowitz in alten Ansichten, S. 47.

78 *Bukowinaer Post*, 2.12.1909, 17. Jg., Nr. 2468, S. 2.

79 Ebd., 2.12.1909, 17. Jg., Nr. 2468, S. 2.

leichterung, schließlich führte nur ein Postwagen dorthin.⁸⁰ Der Bau der Eisenbahnstrecke 1866 nach Czernowitz – und weiter in Richtung Schwarzes Meer – brachte einen schnelleren Anschluss ins Zentrum nach Wien und in den Westen des Reiches; Czernowitz rückte näher an die Hauptstadt Wien heran. Im Jahr 1912 war Czernowitz von Wien aus innerhalb von 19 Stunden zu erreichen,⁸¹ heute müssen für diese Strecke über 33 Stunden aufgewendet werden.⁸²

Diese Errungenschaft begründete den Aufschwung der Bukowina in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und begünstigte einen florierenden Handel. So konnten nun Produkte der Landwirtschaft und Viehzucht exportiert werden. Insbesondere florierte die Holzindustrie. In den Wäldern schlummerten immense Vorräte an Holz, die bislang nur über Wasserwege verfrachtet werden konnten. Der Ausbau des Eisenbahnnetzes mit Lokalbahnen, die zur Hauptlinie führten, machte den Transport problem- und mühseliger und belebte überdies Holzhandel sowie Sägewerke.⁸³

Negativ wirkte sich der Bau der Eisenbahn auf das bereits angeschlagene Gewerwesen aus, da nun billigere und zum Teil auch bessere Konkurrenzprodukte aus dem Westen in die Bukowina und nach Czernowitz importiert wurden. Als Verkehrsmittelpunkt für Regionen wie Galizien, Bessarabien und Rumänien konnte sich das Gewerbe dennoch wieder erholen. Erst die Einführung des Zolltarifes nach Rumänien schwächte das Gewerbe in der Bukowina wieder.⁸⁴

Der Bahnhof war aber für die Bevölkerung nicht nur das Tor zur Außenwelt; der Bahnhof wurde zum Eingangstor in die Bukowina und nach Czernowitz. So beispielweise beim Empfang von Kaiser Franz Joseph 1880 in Czernowitz. Er wurde „auf dem Bahnhofe von den Spitzen der Behörden, dem Landeshauptmann Kochanowski und dem Bürgermeister Ambros⁸⁵ ehrfurchtsvoll begrüßt“⁸⁶. Oder im Jahr 1887, als Kronprinz Rudolf Czernowitz einen Besuch abstattete: „Die Bevölkerung jubelte auf der ganzen Strecke dem Zuge enthusiastisch zu [...]. Unzählbare Fackelträger standen während der ganzen Fahrt bis Czernowitz an dem Bahngleise [...]. Der Bahnhof war, wie schon früher berichtet wurde, prachtvoll decorirt.“⁸⁷

80 *Bukowinaer Post*, 2.12.1909, 17. Jg., Nr. 2468, S. 2.

81 Heiderich, Verkehrsgeographische Studien, Kartenbeilage.

82 Kurt Scharr, *Die Landschaft Bukowina. Das Werden einer Region an der Peripherie 1774–1918*, Wien-Köln-Weimar 2010, S. 115.

83 Hubert Wiglitzky, *Gewerbe, Industrie, Handel und Verkehr*, in: *Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild. Bukowina*, Bd. 20, Erzherzog Rudolf (Hrsg.), Wien 1899 [<http://austria-forum.org/web-books/kpwde20de1899onb/ev00001>], S. 515–532, hier S. 529–530.

84 Wiglitzky, *Gewerbe*, S. 523.

85 Otto Ambros Edler von Rechtenberg, *Bürgermeister von Czernowitz (1874–1880)*.

86 *Die Presse*, 16.9.1880, 33. Jg., Nr. 257, S. 4.

87 *Bukowinaer Rundschau*, 10.7.1887, VI. Jg., Nr. 387, S. 1.

4. Ort des Bewahrens: Das Landesmuseum

4.1 Aufbau und Entwicklung

Im Jahr 1889 äußerte der Konservator Carl A. Romstorfer⁸⁸ erste Pläne, ein archäologisches Museum in Czernowitz zu begründen. Auch Raimund F. Kaendl⁸⁹, Historiker und Universitätsprofessor, sprach sich mehrmals dafür aus, doch die Pläne wurden vorerst nicht ausgeführt. Erst im Mai 1891 nahm die Idee konkrete Formen an, als Romstorfer eine Versammlung zur Gründung eines Landesmuseums einberief.⁹⁰

Die konstituierende Mitgliederversammlung des Museumsvereins fand am 21. Februar 1892 statt, am 6. März wurden Mitglieder des Kuratoriums und die Museumsleitung bestimmt. Am 14. Mai 1893 wurde das Landesmuseum schließlich, im Beisein von Politikern, Universitätsprofessoren und Vereinsmitgliedern, eröffnet.⁹¹

Untergebracht war das Museum in der erzbischöflichen Residenz⁹², gelegen in der Residenzgasse, eines der „hervorragendsten Gebäude der Stadt [...]“, einem imposanten Ziegelrohbau im byzant. Stil, 1864–75 nach Hlawka's⁹³ Plänen auf dem sog. Bischofsberge errichtet⁹⁴. Dort wurden dem Verein zwei geräumige Zimmer überlassen.⁹⁵

Mit dem Ansteigen der Zahl an Ausstellungstücken wuchs die Notwendigkeit größerer Räumlichkeiten – und der Wunsch für ein eigenes Museumsgebäude. Bestrebungen dazu gab es schon bald nach der Eröffnungsfeier. In den Jahresberichten und Zeitungen wurde wiederholt darüber berichtet, ein neues Gebäude sei in Aussicht, auch über Spendenaufrufe war zu lesen.⁹⁶ Auch Pläne für ein sogenanntes „Francisco-Josefinum“ anlässlich des 50-jährigen Regierungsjubiläums des Kaisers im Jahr 1898 wurden im dritten Berichtsjahr diskutiert.⁹⁷ Im siebenten Rechenschaftsbericht war von einem Fonds die Rede, der zur Erbauung des Museumsgebäudes eingesetzt werden sollte. Der Betrag auf dem Konto betrug zu diesem Zeitpunkt 6.522 Gulden und 44 Kronen.⁹⁸ Die Einnahmen erhöhten sich stetig durch weitere Spenden, vor allem von Seiten des Bukowinaer Landtages, wobei das Geld zudem „fruchtbringend angelegt“⁹⁹ wurde. Somit konnte der Fonds bis ins Jahr 1913 auf 64.000 Kronen ansteigen.¹⁰⁰ Ein Baugrund, der verpachtet wurde, stand bereits zur Verfügung – im Jahr 1909 mit dem Wert von

88 Carl A. Romstorfer, 1854–1916, Gewerbeschuldirektor, Architekt, k.k. Konservator.

89 Raimund Friedrich Kaendl, 1866–1930, Historiker, Volkskundler, Universitätsprofessor, später Rektor an der Universität Czernowitz, k.k. Konservator; verfasste zahlreiche Schriften, u.a. über Czernowitz und die Bukowina.

90 *Bukowinaer Rundschau*, 17.5.1891, X. Jg., Nr. 981, S. 7.

91 *Bukowinaer Rundschau*, 16.5.1893, XII. Jg., Nr. 1292, S. 3.

92 Siehe dazu: Die erzbischöfliche Residenz in Czernowitz, Abbildung in: Österreichische Nationalbibliothek: AKON. Ansichtskarten Online, Czernowitz – Erzbischöfliche Residenz, Verlag Tennenbaum, [http://akon.onb.ac.at/#id=AKON_AK016_557], eingesehen 16.7.2016.

93 Josef Hlawka, 1831–1908, Architekt, Stadtbaumeister; entwarf u.a. die Pläne für die Residenz für den griechisch-orthodoxen Erzbischof von Czernowitz.

94 Baedeker, Österreich-Ungarn, 1898, S. 332.

95 *Bukowinaer Rundschau*, 30.3.1893, XII. Jg., Nr. 1272, S. 5.

96 *Bukowinaer Rundschau*, 12.2.1896, XV. Jg., Nr. 2059, S. 2–3; *Bukowinaer Rundschau*, 23.2.1898, XVII. Jg., Nr. 2661, S. 3.

97 *Bukowinaer Rundschau*, 09.3.1895, XIV. Jg., Nr. 1782, S. 1–2.

98 *Bukowinaer Post*, 16. März 1899, VI. Jg., Nr. 817, S. 4.

99 *Bukowinaer Post*, 22.1.1914, 21. Jg., Nr. 3097, S. 3.

100 Ebd.

etwa 25.000 Kronen.¹⁰¹ Die Mittel waren allerdings nach wie vor zu wenig für einen Neubau; immerhin, das neue Gebäude sollte dann Landesmuseum und Gewerbemuseum integrieren. Vorerst wurde das Landesmuseum, seit Juli 1899¹⁰², im bestehenden Gebäude des Gewerbemuseums einquartiert.¹⁰³ Damit war das Landesmuseum näher ins Zentrum gerückt, lag das Gewerbemuseum doch in der Liliengasse, einer Verbindungsstraße zwischen Ringplatz und Austriaplatz.¹⁰⁴ 1912 wurde ein Komitee für den Museumsbau, bestehend aus fünf Personen, bestimmt, das im darauf folgenden Jahr Bericht zu erstatten hatte.¹⁰⁵ Ein Jahr später, 1913, ergab sich als zumindest vorläufige Lösung, dass im neuen Landhaus entsprechende Räumlichkeiten zur Verfügung gestellt werden sollten.¹⁰⁶

Zweck des Museums war die

„[...] Erforschung unseres Heimatlandes [Anm.: Bukowina] in archäologischer, ethnographischer und naturhistorischer Hinsicht zu fördern; darauf bezügliche Gegenstände, Schriften, Zeichnungen und Druckwerke zu sammeln; ferner Ausstellungen und Vorträge zu veranstalten und die Ergebnisse der Forschungen in Form von Berichten und Schriften zu veröffentlichen.“¹⁰⁷

Dementsprechend wurde die Sammlung in fünf Kategorien unterteilt (die Stückzahlen beziehen sich auf den Bestand im Jahr 1893):

- (1) archäologische Objekte, mit ca. 800 Stücken und über 900 Münzen und Geldnoten,
- (2) kunsthistorische Objekte mit 522 Stücken,
- (3) über 100 Urkunden und Schriften,
- (4) ethnographische Objekte wurden 120 Stück gezählt und
- (5) naturhistorische Objekte mit 26 Stück.¹⁰⁸

Bis zum siebten Berichtsjahr 1898 stieg der Bestand stetig an: Es wurden 2.103 Objekte, 2.388 Münzen und Geldnoten sowie 192 Österreichisch-Ungarische Postmarken vermerkt.¹⁰⁹ Der Bestand wurde in der Folge stetig erweitert, sowohl durch Ankäufe als auch durch Spenden. Für die jeweiligen Bereiche ernannte das Kuratorium jeweils einen Kustos, der für die Sammlung verantwortlich war.

101 *Czernowitzer Allgemeine Zeitung*, 31.12.1909, Nr. 1789, S. 3–4.

102 Konstantin Mandyczewski [u.a.] (Hrsg.), *Jahrbuch des Bukowiner Landes-Museums*, 7. Jahrgang (1899), Czernowitz 1900, S. 116.

103 *Bukowinaer Post*, 1.2.1903, X. Jg., Nr. 1410, S. 2. *Czernowitzer Allgemeine Zeitung*, 31.12.1909, Nr. 1789, S. 3–4.

104 Baedeker, *Österreich-Ungarn*, 1910, S. 368. Siehe dazu ein Stadtplan in: Helmut Braun (Hrsg.), *Czernowitz. Die Geschichte einer untergegangenen Kulturmetropole*, Berlin 2006², S. 17.

105 *Czernowitzer Allgemeine Zeitung*, 4.1.1913, Nr. 2776, S. 3.

106 *Bukowinaer Post*, 22.1.1914, 21. Jg., Nr. 3097, S. 3.

107 *Bukowinaer Rundschau*, 24.3.1892, XI. Jg., Nr. 1115, S. 5.

108 *Bukowinaer Post*, 8.4.1894, Nr. 60, S. 2–3.

109 *Bukowinaer Post*, 16. März 1899, VI. Jg., Nr. 817, S. 4.

4.2 Der Museumsverein

Als zentraler Träger des Landesmuseums ist der Museumsverein auszumachen. Für die Mitgliedschaft war eine einmalige Einschreibgebühr von einem Gulden und jährlich ein Beitrag von einem Gulden einzuzahlen.¹¹⁰ Im ersten Jahr des Bestehens (1892) traten 96 Personen dem Verein bei.¹¹¹ Bis ins Jahr 1899 wuchs die Zahl auf 146 Mitglieder an – ein Zuwachs von fünfzig Personen innerhalb von acht Jahren. Davon waren 73 Personen aus Czernowitz, 73 von außerhalb.¹¹² Frauen waren im Verein ebenfalls willkommen; bezüglich ihrer Lebensumstände, beispielsweise Beruf, lässt sich aus den Quellen nichts entnehmen. Im Jahr 1897 waren 13 Frauen Mitglieder des Vereins.¹¹³ Ferner wurden Stadt- und Gemeindevertretungen aufgenommen. Im Berichtsjahr 1894 waren dies Czernowitz, Kimpolung, Radautz, Sadagura, Seletin, Sereth und Suczawa.¹¹⁴

Bei den Besucherzahlen musste hingegen ein Rückgang verzeichnet werden. Im ersten Jahr (1893) besuchten 2.315 Personen die Ausstellung, 1898 nur noch 1.942. Das Tief wurde im Jahr 1896 mit lediglich 1.339 Besuchern an insgesamt 51 Besuchstagen verzeichnet, das Maximum im Jahr 1894 mit 2.351 Personen an 49 Besuchstagen.¹¹⁵ Eine stattliche Summe, angesichts der begrenzten Öffnungszeiten: Das Museum öffnete lediglich am Sonntag für zwei Stunden, zwischen drei und fünf Uhr, im Winter zwischen zwei und vier Uhr.¹¹⁶ Mit 154 Besuchern wurde im Jahr 1894 das Maximum an Tagesbesuchern erreicht.¹¹⁷ Von Bedeutung war auch, dass die junge Generation das Museum besuchte. Von der 20. Hauptversammlung wird berichtet, der Besuch sei „gleich den früheren Jahren ein sehr reger gewesen; besonders die Hochschüler unter persönlicher Leitung des Herrn Universitätsprofessor Dr. R. F. Kaendl, Mittelschüler aus Czernowitz und Radautz sowie aus dem benachbarten Rumänien, sind öftere Gäste in den Museumssammlungen“¹¹⁸.

Aus dem Museumsverein wurden alle drei Jahre jeweils drei Mitglieder in das Kuratorium gewählt. Aufgabe des Kuratoriums war die „Verwaltung des Museums und Vertretung des Museums nach außen“¹¹⁹. Daneben waren im Kuratorium die drei k.k. Konservatoren der k.k. Central-Commission für die Bukowina vertreten; des Weiteren Vertreter aus dem Bildungssektor, der Politik, der Partnervereine und religiöse Vertreter.¹²⁰ Obmann war satzungsmäßig der Landeshauptmann, zudem wurden zwei Stellvertreter gewählt.¹²¹ Ferner oblag dem Kuratorium auch die Wahl des Schriftführers

110 *Bukowinaer Rundschau*, 24.3.1892, XI. Jg., Nr. 1115, S. 5.

111 *Bukowinaer Rundschau*, 30.3.1893, XII. Jg., Nr. 1272, S. 5.

112 *Bukowinaer Rundschau*, 13.4.1900, XIX. Jg., Nr. 3294, S. 2.

113 *Bukowinaer Rundschau*, 23.2.1898, XVII. Jg., Nr. 2661, S. 3.

114 *Bukowinaer Rundschau*, 30.3.1895, XIV. Jg., Nr. 1799, S. 2.

115 *Bukowinaer Post*, 08.04.1894, Nr. 60, S. 2–3; *Bukowinaer Rundschau*, 9.3.1895, XIV. Jg., Nr. 1782, S. 1–2; *Bukowinaer Post*, 28.2.1897, Nr. 504, S. 4; *Bukowinaer Post*, 16. März 1899, VI. Jg., Nr. 817, S. 4.

116 Baedeker, Österreich-Ungarn, 1898, S. 332.

117 *Bukowinaer Rundschau*, 9.3.1895, XIV. Jg., Nr. 1782, S. 1–2.

118 *Czernowitzer Allgemeine Zeitung*, 4.1.1913, Nr. 2776, S. 3.

119 *Bukowinaer Rundschau*, 24.3.1892, XI. Jg., Nr. 1115, S. 5.

120 Auflistung sämtlicher Kuratoriums-Mitglieder in: *Bukowinaer Post*, 8.4.1894, Nr. 60, S. 2–3.

121 *Bukowinaer Post*, 26.5.1904, XI. Jg., Nr. 1612, S. 4.

und Kassaverwalters, der beiden Rechnungsrevisoren sowie der Kustoden, die für die einzelnen Sammlungsbereiche zuständig waren.¹²²

Auch der Museumsleiter wurde vom Kuratorium bestimmt.¹²³ Zu seinen Aufgaben zählte „die Ausführung der Beschlüsse des Curatoriums, die Verfassung der Berichte und Voranschläge, Instandhaltung und wissenschaftliche Verwertung der Sammlungen“¹²⁴. Von 1892–1900 oblag sie Demeter Isopescul¹²⁵, ihm folgte Dr. Johann Polek¹²⁶ (1901–1913), 1914 wurde sie von Regierungsrat Mandyczewski¹²⁷ übernommen.¹²⁸

Ein interessanter Aspekt ist der Schriftenaustausch, der mit anderen Institutionen geführt wurde und sich über große Teile Europas erstreckte. Im Jahr 1913 wurden bereits dreißig Schwesteranstalten gezählt. Neben Institutionen innerhalb der Monarchie, beispielsweise die Central-Commission für Kunst- und historische Denkmale in Wien, das k.u.k. Heeresmuseum in Wien, das ungarische Nationalmuseum in Budapest oder die kroatische naturhistorische Gesellschaft Agram (Zagreb), waren auch Institutionen außerhalb der Monarchie vertreten; hier sind u.a. Institutionen in Stockholm, Helsingfors (Helsinki) oder Leipzig zu nennen.¹²⁹ Dies spiegelt den allgemeinen Trend der Zunahme des Museumswesens in Europa wider.

4.3 Thematische Ausrichtung: Analyse der Jahrbücher¹³⁰

Das Jahrbuch des Bukowinaer Landesmuseums erschien jährlich (mit einer Ausnahme¹³¹) im Eigenverlag des Museums (Verlag des Bukowiner Landes-Museums). In diesen Jahrbüchern wurden überwiegend Beiträge über aktuelle Forschungsarbeiten, landeskundliche und geschichtliche Themen veröffentlicht. Eines ist sämtlichen Beiträgen gemeinsam: Räumlich befassen sie sich alle mit der Bukowina.¹³² Die Autoren sind

122 *Bukowinaer Post*, 22.1.1914, 21. Jg., Nr. 3097, S. 3.

123 *Czernowitzer Allgemeine Zeitung*, 4.1.1913, Nr. 2776, S. 3.

124 *Bukowinaer Rundschau*, 24.3.1892, XI. Jg., Nr. 1115, S. 5.

125 Demeter Isopescul, 1839–1901, Lehrer.

126 Johann Polek, 1843–1920, Bibliothekar.

127 Konstantin Mandyczewski, 1859–1933, Schulmann, Bibliothekar.

128 *Bukowinaer Rundschau*, 30.3.1893, XII. Jg., Nr. 1272, S. 5; *Bukowinaer Post*, 22.5.1902, IX. Jg., Nr. 1302, S. 2; *Bukowinaer Post*, 22.1.1914, 21. Jg., Nr. 3097, S. 3.

129 Namentlich genannt wurden in den vorliegenden Zeitungsberichten: Central-Commission für Kunst- und historische Denkmale in Wien, Königliche Akademie der Wissenschaften, Geschichte und Alterthumskunde in Stockholm, Museum für Völkerkunde in Leipzig, Franzens-Museum in Brünn, Redaction der Ethnologischen Mittheilungen aus Ungarn in Best, Alterthumsverein in Wien, k.u.k. Heeresmuseum in Wien, kroatische naturhistorische Gesellschaft Agram, nordisches Museum Stockholm, Verein für österreichische Volkskunde in Wien, Finnische Altertumsgesellschaft in Helsingfors, Musealverein Waidhofen a.d. Ybbs: *Bukowinaer Rundschau*, 12.2.1896, XV. Jg., Nr. 2059, S. 2–3; *Bukowinaer Rundschau*, 3.6.1898, XVII. Jg., Nr. 2743, S. 3; *Bukowinaer Rundschau*, 22.5.1901, XX. Jg., Nr. 3621, S. 3–4; *Czernowitzer Allgemeine Zeitung*, 31.12.1909, Nr. 1789, S. 3–4; *Bukowinaer Post*, 22.1.1914, 21. Jg., Nr. 3097, S. 3.

130 Die folgende Analyse bezieht sich auf den Zeitraum 1893–1906. Vorliegende Jahrbücher: Jahrgang 1894, siehe Eugen Maximowicz [u.a.] (Hrsg.), *Jahrbuch des Bukowiner Landes-Museums*, 2. Jahrgang (1894), Czernowitz 1894; Jahrgänge 1895–1903, siehe Konstantin Mandyczewski [u.a.] (Hrsg.), *Jahrbuch des Bukowiner Landes-Museums*, Jahrgänge 3–11, Czernowitz 1895–1904; Jahrgang 1905/06, siehe Eduard Fischer [u.a.] (Hrsg.), *Jahrbuch des Bukowiner Landes-Museums*, 13. und 14. Jahrgang (1905–1906), Czernowitz 1908. Für Jahrgang 1893 dient ein Zeitungsartikel als Quelle, siehe *Bukowinaer Rundschau*, 15.10.1893, XII. Jg., Nr. 1368, S. 5. Jahrgang 1904 fehlt.

131 Ausnahme: Jahrgang 1905/06, siehe Eduard Fischer [u.a.] (Hrsg.), *Jahrbuch des Bukowiner Landes-Museums*, 13. und 14. Jahrgang (1905–1906), Czernowitz 1908.

132 Für eine Auflistung aller Beiträge, siehe Anhang, Tab. 1.

zumeist auch in anderen Funktionen im Museumsverein und Kuratorium vertreten. Die meisten Beiträge wurden von Carl A. Romstorfer (Regierungsrat, Architekt, Professor/Direktor an der k. k. Staats-Gewerbeschule in Czernowitz, Gründer des Museums, langjähriger Schriftführer und Kassaverwalter und k.k. Konservator für die Bukowina), Dr. Johann Polek (Custos an der Universitätsbibliothek in Czernowitz, langjähriger Museumsleiter und k.k. Konservator) und Dr. Raimund Friedrich Kaindl (Universitätsprofessor in Czernowitz) verfasst.

Ein thematischer Schwerpunkt betrifft landeskundliche Themen. Kaindl verfasste zwei Beiträge unter dem Titel „Kleine Beiträge zur Kunde der Bukowina“¹³³. Polek widmete sich in drei Beiträgen den Lippowanern¹³⁴ sowie den Zigeunern in der Bukowina.¹³⁵ Einige Abhandlungen befassen sich mit geschichtlichen Aspekten.¹³⁶ Vier Beiträge in den Berichten zwischen 1894 und 1896 widmen sich der Monarchie bzw. dem Verhältnis der Monarchen zur Bukowina.¹³⁷ Überdies werden religiöse Aspekte diskutiert.¹³⁸ Weitere Beiträge kreisen um das Thema Münzen¹³⁹ – nicht ungewöhnlich, in Anbetracht der umfangreichen Ausstellungsstücke an Münzen.

In nahezu jedem Jahresbericht findet sich zudem eine Dokumentation über aktuelle Forschungsarbeiten. Carl A. Romstorfer schreibt von 1897 bis 1903 jährlich über den

-
- 133 Raimund F. Kaindl, Kleine Beiträge zur Kunde der Bukowina. Erste Folge, in: Jahrbuch des Bukowiner Landes-Museums, 5. Jahrgang (1897), Konstantin Mandyczewski (Hrsg.), Czernowitz 1897; Raimund F. Kaindl, Kleine Beiträge zur Kunde der Bukowina. Zweite Folge, in: Jahrbuch des Bukowiner Landes-Museums, 7. Jahrgang (1899), Konstantin Mandyczewski (Hrsg.), Czernowitz 1900.
- 134 Johann Polek, Die Lippowaner in der Bukowina. I. Geschichte ihrer Ansiedlung, in: Jahrbuch des Bukowiner Landes-Museums, 4. Jahrgang (1896), Konstantin Mandyczewski (Hrsg.), Czernowitz 1896; Johann Polek, Die Lippowaner in der Bukowina. II. Religion und Kirchenwesen, in: Jahrbuch des Bukowiner Landes-Museums, 6. Jahrgang (1898), Konstantin Mandyczewski (Hrsg.), Czernowitz 1898; Johann Polek, Die Lippowaner in der Bukowina. III. Sitten und Gebräuche, in: Jahrbuch des Bukowiner Landes-Museums, 7. Jahrgang (1899), Konstantin Mandyczewski (Hrsg.), Czernowitz 1900.
- 135 Johann Polek, Die Zigeuner in der Bukowina, in: Jahrbuch des Bukowiner Landes-Museums, 13. und 14. Jahrgang (1905–1906), Eduard Fischer (Hrsg.), Czernowitz 1908.
- 136 U.a. P. Reinecke, Skythische Alterthümer in der Bukowina, in: Jahrbuch des Bukowiner Landes-Museums, 4. Jahrgang (1896), Konstantin Mandyczewski (Hrsg.), Czernowitz 1896; Josef Fleischer, Zur Geschichte von Suczawa, in: Jahrbuch des Bukowiner Landes-Museums, 4. Jahrgang (1896), Konstantin Mandyczewski (Hrsg.), Czernowitz 1896; Carl A. Romstorfer, Ältere Vertheidigungsanlagen in der Bukowina, in: Jahrbuch des Bukowiner Landes-Museums, 3. Jahrgang (1895), Konstantin Mandyczewski (Hrsg.), Czernowitz 1895.
- 137 Johann Polek, Die Anfänge des k. k. Staatsgestüts Radautz, in: Jahrbuch des Bukowiner Landes-Museums, 2. Jahrgang (1894), Eugen Maximowicz (Hrsg.), Czernowitz 1894; Johann Polek, Joseph's II. Reisen nach Galizien und der Bukowina und ihre Bedeutung für letztere Provinz, in: Jahrbuch des Bukowiner Landes-Museums, 3. Jahrgang (1895), Konstantin Mandyczewski (Hrsg.), Czernowitz 1895; Daniel Werenka, Über die Grenzregulierung der Bukowina zur Zeit der Vereinigung mit Österreich, in: Jahrbuch des Bukowiner Landes-Museums, 3. Jahrgang (1895), Konstantin Mandyczewski (Hrsg.), Czernowitz 1895; Raimund F. Kaindl, Kaiser Josef II. in seinem Verhältnisse zur Bukowina, in: Jahrbuch des Bukowiner Landes-Museums, 4. Jahrgang (1896), Konstantin Mandyczewski (Hrsg.), Czernowitz 1896.
- 138 u.a. E. Maximowicz, Christustypus in der byzantinischen Kunst, in besonderer Berücksichtigung der heimischen Kirchenmalerei, vgl.: *Bukowinaer Rundschau*, 15.10.1893, XII. Jg., Nr. 1368, S. 5; Johann Polek, Das Entstehen und die Entwicklung der evangelischen Pfarrgemeinde in Czernowitz, in: Jahrbuch des Bukowiner Landes-Museums, 5. Jahrgang (1897), Konstantin Mandyczewski (Hrsg.), Czernowitz 1897.
- 139 Eduard Fischer, Beitrag zur Münzkunde des Fürstenthumes Moldau, in: Jahrbuch des Bukowiner Landes-Museums, 9. Jahrgang (1901), Konstantin Mandyczewski (Hrsg.), Czernowitz 1901; Johann Polek, Die ehemalige russische Münzstätte in Sadagora, in: Jahrbuch des Bukowiner Landes-Museums, 2. Jahrgang (1894) Eugen Maximowicz (Hrsg.), Czernowitz 1894; in: *Bukowinaer Rundschau*, 15.10.1893, XII. Jg., Nr. 1368, S. 5 findet sich der Hinweis auf eine „Abhandlung über das Münzen- und Antiquitätenecabine an der Uni Czernowitz“.

Fortschritt der Forschungsarbeiten am Wojewodenschlosse in Suczawa¹⁴⁰, außerdem über Rekonstruktionen an Kirchenbauten.¹⁴¹ Es scheint eine Zusammenarbeit zwischen dem Landesmuseum und der k.k. Central-Commission¹⁴² gegeben zu haben. Schließlich wurde in den Berichten die Liste der Konservatoren und Korrespondenten der Central-Commission für die Bukowina angeführt; für das Jahr 1893 sind die drei Konservatoren als Mitglieder für das Kuratorium des Museums genannt; außerdem werden in den Jahrbüchern Auszüge aus den Mitteilungen der Central-Commission abgedruckt, die die Bukowina betreffen.

Im Verlauf der Jahre ändern sich die Themen der veröffentlichten Beiträge nicht. Die Konstante bildet nach wie vor die Bukowina. Während im ersten Jahr noch sieben Aufsätze zu zählen sind, pendelte sich im Verlauf die Anzahl bei vier oder fünf Beiträgen ein; lediglich der zehnte Jahrgang und der Doppeljahrgang 13/14 bestanden aus gerade mal drei Beiträgen. Das Redaktionsteam veränderte sich ebenfalls kaum – mindestens drei der vier Vertreter waren Kuratoriums-Mitglieder, lange Zeit war Carl A. Romstorfer als Schriftführer beteiligt.

Mit Blick auf Werdegang der Autoren und Funktionäre des Vereins zeichnet sich deutlich ab, dass zumindest der Großteil der Personen, die sich für das Museum engagierten, dem Bildungsbürgertum zuzuordnen sind. Zu ihnen gehören, um einige zu nennen: Carl A. Romstorfer, k.k. Konservator, Gründer des Museums und langjähriger Schriftführer des Vereins sowie Redaktionsmitglied der Jahrbücher, besuchte die Realschule und die Technische Hochschule, ehe er als Architekt und Lehrer und in der Folge neun Jahre lang als Direktor der Staats-Gewerbeschule in Czernowitz tätig war.¹⁴³ Demeter Isopescul, Museumsleiter und k.k. Konservator, besuchte das Obergymnasium in Czernowitz, absolvierte die Lehramtsprüfung für Geographie und Geschichte in Wien und lehrte anschließend am Suczawaer Gymnasium. Über dreißig Jahre war er als Direktor der Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalt in Czernowitz tätig.¹⁴⁴ Johann

140 Carl A. Romstorfer, Die Forschungsarbeiten am alten Wojewodenschlosse, in: Jahrbuch des Bukowiner Landes-Museums, 5. Jahrgang (1897), Mandyczewski, Konstantin (Hrsg.), Czernowitz 1897; Carl A. Romstorfer, Bericht über die Forschungsarbeiten am alten Wojewodenschlosse in Suczawa, in: Jahrbuch des Bukowiner Landes-Museums, 6. Jahrgang (1898), Konstantin Mandyczewski (Hrsg.), Czernowitz 1898; Carl A. Romstorfer, Bericht über die Forschungsarbeiten am alten Wojewodenschlosse in Suczawa, in: Jahrbuch des Bukowiner Landes-Museums, 7. Jahrgang (1899), Konstantin Mandyczewski (Hrsg.), Czernowitz 1900; Carl A. Romstorfer, Die Forschungsarbeiten am Wojewodenschlosse in Suczawa im Jahre 1900, in: Jahrbuch des Bukowiner Landes-Museums, 8. Jahrgang (1900), Konstantin Mandyczewski (Hrsg.), Czernowitz 1900; Carl A. Romstorfer, Das alte Fürstenschloss in Suczawa. Bericht über die Forschungsarbeiten seit 1895, insbesondere im Jahre 1901, in: Jahrbuch des Bukowiner Landes-Museums, 9. Jahrgang (1901), Konstantin Mandyczewski (Hrsg.), Czernowitz 1901; Carl A. Romstorfer, Das alte Fürstenschloss in Suczawa. Bericht über die Forschungsarbeiten im Jahre 1902, in: Jahrbuch des Bukowiner Landes-Museums, 10. Jahrgang (1902), Konstantin Mandyczewski (Hrsg.), Czernowitz 1902; Carl A. Romstorfer, Das alte Fürstenschloss in Suczawa. Bericht über die im Jahre 1903 durchgeführten und hiedurch zum Abschlusse gebrachten Forschungsarbeiten, in: Jahrbuch des Bukowiner Landes-Museums, 11. Jahrgang (1903), Konstantin Mandyczewski (Hrsg.), Czernowitz 1904.

141 Carl A. Romstorfer, Reconstruction der Miroutzkirche in Suczawa. Bericht über die Arbeiten im Jahre 1898, in: Jahrbuch des Bukowiner Landes-Museums, 6. Jahrgang (1898), Mandyczewski, Konstantin (Hrsg.), Czernowitz 1898; Carl A. Romstorfer, Rekonstruktionen an gr.-ort. Kirchenbauten in der Bukowina, in: Jahrbuch des Bukowiner Landes-Museums, 9. Jahrgang (1901), Konstantin Mandyczewski (Hrsg.), Czernowitz 1901.

142 Heute: Bundesdenkmalamt.

143 Romstorfer, Carl A., in: Wer ist's? Unsere Zeitgenossen, Herrmann A. L. Degener (Hrsg.), Leipzig 1905, S. 709–710.

144 *Bukowinaer Post*, 5.5.1901, VIII. Jg., Nr. 1142, S. 4.

Polek, Museumsleiter, k.k. Konservator, Kuratoriums- und Redaktionsmitglied der Jahrbücher, studierte in Wien klassische Philologie; seit 1882 war er als Kustos an der Universitätsbibliothek Czernowitz tätig.¹⁴⁵ Konstantin Mandyczewski, Curatoriumsmitglied und Redaktionsmitglied der Jahrbücher, besuchte die Universitäten Czernowitz und Wien und schloss mit der Lehramtsprüfung ab; anschließend war er als Professor und Direktor tätig, sowie als Direktor der Czernowitzer Universitätsbibliothek.¹⁴⁶

Museum und Verein hatten für Stadt und Region eine nicht zu unterschätzende Bedeutung inne. Dies zeigt sich zum Einen in dem Unterstützungsansuchen des Bürgermeisters Anton Freiherr Kochanowski von Stawczan vom 27. April 1892, veröffentlicht in der *Bukowinaer Rundschau*, in dem er „die Bewohner der Landeshauptstadt Czernowitz [ersucht], die Zwecke des gedachten Vereines in jeder Weise und bei jeder sich bietenden Gelegenheit nach bestem Können zu fördern“¹⁴⁷. Zum anderen kann dies aus der Vielzahl an Beiträgen, die in der *Bukowinaer Rundschau*, der *Bukowinaer Post* und der *Czernowitzer Allgemeine Zeitung* erschienen sind, geschlossen werden. Darunter befinden sich ausführliche Beiträge über die Rechenschaftsberichte, Jahrbücher, Hauptversammlungen und Kuratoriumssitzungen; des Weiteren kurze Berichte über eingelangte Spenden, Informationen zu den Ausstellungen oder die Frequenz der Besucher.

Dies belegen auch die zahlreichen Spenden für das Museum. Der überwiegende Anteil ist den öffentlichen Institutionen zu verdanken, hier vor allem dem k.k. Unterrichtsministerium und dem Bukowinaer Landtag. Das Unterrichtsministerium überwies dabei jährlich einen Betrag von 2.000 Kronen (seit 1901).¹⁴⁸ Vom Landtag wurden anfänglich 300 Gulden beigesteuert, später erfolgte eine Aufstockung auf 800 Kronen.¹⁴⁹ Die Bukowinaer Sparkasse unterstützte das Museum mit höheren Beträgen, im ersten Berichtsjahr mit 500 Gulden,¹⁵⁰ zumeist aber mit 200 Kronen.¹⁵¹ Die zwei Zimmer für die Unterbringung des Museums wurden vom erzbischöflichen Konsistorium bereitgestellt. Auch Privatpersonen traten als Spender in Form von monetären Zuwendungen¹⁵² oder durch Spenden von Ausstellungsobjekten in Erscheinung.¹⁵³

145 E. Beck, Polek Johann, in: Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950, Bd. 8, Wien 1980, S. 175–176.

146 E. Beck, Mandyczewski Konstantin, in: Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950, Bd. 6, Wien 1973, S. 49.

147 *Bukowinaer Rundschau*, 19.6.1892, XI. Jg., Nr. 1150, S. 2.

148 U.a. *Bukowinaer Post*, 22.5.1902, IX. Jg., Nr. 1302, S. 2; *Bukowinaer Rundschau*, 25.6.1903, XXII. Jg., Nr. 4228, S. 3–4; *Bukowinaer Post*, 27.6.1905, 12. Jg., Nr. 1780, S. 3; *Bukowinaer Rundschau*, 6.1.1907, XXVI. Jg., Nr. 5274, S. 2–3; *Czernowitzer Allgemeine Zeitung*, 31.12.1909, Nr. 1789, S. 3–4.

149 U.a. *Bukowinaer Rundschau*, 9.3.1895, XIV. Jg., Nr. 1782, S. 1–2; *Bukowinaer Rundschau*, 12.2.1896, XV. Jg., Nr. 2059, S. 2–3; *Bukowinaer Post*, 22.5.1902, IX. Jg., Nr. 1302, S. 2; *Bukowinaer Rundschau*, 25.6.1903, XXII. Jg., Nr. 4228, S. 3–4. Die Währungsumstellung von Gulden auf Kronen erfolgte im Jahr 1892; Gulden und Kronen konnten noch bis 1900 parallel verwendet werden.

150 *Bukowinaer Rundschau*, 30.3.1893, XII. Jg., Nr. 1272, S. 5.

151 *Bukowinaer Rundschau*, 25.6.1903, XXII. Jg., Nr. 4228, S. 3–4; *Bukowinaer Post*, 27.6.1905, 12. Jg., Nr. 1780, S. 3; *Bukowinaer Rundschau*, 6.1.1907, XXVI. Jg., Nr. 5274, S. 2–3; *Czernowitzer Allgemeine Zeitung*, 24.12.1907, Nr. 1187, S. 3.

152 *Bukowinaer Post*, 8.4.1894, Nr. 60, S. 2–3; *Bukowinaer Post*, 22.5.1902, IX. Jg., Nr. 1302, S. 2; *Czernowitzer Allgemeine Zeitung*, 24.12.1907, Nr. 1187, S. 3.

153 U.a. *Bukowinaer Post*, 8.4.1894, Nr. 60, S. 2–3.

In einem Zeitungsartikel aus dem Jahr 1903 von Hermann Mittelmann kommt allerdings deutlich zum Ausdruck, dass die Bevölkerung noch nicht jene erwünschte Begeisterung für das Museum und „wahre[r] Heimatsliebe“ verspürt, wie sie in anderen Städten, in denen bereits Museumsgründungen erfolgt waren, entwickelt hat. Mittelmann erhebt

„Anklage gegen alle gebildeten Stände unserer lieben Bukowina“ über die Geringschätzung am Museum. Dem nicht genug, beendet er seinen Beitrag mit folgender Kritik: Gegenstände, so Mittelmann weiter, die für das Museum wichtig sind, werden verkauft und sind in anderen Museen zu finden: „Das Geschäft steht ihnen [Anm.: der Bevölkerung] höher, als die Liebe zum Heimatlande. [...] Das ist die Verletzung eines der heiligsten Pflichten, das ist kein Landespatritismus.“¹⁵⁴

In diesen Worten kommt unmissverständlich zum Ausdruck, wofür die Gründung des Landesmuseums beabsichtigt war: zur Stärkung und Vertiefung der Identität.

5. Zusammenfassung

Das 19. Jahrhundert, von Lichtenberger bezeichnet als das „Jahrhundert des technischen Städtebaus“¹⁵⁵, ist in der europäischen Städteplanung geprägt vom Infrastrukturausbau. Diesbezüglich war beabsichtigt, das Gemeinwohl zu stärken. Auch in Czernowitz, seit 1775 Teil der Habsburgermonarchie und im Jahr 1849 zur Landeshauptstadt des Herzogtums Bukowina erhoben, sind diese Entwicklungen zu verfolgen. Welche Auswirkungen die Bauinitiativen auf das soziale Leben der Bevölkerung von Czernowitz hatten, war anhand von drei Beispielen – Rathaus, Bahnhof und Landesmuseum – Gegenstand der Untersuchungen.

Das Rathausgebäude konnte im Jahr 1848 fertiggestellt werden. Bürgermeister und Gemeinderäte aus unterschiedlichen sozialen, religiösen und politischen Gruppen zeugen von der multikulturellen Bevölkerung in Czernowitz. Direkt an das Gebäude ist das, um die Jahrhundertwende im Stil der Wiener Sezession erbaute, Sparkassengebäude angesiedelt. Die Errichtung dieses Gebäudes begünstigte in weiterer Folge den Einzug des Jugendstils an zahlreichen weiteren Bauwerken. Der Ringplatz im Vordergrund des Rathauses war Veranstaltungsort für Amtseinführungen der Bürgermeister, für Huldigungen oder für Empfänge von Persönlichkeiten wie jene von Kaiser Franz Joseph und Kronprinz Rudolf. Ebenso wurden Markttage regelmäßig abgehalten. Die Mischung aus Hotels, Restaurants und Cafés, Verwaltungs- und anderen öffentlichen Einrichtungen sowie Einkaufsläden unterstreichen die Zentrumsfunktion des Ringplatzes als Ort der Kommunikation und des Zusammenkommens.

Der Einzug der Eisenbahn mit dem Bau des Bahnhofgebäudes und der Eröffnung der Strecke Lemberg–Czernowitz im Jahr 1866 war nicht nur für die Österreichisch-Ungarische Monarchie aus strategischer und wirtschaftlicher Sicht von Bedeutung. Der

154 *Bukowinaer Post*, 1.2.1903, X. Jg., Nr. 1410, S. 2.

155 Lichtenberger, *Die Stadt*, S. 134.

Anschluss von Czernowitz und der Bukowina an den Westen der Monarchie und an das Zentrum Wien wurde dadurch erleichtert, der wirtschaftliche Aufschwung ermöglicht.

Das Bukowinaer Landesmuseum, das zuerst in der erzbischöflichen Residenz, anschließend in der Liliengasse im Gewerbemuseum untergebracht war, konnte sich hingegen aus Geldmangel nicht in einem eigenen Gebäude (re)präsentieren. Zentral ist das Interesse an der Erforschung der Bukowina in historischer, landeskundlicher, kultureller und religiöser Hinsicht. Getragen wurde das Museum vom Museumsverein auf Initiative privater Bürger und Bürgerinnen der gebildeten Schicht. Aufgrund von Initiativen Einzelner wurde die Idee des Gemeinsamen nach einer eigenen Identität laut.

Wie gezeigt werden konnte, ist Identität das entscheidende und verbindende Element der genannten öffentlichen Einrichtungen; alle drei versuchen jedoch dieses Vorhaben auf unterschiedlichen Ebenen und auf verschiedenen Wegen zu erreichen. Das Rathausgebäude, eine verwaltungstechnische Institution, beabsichtigte, auf kommunaler Ebene das Gemeinschaftsgefüge und Zugehörigkeitsgefühl zur Stadt Czernowitz zu fördern und zu stärken. Mit der Errichtung der Eisenbahn sollte dies auf staatlicher Ebene ermöglicht werden. Die Länder der Monarchie rückten somit in politischer, ökonomischer, kultureller und sozialer Hinsicht zusammen, vor allem aber näher an das Zentrum Wien heran. Das Landesmuseum wiederum ist einer privaten Initiative aus Bürgern und Bürgerinnen der Bildungsschicht zu verdanken. Durch die thematische Ausrichtung auf die Bukowina wurde versucht, das Gemeinschaftsgefühl in einem kulturell sehr vielseitig geprägten Teil der Monarchie zu festigen.

Diese Erkenntnisse legen eine Einordnung in das Konzept von Benedict Anderson¹⁵⁶ nahe, in dem er eine Nation als „imagined community“ bezeichnet. Diese basiere nicht – im Gegensatz zu aktiven Gemeinschaften – auf einer alltäglichen Interaktion der Mitglieder. Eine imagined community werde von all jenen gebildet, die sich als Teil der Gemeinschaft sehen. Den aufkommenden Nationalismus begründet Anderson mit der Kombination aus Kapitalismus, Buchdruck und weltlichen Sprachen. Anstelle der offiziellen Staatssprachen wurde zunehmend in Volkssprachen gedruckt und dies in hohen Auflagenzahlen.¹⁵⁷

Obgleich die hier exemplarisch vorgestellten Einrichtungen nicht explizit im Konzept Andersons enthalten sind, ist doch verbindend festzustellen, dass sie auf demselben Prinzip aufbauen. Nämlich – jeweils auf unterschiedlichen räumlichen Ebenen – auf einer Gemeinschaft zwischen Personen, die sich nicht in direktem Austausch miteinander befinden. Das Rathaus als politisch-administratives Identitätszentrum, der Bahnhof als Verbindungselement zum Herrschaftszentrum und das Landesmuseum als Versuch, das Gemeinsame in der kulturell sehr vielfältig geprägten Bukowina zu finden.

Angesichts der kulturellen Vielfalt und der wechselvollen Geschichte der Bukowina – als Teil der Habsburgermonarchie, Rumäniens, der Sowjetunion und schließlich der

156 Benedict Anderson, 1936–2015, Politikwissenschaftler.

157 Benedict Anderson, Imagined Communities. Nationalism's cultural roots, in: The Cultural Studies Reader, Simon During (Hrsg.), London-New York 2007, S. 253–263.

Ukraine – wären weitere Untersuchungen zum Bedeutungswandel der institutionellen Einrichtungen im Kontext von Andersons Konzept der imagined communities sehr aufschlussreich.

6. Quellen

6.1 Zeitungen

Bukowinaer Post, 16. März 1899, VI. Jg., Nr. 817.

Bukowinaer Post, 1.2.1903, X. Jg., Nr. 1410.

Bukowinaer Rundschau, 3.6.1898, XVII. Jg., Nr. 2743.

Bukowinaer Post, 26.5.1904, XI. Jg., Nr. 1612.

Bukowinaer Post, 8.4.1894, Nr. 60.

Bukowinaer Post, 28.2.1897, Nr. 504.

Bukowinaer Post, 16.3.1899, VI. Jg., Nr. 817.

Bukowinaer Post, 5.5.1901, VIII. Jg., Nr. 1142.

Bukowinaer Post, 22.5.1902, IX. Jg., Nr. 1302.

Bukowinaer Post, 3.5.1903, X. Jg., Nr. 1448.

Bukowinaer Post, 1.6.1905, XII. Jg., Nr. 1770.

Bukowinaer Post, 27.6.1905, 12. Jg., Nr. 1780.

Bukowinaer Post, 2.12.1909, 17. Jg., Nr. 2468.

Bukowinaer Post, 22.1.1914, 21. Jg., Nr. 3097.

Bukowinaer Rundschau, 7.7.1887, VI. Jg., Nr. 386.

Bukowinaer Rundschau, 10.7.1887, VI. Jg., Nr. 387.

Bukowinaer Rundschau, 17.5.1891, X. Jg., Nr. 981.

Bukowinaer Rundschau, 24.3.1892, XI. Jg., Nr. 1115.

Bukowinaer Rundschau, 19.6.1892, XI. Jg., Nr. 1150.

Bukowinaer Rundschau, 30.3.1893, XII. Jg., Nr. 1272.

Bukowinaer Rundschau, 16.5.1893, XII. Jg., Nr. 1292.

Bukowinaer Rundschau, 9.3.1895, XIV. Jg., Nr. 1782.

Bukowinaer Rundschau, 30.3.1895, XIV. Jg., Nr. 1799.

Bukowinaer Rundschau, 12.2.1896, XV. Jg., Nr. 2059.

Bukowinaer Rundschau, 23.2.1898, XVII. Jg., Nr. 2661.

Bukowinaer Rundschau, 13.4.1900, XIX. Jg., Nr. 3294.

Bukowinaer Rundschau, 25.6.1903, XXII. Jg., Nr. 4228.

Bukowinaer Rundschau, 6.1.1907, XXVI. Jg., Nr. 5274.

Czernowitzer Allgemeine Zeitung, 1.1.1904, Nr. 4.

Czernowitzer Allgemeine Zeitung, 15.3.1905, Nr. 363.

Czernowitzer Allgemeine Zeitung, 6.4.1905, Nr. 381.

Czernowitzer Allgemeine Zeitung, 13.4.1905, Nr. 387.

Czernowitzer Allgemeine Zeitung, 30.4.1907, Nr. 991.

Czernowitzer Allgemeine Zeitung, 24.12.1907, Nr. 1187.

Czernowitzer Allgemeine Zeitung, 31.12.1909, Nr. 1789.

Czernowitzer Allgemeine Zeitung, 4.1.1913, Nr. 2776.

Die Presse, 16.9.1880, 33. Jg., Nr. 257.

Neue Freie Presse. Abendblatt, 3.9.1866, Nr. 723.

Wiener Zeitung, 1.9.1866, Nr. 216.

6.2 *Jahrbücher des Landesmuseums*

Bukowinaer Rundschau, 15.10.1893, XII. Jg., Nr. 1368, S. 5.

Fischer, Eduard [u.a.] (Hrsg.), *Jahrbuch des Bukowiner Landes-Museums*, 13. und 14. Jahrgang (1905–1906), Czernowitz 1908.

Mandyczewski, Konstantin [u.a.] (Hrsg.), *Jahrbuch des Bukowiner Landes-Museums*, Jahrgänge 3–11, Czernowitz 1895–1904.

Maximowicz Eugen [u.a.] (Hrsg.), *Jahrbuch des Bukowiner Landes-Museums*, 2. Jahrgang (1894), Czernowitz 1894.

6.3 *Rechtsquellen*

Concessionsurkunde vom 15. Mai 1867, für die k. k. priv. Lemberg-Czernowitzer Eisenbahn-Gesellschaft, zum Bau und Betrieb einer Locomotiv-Eisenbahn von Czernowitz nach Suczawa, in: *Reichsgesetzblatt für das Kaiserthum Österreich*, Jahrgang 1867, XXXV. Stück, Nr. 85, S. 179–185.

Gesetz vom 11. Jänner 1864, in Betreff der Vergünstigungen für die Unternehmung der Lemberg-Czernowitzer Eisenbahn, in: *Reichsgesetzblatt für das Kaiserthum Österreich*, Jahrgang 1864, II. Stück, Nr. 5, S. 19–26.

7. Literatur

Anderson, Benedict, *Imagined Communities. Nationalism's cultural roots*, in: *The Cultural Studies Reader*, Simon During (Hrsg.), London/New York 2007³, S. 253–263.

Baedeker, Karl, *Österreich-Ungarn. Handbuch für Reisende*, Leipzig 1898²⁵.

Baedeker, Karl, *Österreich-Ungarn nebst Cetinje, Belgrad, Budapest*, Leipzig 1910²⁸.

Beck, E., Polek Johann, in: *Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950*, Bd. 8, Wien 1980, S. 175–176.

Beck, E., Mandyczewski Konstantin, in: *Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950*, Bd. 6, Wien 1973, S. 49.

Bilenkova, Svitlana, *Jugendstil in Czernowitz. Eine Topographie der Schönheit* (Czernowitzer Kleine Schriften 12), aus dem Ukrainischen übersetzt von Juri Kyjko, Wien 2002.

Braun, Helmut (Hrsg.), *Czernowitz. Die Geschichte einer untergegangenen Kulturmetropole*, Berlin 2006².

Erzherzog Rudolf (Hrsg.), *Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild. Bukowina*, Bd. 20, Wien 1899 [<http://austria-forum.org/web-books/kpwde20de1899onb/ev00001>].

Hausleitner, Mariana, *Eine wechselvolle Geschichte. Die Bukowina und die Stadt Czernowitz vom 18. bis zum 20. Jahrhundert*, in: *Czernowitz. Die Geschichte einer untergegangenen Kulturmetropole*, Helmut Braun (Hrsg.), Berlin 2006², S. 31–81.

Heiderich, Franz, *Verkehrsgeographische Studien zu einer Isochronenkarte der Österreichisch-ungarischen Monarchie*, Wien 1912.

Lang, Raimund, *Czernowitz. Ein historischer Stadtführer* (Czernowitzer Kleine Schriften 2), Wien 2004⁹.

Lang, Raimund, *Czernowitz in alten Ansichten. 29 alte Postkarten aus der Sammlung Eduard Kasparides München* (Czernowitzer Kleine Schriften 5), Wien 2001².

Lichtenberger, Elisabeth, *Die Stadt. Von der Polis zur Metropolis*, Darmstadt 2002.

Kaindl, Raimund Friedrich, *Geschichte von Czernowitz von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart*, Czernowitz 1908. Nachdruck 2005.

Kristan, Markus, Hubert Gessner. *Architekt zwischen Kaiserreich und Sozialdemokratie 1871–1943*, Gabriela Gantenbein (Hrsg.), Wien 2011.

Kubinsky, Mihály, *Bahnhöfe Europas. Ihre Geschichte, Kunst und Technik*, Stuttgart 1969.

Kupka, P. F., *Die Eisenbahnen Österreich-Ungarns 1822–1867*, Leipzig 1888.

Matis, Herbert, *Die Wirtschaft der franzisko-josephinischen Epoche*, in: *Die Wirtschaftsgeschichte Österreichs*, Institut für Österreichkunde (Hrsg.), Wien 1971, S. 151–184.

Moravánszky, Ákos, Die Architektur der Donaumonarchie, aus dem Ungarischen von Marina Annus, Berlin 1988.

Neuner, Bernhard, Bibliographie der österreichischen Eisenbahnliteratur von den Anfängen bis 1918, Bd. 2, Wien 2002.

Romstorfer, Karl A., in: Wer ist's? Unsere Zeitgenossen, Herrmann A. L. Degener (Hrsg.), Leipzig 1905, S. 709–710.

Reisinger, Klaus, Österreichs Eisenbahnwesen als Bindeglied zwischen Zentraleuropa und den Balkanländern, in: Der Weg führt über Österreich... Zur Geschichte des Verkehrs- und Nachrichtenwesens von und nach Südosteuropa (18. Jahrhundert bis zur Gegenwart), Harald Heppner (Hrsg.) (Zur Kunde Südosteuropas), Wien-Köln-Weimar 1996, S. 107–142.

Rumpler, Helmut/Scharr, Kurt/Ungureanu, Constantin (Hrsg.), Der Franziszeische Kataster im Kronland Bukowina Czernowitzer Kreis (1817 – 1865). Statistik und Katastral-mappen, Wien-Köln-Weimar 2015.

Scharr, Kurt, Die Landschaft Bukowina. Das Werden einer Region an der Peripherie 1774–1918, Wien-Köln-Weimar 2010.

Wiglitzky, Hubert, Gewerbe, Industrie, Handel und Verkehr, in: Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild. Bukowina, Bd. 20, Erzherzog Rudolf (Hrsg.), Wien 1899, [<http://austria-forum.org/web-books/kpwde20de1899onb/ev00001>], S. 515–532.

Österreichische Nationalbibliothek, AKON. Ansichtskarten Online, Czernowitz – Rathaus, Verlag Gross, [http://akon.onb.ac.at/#id=AKON_AK069_163], eingesehen 25.6.2016.

Österreichische Nationalbibliothek, AKON. Ansichtskarten Online, Czernowitz – Erzbischöfliche Residenz, Verlag Tennenbaum, [http://akon.onb.ac.at/#id=AKON_AK016_557], eingesehen 16.7.2016.

Österreichische Nationalbibliothek, ANNO. Historische Zeitungen und Zeitschriften, o. D. [<http://anno.onb.ac.at/index.htm>].

Reitterer, Hubert, Ofenheim von Pontouxin, Viktor, in: Neue Deutsche Biographie, Bd. 19, [Onlinefassung] 1999, [<https://www.deutsche-biographie.de/sfz73225.html#ndbcontent>], eingesehen 12.7.2016.

Scheidl, Inge, Hubert Johann Gessner, 15.9.2008, [<http://www.architektenlexikon.at/de/166.htm>], eingesehen: 25.6.2016.

8. **Abbildungsverzeichnis**

Abbildung 1: Schematische Darstellung der Gebäudenutzung am Ringplatz; eigene Darstellung.

9. Anhang

Tab. 1: Beiträge der Jahrbücher, sortiert nach Autoren.

Jahrgang		Autor, Beruf
		Beiträge
		Leonidas Bodnarescu , Pfarrer, Publizist
11	1903	Einige Weihnachts- und Neujahrs-Bräuche der Rumänen
13/14	1905/06	Einige Osterbräuche der Rumänen
		Eduard Fischer , k. k. Gendarmerie-Rittmeister
9	1901	Beitrag zur Münzkunde des Fürstenthumes Moldau. Vorwort
10	1902	Kozmin zur Geschichte des polnisch-moldauischen Krieges im Jahre 1497
13/14	1905/06	Die Wehrmacht der Moldau zur Zeit Stephans des Großen. Eine militärisch-historische Skizze
		Josef Fleischer , Gymnasiallehrer / Professor in Pomerla
4	1896	Zur Geschichte von Suczawa
8	1900	Zur Geschichte der Stadt Suciava
		Dr. Raimund Friedrich Kaindl , Universitätsprofessor, später Rektor
1	1893	Bisherige Beziehungen der Wiener Anthropologischen Gesellschaft zur Bukowina; Tätigkeit des bisherigen Bukowiner Landesmuseums, Museumsverein
2	1894	Der rumänische archäologische Verein in der Bukowina
4	1896	Kaiser Josef II. in seinem Verhältnisse zur Bukowina
5	1897	Kleine Beiträge zur Kunde der Bukowina. Erste Folge
6	1898	Zur Geschichte der Bukowina im Jahre 1849.
7	1800	Kleine Beiträge zur Kunde der Bukowina. Zweite Folge
8	1900	Zuczaka. Beiträge zur Geschichte des Bukowiner Religionsfondes
		Prof. E. Maximowicz , Diözesenmaler
1	1893	Christustypus in der byzantinischen Kunst, in besonderer Berücksichtigung der heimischen Kirchenmalerei
		Dr. Johann Polek , Custos der k.k. Universitäts-Bibliothek in Czernowitz
1	1893	Rückblick auf die Forschungen zur Landes- und Volkskunde der Bukowina seit 1773
1	1893	Ortschaftsverzeichnis der Bukowina aus dem Jahre 1775
2	1894	Die ehemalige russische Münzstätte in Sadagora

- | | | |
|-------|---------|--|
| 2 | 1894 | Die Anfänge des k. k. Staatsgestütes Radautz |
| 3 | 1895 | Joseph's II. Reisen nach Galizien und der Bukowina und ihre Bedeutung für letztere Provinz |
| 4 | 1896 | Die Lippowaner in der Bukowina. I. Geschichte ihrer Ansiedlung |
| 5 | 1897 | Das Entstehen und die Entwicklung der evangelischen Pfarrgemeinde in Czernowitz |
| 5 | 1897 | (Hrsg.) Topographische Beschreibung der Bukowina, Major Friedrich von Mieg |
| 6 | 1898 | Die Lippowaner in der Bukowina. II. Religion und Kirchenwesen |
| 7 | 1899 | Die Lippowaner in der Bukowina. III. Sitten und Gebräuche |
| 8 | 1900 | Die Vereinigung der Bukowina mit Galizien im Jahre 1786 |
| 9 | 1901 | Das armenische Kloster Zamka bei Suczawa in der Bukowina |
| 10 | 1902 | Die Huldigung der Bukowina |
| 11 | 1903 | Weinhandel und Weinbau in der Bukowina |
| 13/14 | 1905/06 | Die Zigeuner in der Bukowina |

Dr. Richard Pribram, Professor der Chemie an der Universität Czernowitz

- | | | |
|----|------|--|
| 11 | 1903 | Chemische Untersuchung der Arsenquelle zu Dorna-Sara in Rumänien |
| 11 | 1903 | Chemische Untersuchung der Mineralquellen von Dorna-Kandreny in der Bukowina |

P. Reinecke, Berlin

- | | | |
|---|------|--|
| 4 | 1896 | Skythische Alterthümer in der Bukowina |
|---|------|--|

Carl A. Romstorfer, Architekt, k.k. Conservator

- | | | |
|----|------|---|
| 3 | 1895 | Ältere Vertheidigungsanlagen in der Bukowina |
| 5 | 1897 | Die Forschungsarbeiten am alten Wojewodenschlosse |
| 6 | 1898 | Bericht über die Forschungsarbeiten am alten Wojewodenschlosse in Suczawa |
| 6 | 1898 | Reconstruction der Miroutzkirche in Suczawa. Bericht über die Arbeiten im Jahre 1898 |
| 7 | 1899 | Bericht über die Forschungsarbeiten am alten Wojewodenschlosse in Suczawa |
| 7 | 1899 | Schloss Neamtu und einige Klosteranlagen in seiner Umgebung |
| 8 | 1900 | Die Forschungsarbeiten am Wojewodenschlosse in Suczawa im Jahre 1900 |
| 9 | 1901 | Das alte Fürstenschloss in Suczawa. Bericht über die Forschungsarbeiten seit 1895, insbesondere im Jahre 1901 |
| 9 | 1901 | Reconstructionen an gr.-ort. Kirchenbauten in der Bukowina |
| 10 | 1902 | Das alte Fürstenschloss in Suczawa. Bericht über die Forschungsarbeiten im Jahre 1902 |
| 11 | 1903 | Das alte Fürstenschloss in Suczawa. Bericht über die im Jahre 1903 durchgeführten und hiedurch zum Abschlusse gebrachten Forschungsarbeiten |

Prof. Wilhelm Schmidt

- | | | |
|---|------|--|
| 1 | 1893 | Zwei Kreuze. Archäologisch-vaterländisch-historische Reminiscenz |
| 2 | 1894 | Eine moldauische Sturmflagge dreihundertjähriger Vergangenheit |

Josef Szombathy, k. u. k. Custos am Naturhistorischen Hofmuseum in Wien

-
- | | | |
|---|------|---|
| 2 | 1894 | Prähistorische Recognoscierungstour nach der Bukowina im Jahre 1893 |
| 3 | 1895 | Zweite Recognoscierungstour in die Bukowina |
| 4 | 1896 | Zweite Recognoscierungstour in die Bukowina |

Dr. Daniel Werenka

-
- | | | |
|---|------|--|
| 3 | 1895 | Über die Grenzregulierung der Bukowina zur Zeit der Vereinigung mit Österreich |
|---|------|--|

Autor unbekannt

-
- | | | |
|---|------|---|
| 1 | 1893 | Münzen- und Antiquitätencabine an der Uni Czernowitz |
| 1 | 1893 | Zusammenstellung aus den „Mittheilungen und Berichten der k.k. Zentralcommission in Wien“, die sich auf die Bukowina beziehen |

9.1 Literaturhinweise zu den Jahrgängen

- | | | |
|---|------|---|
| 1 | 1893 | <i>Bukowinaer Rundschau</i> , 15.10.1893, XII. Jg., Nr. 1368, S. 5. |
|---|------|---|
-
- | | | |
|---|------|---|
| 2 | 1894 | Maximowicz, Eugen [u.a.] (Hrsg.): Jahrbuch des Bukowiner Landes-Museums, 2. Jahrgang (1894), Czernowitz 1894. |
|---|------|---|
-
- | | | |
|---|------|--|
| 3 | 1895 | Mandyczewski, Konstantin [u.a.] (Hrsg.): Jahrbuch des Bukowiner Landes-Museums, 3. Jahrgang (1895), Czernowitz 1895. |
|---|------|--|
-
- | | | |
|---|------|--|
| 4 | 1896 | Mandyczewski, Konstantin [u.a.] (Hrsg.): Jahrbuch des Bukowiner Landes-Museums, 4. Jahrgang (1896), Czernowitz 1896. |
|---|------|--|
-
- | | | |
|---|------|--|
| 5 | 1897 | Mandyczewski, Konstantin [u.a.] (Hrsg.): Jahrbuch des Bukowiner Landes-Museums, 5. Jahrgang (1897), Czernowitz 1897. |
|---|------|--|
-
- | | | |
|---|------|--|
| 6 | 1898 | Mandyczewski, Konstantin [u.a.] (Hrsg.): Jahrbuch des Bukowiner Landes-Museums, 6. Jahrgang (1898), Czernowitz 1898. |
|---|------|--|
-
- | | | |
|---|------|--|
| 7 | 1899 | Mandyczewski, Konstantin [u.a.] (Hrsg.): Jahrbuch des Bukowiner Landes-Museums, 7. Jahrgang (1899), Czernowitz 1900. |
|---|------|--|
-
- | | | |
|---|------|--|
| 8 | 1900 | Mandyczewski, Konstantin [u.a.] (Hrsg.): Jahrbuch des Bukowiner Landes-Museums, 8. Jahrgang (1900), Czernowitz 1900. |
|---|------|--|
-
- | | | |
|---|------|--|
| 9 | 1901 | Mandyczewski, Konstantin [u.a.] (Hrsg.): Jahrbuch des Bukowiner Landes-Museums, 9. Jahrgang (1901), Czernowitz 1901. |
|---|------|--|
-
- | | | |
|----|------|---|
| 10 | 1902 | Mandyczewski, Konstantin [u.a.] (Hrsg.): Jahrbuch des Bukowiner Landes-Museums, 10. Jahrgang (1902), Czernowitz 1902. |
|----|------|---|
-
- | | | |
|----|------|---|
| 11 | 1903 | Mandyczewski, Konstantin [u.a.] (Hrsg.): Jahrbuch des Bukowiner Landes-Museums, 11. Jahrgang (1903), Czernowitz 1904. |
|----|------|---|
-
- | | | |
|-------|---------|---|
| 13/14 | 1905/06 | Fischer, Eduard [u.a.] (Hrsg.): Jahrbuch des Bukowiner Landes-Museums, 13. und 14. Jahrgang (1905–1906), Czernowitz 1908. |
|-------|---------|---|
-

Michaela Seewald ist Absolventin der Geschichte (Bachelor), studentische Mitarbeiterin im Projekt „PREPUS – The Presence of the Past in Urban Space“ am Institut für Geschichtswissenschaften und Europäische Ethnologie sowie Studentin der Geographie an der Universität Innsbruck. Michaela.Seewald@student.uibk.ac.at

Zitation dieses Beitrages

Michaela Seewald, Rathaus – Bahnhof – Museum. Auswirkungen ausgewählter kommunaler und privater Einrichtungen auf das soziale Leben der Bevölkerung in Czernowitz zur Zeit der Habsburgermonarchie, in: *historia.scribere* 9 (2017), S. 169–196, [<http://historia.scribere.at>], 2016–2017, eingesehen 14.6.2017 (=aktuelles Datum).

Lobende Erwähnungen 2017

gesponsert von der Philosophisch-Historischen Fakultät und den Emeriti Reinhold Bichler, Hermann Kuprian, Franz Mathis, Brigitte Mazohl, Helmut Reinalter, Josef Riedmann, Rolf Steininger, Christoph Ulf sowie der Wagner'schen Buchhandlung

Studentischer Antisemitismus in Innsbruck (1918–1938)

Stefan Hechl

Kerngebiet: Zeitgeschichte

eingereicht bei: Ao. Univ.-Prof. Mag. Dr. Thomas Albrich

eingereicht im Semester: WS 2014/15

Rubrik: PS-Arbeit

Abstract

Anti-Semitism at the University of Innsbruck (1918–1938)

The following pro-seminar paper highlights anti-Semitism at the University of Innsbruck between 1918 and 1938. As such, it is mainly concerned with student societies, both "Burschenschaften" and Catholic societies. It will be shown that while these groups had some significant ideological differences, anti-Semitism proved to be a uniting factor. This paper will also trace the history of the student society leading up to the "Anschluss" in 1938 and provide evidence that anti-Semitic activities by "Burschenschaften" continued well into the second half of the 20th century.

1. Einleitung

Der Antisemitismus der Zwischenkriegszeit war ein Phänomen, welches die verschiedensten Gesellschaftsbereiche erfasste. Ein nicht unwesentlicher Aspekt des Antisemitismus war seine universitäre und studentische Ausprägung. Die zwei Haupt-Fragestellungen für diese Arbeit sind also jene nach den Trägern des studentischen Antisemitismus in Innsbruck und jene nach bestimmten Vorfällen und Aktionen antisemitischer Natur. Eng verknüpft mit der Thematik ist die Geschichte der Studentenverbindungen, welche in den folgenden Kapiteln beleuchtet werden soll und in den Kontext zum Antisemitismus der Zwischenkriegszeit gestellt werden wird.

Dazu wird es nötig sein, einige Jahrzehnte zurückzugehen und die Strukturen der Studentenverbindungen, deren frühe Auseinandersetzungen und Diskurse zum Antisemitismus sowie dessen frühe Auswüchse in Form von studentischen Protesten zu

untersuchen. Mit dem „Anschluss“ 1938 ändern sich die Vorzeichen grundlegend und die Studentenverbindungen spielen eine untergeordnete Rolle. Allerdings soll dann in einem kurzen Epilog auch die Geschichte der Studentenverbindungen im Zusammenhang mit Antisemitismus nach 1945 zusammengefasst werden, um den Fortbestand dieser rassistischen Ideologie zu verdeutlichen.

2. Die Situation an der Universität Innsbruck

Charakteristisch für die Universität Innsbruck in der Zwischenkriegszeit ist ein sogenannter „Antisemitismus ohne Juden“,¹ da im Vergleich etwa mit der Universität Wien, wo der Anteil bei etwa zehn Prozent lag,² die Anzahl an jüdischen Studierenden verschwindend gering war. Während sich die Gesamtanzahl an Studierenden in der Zwischenkriegszeit immer zwischen ca. 1.500 und 3.000 bewegte, waren zu keinem Zeitpunkt mehr als 1,5 Prozent davon Juden. 32 jüdische Studierende im Wintersemester 1932/33 waren – absolut gesehen – der Höchststand.³ Michael Gehler geht mit der Angabe dieser Zahlen von „jüdisch-konfessionellen“⁴ Hörern aus, doch im weiteren Verlauf dieser Arbeit wird sich zeigen, dass sich studentischer Antisemitismus nicht nur gegen praktizierende Jüdinnen und Juden richtete, sondern der Begriff „Jude“ auch für jene Personen angewandt wurde, deren Vorfahren jüdischen Glaubens gewesen waren. Wie kam es also, dass trotz des verschwindend geringen Anteils an jüdischen Studierenden an der Universität Innsbruck trotzdem antisemitische Aktionen vorkamen? Von essentieller Bedeutung sind hier die Studentenverbindungen, auf die im nachfolgenden Kapitel näher eingegangen wird. Diese Gruppierungen hatten in der Zwischenkriegszeit erheblichen Einfluss im universitären, aber auch im gesellschaftlichen Bereich. Nimmt man das Wintersemester 1930/31 als Beispiel, so kann man feststellen, dass beinahe 57 Prozent aller Studierenden der Universität Innsbruck einer Studentenverbindung angehörten,⁵ wobei es sich beim Terminus „Studentenverbindung“ um eine sehr inhomogene Gruppe handelt, die im Nachfolgenden kurz erläutert werden soll. Ein nicht unwesentlicher Faktor ist in diesem Zusammenhang auch der Anteil an sogenannten „reichsdeutschen“ Studenten an der Universität, die sich aktiv am Verbindungsleben beteiligten⁶ – so stammten beispielsweise im Sommersemester 1932 über die Hälfte aller Studenten aus dem Deutschen Reich.⁷

1 Simon Lukasser, *Deutschnationale Studentenverbindungen in Innsbruck vor und nach 1945. Zwischen Tradition und Rechtsextremismus*, Dipl., Innsbruck 2010, S. 27.

2 Für Wien gibt es keine gesicherten Zahlen – aus Propagandazwecken wurde der Anteil an jüdischen Studierenden wohl oft höher eingeschätzt. Jedenfalls dürfte der Anteil in der Zwischenkriegszeit um zehn Prozent betragen haben – ein hoher Prozentsatz im Vergleich zu Innsbruck. Eine Zusammenfassung verschiedener Schätzungen und Zählungen bietet Wolfgang Zaunbauer, *Studenten und Politik an der Universität Wien 1918–1934*, Dipl. Wien 2004, S. 48–50.

3 Michael Gehler, *Studenten und Politik. Der Kampf um die Vorherrschaft an der Universität Innsbruck 1918–1938* (Innsbrucker Forschungen zur Zeitgeschichte 6), Innsbruck 1990, S. 36–38.

4 Gehler, *Studenten und Politik*, S. 98.

5 Ebd., S. 40.

6 Michael Gehler, *Korporationsstudenten und Nationalsozialismus in Österreich. Eine quantifizierende Untersuchung am Beispiel der Universität Innsbruck 1918–1938*, in: Dietrich Heither/Michael Gehler et al, *Blut und Paukboden. Eine Geschichte der Burschenschaften*, Frankfurt am Main 1997, S. 131–158, hier S. 140–141.

7 Gehler, *Studenten und Politik*, S. 36.

Erwähnt werden muss an dieser Stelle auch die Deutsche Studentenschaft (DSt), ein Zusammenschluss der Studentenvertretungen an deutschen und österreichischen Hochschulen. Mitglieder werden konnten nur „Deutsche“. Diese Definition erfolgte nicht aufgrund der Staatsbürgerschaft, sondern anhand eines „volksbürgerschaftlichen“⁸ Prinzips, welches sich eben nicht am republikanischen Prinzip und an Staatsbürgerschaften orientierte, sondern eher Ähnlichkeiten zum nationalsozialistischen Rassendenken aufwies. Die „deutsche Volkszugehörigkeit“⁹, welche die DStI in ihren Statuten als Voraussetzung für die Aufnahme festlegte, steht also in enger Verbindung zu Anschlussgedanken in der Zwischenkriegszeit und zum Großdeutschtum, wie es heute noch ein Charakteristikum der österreichischen Burschenschaften ist. In den Statuten der DStI wurde auch eine explizit antisemitische Bestimmung aufgenommen: „[die Mitgliedschaft] allen vollmatrikulierten Hörern deutscher Abstammung und Muttersprache gewährt wird; Nichtdeutsche, also auch Juden sind von der Mitgliedschaft ausgeschlossen.“¹⁰

1919 hatten sich in Wien Vertreter der deutsch-nationalen und der katholischen Studentenverbindungen geeinigt, ein Wahlbündnis für die DSt-Wahlen einzugehen, nämlich mit den sogenannten „deutsch-arischen“ Listen, die auch in Innsbruck (wo man von der Deutschen Studentenschaft Innsbruck, also DStI, spricht) große Wahlerfolge feierten und daher von der Universitätsführung als Studierendenvertretung anerkannt wurden.¹¹

3. Studentenverbindungen – die Träger des studentischen Antisemitismus

Wie bereits erwähnt, spielen die Studentenverbindungen eine zentrale Rolle, wenn es darum geht, den studentischen Antisemitismus darzustellen. Sie bildeten nicht nur einen großen Teil der Studentenschaft, sondern führten auch gezielte Aktionen (wie Demonstrationen oder Proteste) durch und legten ihre antisemitische Haltung auch in Schriftstücken dar. Damals wie heute muss man bei der Betrachtung der Studentenverbindungen grundsätzlich zwischen zwei Arten von Verbindungen unterscheiden: die deutschnationalen Korporationen (manchmal auch als national-liberal bezeichnet) und die katholischen Verbindungen.¹²

3.1 Deutschnationale Verbindungen

Die deutschnationalen Verbindungen gliederten – beziehungsweise gliedern – sich im Wesentlichen in die Gattungen der Burschenschaften und der Corps. Die Corps, welche sich tendenziell aus den sozialen Oberschichten rekrutierten,¹³ waren eher gemäßigt,

8 Gerhard Oberkofler/Peter Goller, *Geschichte der Universität Innsbruck 1669–1945* (Rechts- und Sozialwissenschaftliche Reihe 14), Frankfurt am Main 21996, S. 301.

9 Ebd.

10 Satzung des Kreis VIII der DSt, zit. in: Gehler, *Studenten und Politik*, S. 94.

11 Ebd., S. 95.

12 Lukasser, *Studentenverbindungen*, S. 20.

13 Gehler, *Studenten und Politik*, S. 50.

während für die Thematik des Antisemitismus eher die Burschenschaften interessant sind. Als prominente Vertreter aus Innsbruck sind hier die Burschenschaft Suevia, die Burschenschaft Brixia sowie die Burschenschaft Germania zu nennen. Kennzeichnend, vor allem für die Burschenschaften, ist die großdeutsche Gesinnung, das Bekenntnis zur „deutschen Kulturgemeinschaft“ und in gewisser Weise auch die Abneigung gegenüber Österreich (das zwar ein Staat, aber keine Nation sei), wobei diese Ablehnung nach 1945 noch viel stärker zu Tage tritt.¹⁴

3.2 *Katholische Verbindungen*

Die katholischen Studentenverbindungen entstanden ursprünglich als katholische Reaktion auf die nationalliberalen Korporationen, weshalb sie ihnen in Bezug auf Aussehen und Zeremoniell ähnlich sind. Hauptunterschied ist ihre katholische Haltung, die Ablehnung des Schlagens von Mensuren (dem Fechten, wie es Burschenschaften und Corps pflegen) und – vor allem seit der Errichtung des autoritären Ständestaates 1933 – auch die pro-Österreich-Einstellung¹⁵, durch die sie sich von der „Anschlussbewegung“, die sie in den 1920er-Jahren teilweise unterstützt hatten, abgrenzten.¹⁶ Zu nennen sind hier vor allem die größeren Innsbrucker Verbindungen, die sich im Dachverband des ÖCV (Österreichischer Kartellverband) organisiert haben: AV Austria Innsbruck, Leopoldina, Raeto-Bavaria und Rheno-Danubia.¹⁷

3.3 *Verhältnis zwischen katholischen und deutschnationalen Verbindungen*

Zahlenmäßig waren die katholischen Verbindungen den deutschnationalen stets überlegen, ihnen gehörten immer mehr als doppelt so viele Studenten an als den Burschenschaften und Corps.¹⁸ Auch kam es vor dem Ersten Weltkrieg zu zahlreichen Konflikten zwischen diesen beiden Gruppen, wo vor allem der Fall Ghezze zu nennen ist, bei dem der Medizinstudent Max Ghezze, Mitglied der katholischen Verbindung Raeto-Bavaria, 1912 in eine Rauferei mit Mitgliedern des Corps Gothia verwickelt wurde und seinen Verletzungen wenig später erlag.¹⁹ Solche Auseinandersetzungen waren nicht selten, der Tod von Max Ghezze stellte jedoch den Höhepunkt des Konfliktes dar.²⁰

In Bezug auf Antisemitismus waren sich katholische und deutschnationale Verbindungen allerdings größtenteils einig, auch wenn sich teilweise verschiedene Ausprägungen des Antisemitismus zeigten: Die Burschenschaften agitierten an vorderster Front gegen die jüdische Bevölkerung und untermauerten mit rasseorientierten Argumen-

14 Lukasser, *Studentenverbindungen*, S. 81–84.

15 Ebd., S. 33.

16 Ebd., S. 20.

17 Ebd.

18 Gehler, *Studenten und Politik*, S. 42.

19 Das Todesopfer einer Studentenkeilerei, in: *Innsbrucker Nachrichten*, 7. November 1912, S. 5.

20 Andreas Bösche, *Zwischen Kaiser Franz Joseph I. und Schönerer. Die Innsbrucker Universität und ihre Studentenverbindungen 1859–1918*, Innsbruck 2008, S. 157–158.

ten ihren „Radauantisemitismus“.²¹ Als Vorbild, vor allem der Burschenschaften, diente die Galionsfigur des Deutschnationalismus in Österreich, Georg Ritter von Schönerer, den die Innsbrucker Burschenschaft Germania zum Ehrenbursch ernannte.²² Die Germania war es auch, die in den 1930er-Jahren, als sich der Judenhass zuspitzte, als „Speerspitze des Antisemitismus“²³ in Innsbruck bezeichnet werden kann. Die katholischen Verbindungen hingegen, die sich nach und nach der christlich-sozialen Bewegung unter Karl Lueger anschlossen,²⁴ argumentierten ihren Antisemitismus eher wirtschaftlich und religiös – „er war zurückhaltender, [...] aber ebenso latent vorhanden“.²⁵ Man denke hier nur an Tirol, wo Antisemitismus bereits Jahrhunderte zuvor als religiös motivierter Antijudaismus vorhanden war, was exemplarisch am Kult des „Anderl von Rinn“ verfolgt werden kann, der erst in den 1980er-Jahren amtskirchlich verboten wurde und bis heute Anhänger – auch aus der rechten Szene – findet.²⁶

Auch wenn der Antisemitismus in den verschiedenen Verbindungen und Verbindungstypen also unterschiedliche Ausprägungen hatte – rassistisch-ideologisch bei den Deutschnationalen, religiös-ökonomisch bei den Katholischen – so war er doch überall vorhanden. Dies zeigt sich besonders im Vorgehen der DStI, deren Erklärungen und Forderungen (beispielsweise verlangte man 1922 vom Senat der Universität, einen Numerus Clausus von jeweils fünf Prozent für jüdische Professoren und Studierende einzuführen²⁷) stets von Vertretern der Burschenschaften und der CV-Verbindungen mitgetragen und unterzeichnet wurden. Man könnte den Antisemitismus auch als eines der wenigen verbindenden Elemente zwischen den beiden Lagern von Studentenverbindungen sehen.²⁸

3.4 „Arierparagraphen“ und das „Waidhofner Prinzip“

Das Konzept eines „Arierparagraphen“, also die Verweigerung einer Vereinsmitgliedschaft für Juden, machte auch vor den Studentenverbindungen nicht Halt. Bereits im Wintersemester 1878/79 beschloss die Burschenschaft Libertas in Wien, keine Juden aufzunehmen. Diesem Beispiel folgten in den Jahren danach die anderen österreichischen Burschenschaften, wobei es in den meisten Fällen sowieso keine jüdischen Mitglieder gab.²⁹ Diese gründeten in manchen Fällen eigene, jüdische Verbindungen, in Innsbruck gab es allerdings keine solche Organisation.³⁰ Opfer der neu eingeführten

21 Gehler, *Studenten und Politik*, S. 97.

22 Lukasser, *Studentenverbindungen*, S. 30.

23 Ebd.

24 Gehler, *Korporationsstudenten*, S. 137.

25 Gehler, *Studenten und Politik*, S. 97.

26 Katharina Mittelstaedt, „Anderl von Rinn“: Ein toter Kult und seine Anhänger, in: *derStandard.at*, 11.7.2015, [<http://derstandard.at/2000018933735/Anderl-von-Rinn-Ein-toter-Kult-und-seine-Anhaenger>], eingesehen 30.3.2017.

27 Ebd., S. 102.

28 Robert Hein, *Studentischer Antisemitismus in Österreich* (Beiträge zur österreichischen Studentengeschichte Bd. 10), Wien 1984, S. 72.

29 Lukasser, *Studentenverbindungen*, S. 25.

30 Zu jüdischen Studentenverbindungen siehe etwa Harald Seewann, *Zirkel und Zionstern. Bilder aus der versunkenen Welt des jüdisch-nationalen Korporationsstudententums. Ein Beitrag zur Geschichte des Zionismus auf akademischem Boden*, Graz 1990.

„Arierparagraphen“ wurden etwa die Studenten Theodor Herzl oder Victor Adler, welche sich als österreichische Staatsbürger mit lediglich jüdischem Glaubensbekenntnis gesehen hatten und daher Mitglieder in einer Burschenschaft geworden waren.³¹ Auch sie wurden ausgeschlossen. Von den Innsbrucker Burschenschaften führte beispielsweise die Brixia im Wintersemester 1895/96 den „Arierstandpunkt“ ein.³² Die Definition der Juden erfolgte hier bereits nach rassistischen Motiven, etwa sprach man von ihnen als „rassefremde Elemente“³³ und schloss auch jene sogenannten „assimilierten Juden“ aus, weil sie trotz ihrer Einstellung jüdischer Abstammung waren.

Das sogenannte „Waidhofner Prinzip“ wurde von Florian Albrecht, einem Mitglied der Burschenschaft Germania, begründet, der 1896 in einem Aufsatz argumentierte, Juden seien nicht satisfaktionsfähig, weil sie aufgrund ihrer gesellschaftlichen Position und ihrer Unehrenhaftigkeit nicht „waffenwürdig“³⁴ seien und ihnen daher die Genugtuung mit der Waffe verwehrt bleiben solle.³⁵ Die Burschenschaften nahmen dieses Prinzip an, wobei es in Innsbruck freilich fast keine Rolle spielte, da kaum jüdische Studenten und schon gar keine schlagenden jüdischen Verbindungen vorhanden waren.³⁶

4. Antisemitische Vorfälle und Aktionen

Der studentische Antisemitismus der Zwischenkriegszeit äußerte sich zum Teil in Publikationen, Beschlüssen, Flugblättern oder hetzerischen Reden, aber auch bei ganz konkreten Ereignissen. Da die Zahl der jüdischen Studierenden ja – wie bereits dargelegt – vernachlässigbar gering war, fanden die Antisemiten andere Feindbilder: prominente jüdische Vertreter aus Wissenschaft oder Kultur. Nachfolgend sollen exemplarisch einige dieser Ereignisse dokumentiert werden.

4.1 Die Fälle Bernheimer & Fuchs

Einer der ersten nennenswerten akademischen antisemitischen Vorfälle an der Universität Innsbruck ereignete sich im Mai 1900, als Stefan Bernheimer zum Professor für Augenheilkunde ernannt wurde. Er war jüdischer Abstammung, war allerdings zum evangelischen Glauben konvertiert. Trotzdem war sein jüdischer Hintergrund für das Unterrichtsministerium ein Grund, sich beim Innsbrucker Statthalter bezüglich Bernheimer zu erkundigen. Dieser äußerte allerdings keine Bedenken und die Professur konnte verliehen werden.³⁷

Weniger glatt verlief nur wenige Wochen später am Institut für Pathologie die Besetzung einer Stelle als Assistent von Professor Moritz Loewitt. Diese hätte der evangelische Konvertit Dr. Richard Fuchs antreten sollen, doch besonders die deutschnationa-

31 Gehler, Studenten und Politik, S. 27.

32 Ebd.

33 Florian Albrecht in „Alpenland“ 1922, zit. in: Gehler, Studenten und Politik, S. 104.

34 Punkt III. der „Innsbrucker Ehrenordnung“ von 1932, zit. in: Gehler, Studenten und Politik, S. 104.

35 Ebd.

36 Ebd., S. 104.

37 Bötsche, Schönerer, S. 89.

len Verbindungen protestierten heftig, indem sie die Vorlesungen Loewitts boykottierten.³⁸ Fuchs wurde von den korporierten Studenten als Jude betrachtet. Erst als er auf die Stelle verzichtete, fanden die Proteste ein Ende. Trotzdem reichten die deutschnationalen Verbindungen noch offiziellen Protest beim Senat der Universität ein:

„Sie [die deutsche Studentenschaft] vermag nicht einzusehen, warum an einer Hochschule, an der unter 900 Hörer [sic!] sich nur ein Jude befindet, eine jüdische Lehrkraft nach der anderen berufen wird. [...] Deshalb verwahren wir uns nachdrücklichst gegen die Verjudung unseres Lehrkörpers und bedauern die leider schon erfolgte Ernennung des jüdischen Professors für Augenheilkunde Dr. Bernheimer. [...]“³⁹

Bösche berichtet von zustimmenden Äußerungen von Fakultätskollegien und Professoren. Ablehnungen von Lehrpersonal kamen immer wieder vor, mit Begründungen wie „kommt als Jude für Innsbruck nicht in Frage“⁴⁰.

4.2 *Der Fall Kraus & Kastil*

Im Februar 1920 hatten einige Innsbrucker Schriftsteller rund um Ludwig von Ficker und die Zeitschrift *Der Brenner* den Wiener Schriftsteller Karl Kraus zu zwei Lesungen eingeladen. Die erste Veranstaltung am 4. Februar verlief ruhig, es gab lediglich ein paar „machtlose [...] Pfuirufe“⁴¹. Kraus berichtet später, die Presse habe diese Proteste hochgespielt, ihn jedenfalls hätten sie nicht gestört und es sei auch praktisch zu keinerlei Störungen gekommen.⁴² Von der Presse und auch in späterer Literatur wurden jedoch „tumultartige Zwischenfälle“⁴³ kolportiert, die von einer Szene aus Kraus' Drama „Die letzten Tage der Menschheit“, die sich über den ehemaligen deutschen Kaiser Wilhelm II. und seine Generäle lustig machte, ausgelöst worden seien. Weil bei der Lesung am folgenden Tag Proteste befürchtet wurden (welche auch von Burschenschaftern geplant worden waren – Kraus schreibt, man habe ihn „vom Podium weg mit Knüppeln zur Bahn [...] treiben [wollen]“⁴⁴), wurde die Veranstaltung vom Bürgermeister Wilhelm Greil, welcher großdeutsch gesinnt war,⁴⁵ untersagt.

Der Philosophie-Professor Kastil hatte sich auf die Seite Kraus' gestellt und verteidigte diesen auch nach der Veranstaltung in seiner Vorlesung; zugleich rügte er die Studierenden für ihre Widerstandsmethoden.⁴⁶ Das wiederum wurde von den katholischen und deutschnationalen Verbindungen kritisiert, die einen Antrag beim Senat der Universität einbrachten und von diesem eine Zurechtweisung Kastils forderten. Unter-

38 Bösche, Schönerer, S. 89–90.

39 Werner May (Hrsg.), 100 Jahre Tyrol. Festschrift der akademischen Landsmannschaft Tyrol zu Innsbruck 1880–1980, Innsbruck o.J., zit. in: Bösche, Schönerer, S. 90.

40 Oberkofler/Göller, Geschichte, S. 190.

41 Ludwig Ficker, Notiz des Herausgebers, in: Brenner (Heft 3), zit. in: Karl Kraus (Hrsg.), Die Fackel, Nr. 531–543, Wien 1920, S. 178.

42 Karl Kraus, Innsbruck und Anderes, in: Karl Kraus (Hrsg.), Die Fackel, Nr. 531–543, Wien 1920, S. 8.

43 Gehler, Studenten und Politik, S. 98.

44 Kraus, Innsbruck, S. 8.

45 Gehler, Studenten und Politik, S. 98.

46 Ebd., S. 99.

zeichner dieses Antrags war der sogenannte „Viererausschuss“, ein Gremium, das aus zwei deutschnationalen und zwei katholischen Studentenvertretern bestand und als gemeinsame Vertretung dieser beiden Gruppen fungierte.⁴⁷ Der Antrag war rassenantisemitisch formuliert und wurde vom Senat leicht abgeändert, einstimmig beschlossen und an Kastil weitergeleitet – der Senat unterstützte die antisemitische Agitation gegen Kastil also aktiv. Dies zeigt, dass neben der Studentenschaft auch ein Großteil der Professorenschaft antisemitisch und deutsch-national eingestellt war.⁴⁸ Vor allem der damalige Rektor Diehl, der ein „aggressives Deutschtum“⁴⁹ vertrat, unterstützte die antisemitischen Forderungen der Studentenschaft im Konflikt gegen Kastil. Ficker berichtete wenig später an Kraus, dass Kastil „auch jetzt unter der Professorenschaft ziemlich isoliert und verfemt war“⁵⁰. Die antisemitische Einstellung vieler Professoren zeigte sich später besonders deutlich bei der Nazifizierung der Universität im März 1938. Eine Liste über die politische Situation an der Universität belegt, dass viele Professoren und andere Lehrende illegale Nationalsozialisten gewesen waren.⁵¹

4.3 *Der Fall Bauer*

1925 kam es erneut aus antisemitischen Gründen zu Protesten gegen die Erteilung einer Lehrbefugnis an einen Professor, und zwar handelte es sich um den Innsbrucker Zahnarzt Dr. Wilhelm Bauer. Jene Medizinstudenten, die auch Mitglied in einer Studentenverbindung waren, versammelten sich vor der Klinik und beschlossen mit nur drei Gegenstimmen eine Entschließung, wonach sie die Vorlesungen Bauers boykottieren und lediglich zu dessen Antrittsvorlesung erscheinen würden, wo sie weitere Proteste durchführen wollten.⁵² Man konstatierte eine „gefährliche Bedrohung der deutsch-arischen Kultur [...], wenn ein Judenstämmling an der Innsbrucker Universität Zahnheilkunde dozieren sollte“⁵³.

Wie Bernheimer und Fuchs war auch Bauer kein Jude, sondern Christ, genauer gesagt – wie er in einem Schreiben an die DStI darlegte – getaufter und praktizierender Katholik. Er erklärte, dass seine Kinder so erzogen würden und er selbst sich als Sudetendeutscher sowohl in Prag, als auch in Innsbruck völkisch und national betätigt habe.⁵⁴ Die Reaktion der DStI war, dass „Dr. Bauer wohl Katholik, aber Judenstämmling sei und daß deshalb der Kampf gegen seine Habilitierung fortgesetzt werde“.⁵⁵ Die Proteste gingen weiter, Dr. Bauer wurde trotzdem habilitiert. Der Fall zeigt exemplarisch, wie sehr sich vor allem die Burschenschaften in ihren antisemitischen Protesten auf

47 Gerhard Oberkofler, *Deutschnationalismus und Antisemitismus in der Innsbrucker Studentenschaft um 1920*, in: *Föhn* (1981), Heft 9, S. 34–37, hier S. 35.

48 Gehler, *Studenten und Politik*, S. 99.

49 Oberkofler, *Deutschnationalismus*, S. 35.

50 Ludwig von Ficker an Karl Kraus, 12. Februar 1920, zit. in: Gehler, *Studenten und Politik*, S. 100.

51 Zur Einstellung der Professoren und zur Nazifizierung der Universität siehe Peter Goller/Georg Tidl, „Jubel ohne Ende...!“ Die Universität Innsbruck im März 1938. Zur Nazifizierung der Tiroler Landesuniversität, Wien 2012.

52 Gehler, *Studenten und Politik*, S. 105.

53 Ebd., S. 106.

54 Ebd.

55 *Wiener Morgenzeitung*, 11. Juni 1925, Nr. 2265, S. 4.

rassisch-völkische Argumentationen stützten, und dass die eigentliche Religion des Betroffenen keine Rolle spielte, wenn er jüdische Vorfahren hatte.

4.4 *Der Fall Halsmann*

Oft waren es Ereignisse, die nicht unmittelbar mit der Universität Innsbruck zu tun hatten, und dennoch große Aufregung und antisemitische Proteste hervorriefen, so zum Beispiel die Halsmann-Affäre 1929/30, bei der ein jüdischer Student aus Dresden beschuldigt wurde, im Rahmen einer Wanderung im Zillertal seinen Vater ermordet zu haben.⁵⁶ Für die Universität Innsbruck war dies relevant, da sich mehrere Professoren für Halsmann einsetzten, unter anderem der Jurist Dr. Theodor Rittler. Dieser übernahm die Verteidigung Halsmanns. Aufsehen erregte dieser Umstand durch die Tatsache, dass Rittler Mitglied der Wiener Burschenschaft „Oberösterreichischer Germanen“ war. Nach der Intervention Innsbrucker Burschenschafter in Wien wurde Rittler von seiner Burschenschaft ausgeschlossen. Der Fall Halsmann beschäftigte aber nicht nur die Studentenschaft, er entwickelte sich zu einem polarisierendem Politikum: Es kam mehrmals zu studentischen Protesten gegen Rittler und weitere Professoren, die öffentlich für einen Freispruch Halsmanns Stellung bezogen hatten.⁵⁷ Weil Rittler Halsmann, einen Juden, öffentlich verteidigt hatte, fühlten die Studenten die burschenschaftlichen Grundsätze (also den Antisemitismus) verletzt. Halsmann wurde zunächst verurteilt, 1930 aber unter heftigen Protesten freigelassen und begnadigt.⁵⁸

Diese Fälle zeigen auf, dass die primären Angriffsziele des studentischen Antisemitismus nicht Mitstudierende, sondern eben meist Professoren waren. Allerdings richtete sich der Antisemitismus, der stets von Studentenverbindungen organisiert und formuliert wurde, häufig an christliche Konvertiten, die lediglich jüdischen Hintergrund hatten, aber als assimiliert galten. Dies zeigt, dass der studentische Antisemitismus der Zwischenkriegszeit höchstgradig rassistisch motiviert war. Auch die katholisch-konservativen Studentenverbindung, die traditionell von einem religiös motivierten, anti-jüdischen Antisemitismus geprägt waren, trugen diesen Rasse-Antisemitismus im Rahmen der Vertretungsstrukturen der Studierenden mit. Die angeführten Fälle zeigen auf, dass mit dem studentischen Antisemitismus bereits ein fruchtbarer Boden vorhanden war, der sich – wie im nächsten Kapitel aufgezeigt wird – im Laufe der 1930er-Jahre intensivierte und 1938 einen Höhepunkt fand, als die Universität nach dem „Anschluss“ nazifiziert wurde.

56 Gehler, *Studenten und Politik*, S. 110–111.

57 Ebd.

58 Zum Halsmann-Prozess siehe etwa Niko Hofinger, „(...) man spricht nicht gerne von dem Prozeß, es sind noch zu viele Fremde da.“ Die Halsmann-Affäre in Innsbruck 1928–31, in: Michael Gehler/Hubert Sickinger (Hrsg.), *Politische Skandale und Affären in Österreich. Von Mayerling bis Waldheim*. Wien-Thaur-München 1995, S. 148–187.

5. Radikalisierung und Anschluss

In den frühen 1930er-Jahren kam es zu einer Radikalisierung und Intensivierung des Antisemitismus. Hier traten als Akteure bereits jene Personen auf, die ab 1938 führende Rollen im Nationalsozialismus übernahmen und teilweise am Holocaust mitwirkten, beispielsweise Gerhard Lausegger, Mitglied der Burschenschaft Suevia und Führer des illegalen Nationalsozialistischen Deutschen Studentenbundes, der später einer der Haupttäter des Novemberpogroms 1938 in Innsbruck war.⁵⁹

Während die katholischen Verbindungen des CV zunächst noch die Bestrebungen Schuschniggs, den Anschluss an Deutschland zu verhindern, unterstützt hatten, wurden sie bald nach dem März 1938 verboten. Manche CV-Mitglieder betätigten sich im Widerstand: Etliche Mitglieder des Innsbrucker Cartellverbandes waren in der Widerstandsgruppe „O5“ vertreten und spielten etwa bei der Befreiung Innsbrucks im Frühjahr 1945 eine Rolle.⁶⁰ Dies darf jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, dass einige CV-Mitglieder aufgrund ihrer tragenden Rolle im Ständestaat verfolgt wurden – der CV hatte im austrofaschistischen Regime eine wichtige Position eingenommen.⁶¹

Das Verhältnis zwischen deutschnationalen Korporationen und dem Nationalsozialismus beziehungsweise dessen Studentenorganisation, dem Nationalsozialistischen Deutschen Studentenbund (NSDStB) war zu Beginn zwar problematisch, da der NSDStB sich als wichtiger und höher gestellt als die Korporationen sah,⁶² doch bald kam es zu einer Annäherung und nach dem Verbot der NSDAP in Österreich führte der NSDStB seine Arbeit im Untergrund, gestützt auf die deutschnationalen Korporationen, weiter. Laut Gehler waren rund 77 Prozent der Innsbrucker Burschenschafter auch Mitglieder bei der illegalen NSDAP – bei den katholischen Verbindungen lag der Anteil immerhin bei rund vierzig Prozent.⁶³ In der Chronik der Burschenschaft Brixia wurde dazu Folgendes vermerkt: „Die Partei wurde illegal, der illegale Kampf begann und fand auch die Brixia hierfür gerüstet.“⁶⁴

Nachdem auch die deutschnationalen Verbindungen in der Zeit des Dollfuß-Regimes ihre Aktivitäten in den Untergrund verlegen mussten, kam es immer mehr zu einer Annäherung an den Nationalsozialismus,⁶⁵ bis man im März 1938 den Anschluss an Deutschland feiern konnte. Die Burschenschaft Suevia beschreibt dies in ihrer 1958 veröffentlichten Verbindungsgeschichte als „Gründung des Großdeutschen Reiches“⁶⁶, löste sich, wie auch andere Burschenschaften, feierlich selbst auf und schloss sich dem

59 Niko Hofinger, Die Halsmann-Affäre in Innsbruck 1928-31, S. 115–116.

60 Robert Rill, CV und Nationalsozialismus in Österreich (Publikationen des Instituts für kirchliche Zeitgeschichte. Serie II – Studien, Dokumentationen 19), Salzburg 1987, S. 133–134.

61 Ebd.

62 Lukasser, Studentenverbindungen, S. 32.

63 Gehler, Korporationsstudenten, S. 143.

64 Chronik der Innsbrucker Burschenschaft Brixia, zit. in: Bernhard Weidinger, Im nationalen Abwehrkampf der Grenzlanddeutschen. Akademische Burschenschaften und Politik nach 1945, Wien 2015, S. 48, Fußnote 19.

65 Gehler, Studenten und Politik, S. 300.

66 Schödl, Suevia, S. 97.

NSDStB an, da man das erklärte Ziel – eine Vereinigung mit Deutschland – erreicht habe. Dieser Akt wird als „ruhmvolles Ende der Burschenschaft“⁶⁷ bezeichnet.

Nicht nur Studierende, sondern auch Lehrende der Universität Innsbruck traf der Anschluss 1938: Neben den Entlassungen aus politischen Gründen wurde fünf Professoren und zwei Dozenten aus rassistischen Gründen ihre Lehrbefugnis entzogen.⁶⁸ Darunter befand sich Wilhelm Bauer,⁶⁹ Professor für Zahnheilkunde, der 1925 unter großen Protesten (siehe oben) habilitiert worden war. Zugleich erlaubte man auch seinen beiden Kindern nicht mehr, ihr Studium fortzusetzen.⁷⁰

6. Antisemitismus nach 1938/45

Die Verbindungen des CV konnten sich weitgehend halten, während von den Innsbrucker Burschenschaften nur noch die Suevia und die Brixia existieren (daneben sind noch einige Corps, eine Sängerschaft und eine Landsmannschaft aktiv). Traurige Berühmtheit erlangten diese Burschenschaften durch Beteiligung ihrer Mitglieder (vor allem Gerhard Lausegger) am Novemberpogrom 1938 oder der Schändung des jüdischen Friedhofs Innsbruck 1961.⁷¹ Ebenfalls am Westfriedhof befindet sich das Denkmal der Suevia, auf dem unter anderem auch Lausegger gedacht wird. Im gleichen Jahrzehnt ist ein antisemitischer Übergriff auf einen jüdischen Studenten durch Mitglieder einer Studentenverbindung dokumentiert, während die Burschenschaft Brixia 1989, und zwar am 9. November, dem Tag des Novemberpogroms 1938, zu einem Vortrag des Holocaustleugners David Irving lud. Die Veranstaltung wurde verboten und von der Brixia schließlich nach Bayern verlegt.⁷² Diese Ereignisse seit 1945 zeigen, dass antisemitisches Gedankengut im burschenschaftlichen Milieu immer noch fest verwurzelt ist, was auch durch das Lebensbund-Prinzip und die Weitergabe von Ideologie an die jungen Mitglieder einer Burschenschaft bedingt ist.⁷³ Auch wenn die Burschenschaften stark an Einfluss und Mitgliederzahlen verloren haben und das NS-Verbotsgesetz öffentlich zur Schau gestellten Antisemitismus einschränkt, bieten Burschenschaften weiterhin einen geschlossenen Raum für Antisemitismus im universitären Milieu.

7. Conclusio

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass die antisemitische Grundstimmung in der Bevölkerung ganz besonders von der Studentenschaft aufgeheizt und vorangetrieben wurde. Innerhalb der Studentenschaft waren vor allem die Organisationen der Studentenverbindungen ein wesentlicher Faktor beziehungsweise ein fruchtbarer Boden

67 Schödl, Suevia, S. 97.

68 Thomas Albrich, Die Jahre der Verfolgung und Vernichtung unter der Herrschaft von Nationalsozialismus und Faschismus 1938 bis 1945, in: Thomas Albrich (Hrsg.), Jüdisches Leben im historischen Tirol. Von den Anfängen bis zu den Kultusgemeinden in Hohenems, Innsbruck und Meran, Bd. 3, Innsbruck 2013, S. 187–356, hier S. 188.

69 Ebd., S. 195.

70 Ebd., S. 196.

71 Lukasser, Studentenverbindungen, S. 73.

72 Ebd., S. 89–90.

73 Lukasser, Studentenverbindungen, S. 96.

für Antisemitismus. Hier muss angemerkt werden, dass neben den deutschnationalen Verbindungen auch die katholischen Verbindungen Mitschuld an antisemitischer Hetze haben.

All dies geschah, obwohl es in Innsbruck nur sehr wenige jüdische Studierende gab. Stattdessen richteten sich antisemitische Auswüchse vor allem gegen jüdische Professoren oder bekannte Gesichter aus Kunst und Kultur.

Die Geschichte nach 1938 und nach 1945 zeigt aber, dass das Verhältnis zwischen Burschenschaften und Rechtsextremismus, auch in Form von Antisemitismus, nach dem Zweiten Weltkrieg weiter fortbestand und immer noch problematisch zu sehen ist.

8. Literaturverzeichnis

Albrich, Thomas, Die Jahre der Verfolgung und Vernichtung unter der Herrschaft von Nationalsozialismus und Faschismus 1938 bis 1945, in: Thomas Albrich (Hrsg.), Jüdisches Leben im historischen Tirol. Von den Anfängen bis zu den Kultusgemeinden in Hohenems, Innsbruck und Meran, Bd. 3, Innsbruck 2013, S. 187–356.

Bösche, Andreas, Zwischen Kaiser Franz Joseph I. und Schönerer. Die Innsbrucker Universität und ihre Studentenverbindungen 1859–1918, Innsbruck 2008.

Das Todesopfer einer Studentenkeilerei, in: *Innsbrucker Nachrichten*, 7. November 1912, S. 5.

Gehler, Michael, Korporationsstudenten und Nationalsozialismus in Österreich. Eine quantifizierende Untersuchung am Beispiel der Universität Innsbruck 1918–1938, in: Dietrich Heither/Michael Gehler et al, Blut und Paukboden. Eine Geschichte der Burschenschaften, Frankfurt am Main 1997, S. 131–158.

Gehler, Michael, Studenten und Politik. Der Kampf um die Vorherrschaft an der Universität Innsbruck 1918–1938 (Innsbrucker Forschungen zur Zeitgeschichte 6), Innsbruck 1990.

Hein, Robert, Studentischer Antisemitismus in Österreich (Beiträge zur österreichischen Studentengeschichte Bd. 10), Wien 1984.

Heither, Dietrich/Gehler, Michael et al, Blut und Paukboden. Eine Geschichte der Burschenschaften, Frankfurt am Main 1997.

Kraus, Karl (Hrsg.), Die Fackel, Nr. 531–543, Wien 1920.

Lukasser, Simon, Deutschnationale Studentenverbindungen in Innsbruck vor und nach 1945. Zwischen Tradition und Rechtsextremismus, phil. Dipl., Innsbruck 2010.

Mittelstaedt, Katharina, „Anderl von Rinn“: Ein toter Kult und seine Anhänger, in: *der Standard.at*, 11.7.2015, [<http://derstandard.at/2000018933735/Anderl-von-Rinn-Ein-toter-Kult-und-seine-Anhaenger>], eingesehen 30.3.2017.

Oberkofler, Gerhard, Deutschnationalismus und Antisemitismus in der Innsbrucker Studentenschaft um 1920, in: *Föhn* (1981), Heft 9, S. 34–37.

Oberkofler, Gerhard/Goller, Peter, Geschichte der Universität Innsbruck 1669–1945 (Rechts- und Sozialwissenschaftliche Reihe 14), Frankfurt am Main ²1996.

Rill, Robert, CV und Nationalsozialismus in Österreich (Publikationen des Instituts für kirchliche Zeitgeschichte. Serie II – Studien, Dokumentationen 19), Salzburg 1987.

Schödl, Hans, Die Geschichte der akademischen Burschenschaft Suevia zu Innsbruck. 1868–1958, Innsbruck 1969.

Weidinger, Bernhard, Im nationalen Abwehrkampf der Grenzlanddeutschen. Akademische Burschenschaften und Politik nach 1945, Wien 2015.

Wiener Morgenzeitung, 11. Juni 1925, Nr. 2265.

Zaunbauer, Wolfgang, Studenten und Politik an der Universität Wien 1918–1934, Dipl. Wien 2004.

Stefan Hechl ist Student für Geschichte und Englisch Lehramt an der Universität Innsbruck. Stefan.Hechl@student.uibk.ac.at

Zitation dieses Beitrages

Stefan Hechl, Studentischer Antisemitismus in Innsbruck (1918–1938), in: *historia.scribere* 9 (2017), S. 201–211, [<http://historia.scribere.at>], 2016–2017, eingesehen 14.6.2017 (=aktuelles Datum).

Von der Oase zur antiken Handelsmetropole. Überlegungen zur wirtschaftlichen Rolle und Bedeutung der nahöstlichen Oasenstadt Palmyra im Kontext der römischen Ostexpansion

Lisa-Marie Gabriel

Kerngebiet: Alte Geschichte

eingereicht bei: SSc. Dr.ⁱⁿ Sabine M. E. Fick

eingereicht im Semester: SS 2015

Rubrik: BA-Arbeit

Abstract

From an oasis to an ancient trading metropolis. Considerations about the economic role and importance of the middle eastern oasis of Palmyra in the context of the Roman eastward expansion

Numerous publications deal with the ancient oasis Palmyra, which has been known long before the destruction campaign of ISIS as ancient caravan city and long-distance trade centre in the Middle East. Nonetheless, scholars paid little attention to the economic importance of this Near Eastern city. Therefore, this bachelor thesis tries to examine Palmyra's economic development from a simple oasis in the barren steppe region of present-day Syria to a leading commercial metropolis in the context of the Roman expansion between the 1st century BC and the 3rd century AD.

1. Einleitung

Der Vordere Orient fasziniert seit jeher angesichts seiner kulturellen, sozialen, ethnischen, sprachlichen, politischen, ökonomischen und nicht zuletzt auch aufgrund seiner historischen Vielfalt. In den knapp fünftausend Jahren nahöstlicher Historie stellt die Geschichte des römischen Nahen Ostens, von Fergus Millar in seiner wegweisenden Monographie „The Roman Near East“ zeitlich von 31 vor bis 337 n. Chr. anberaumt,¹

1 Fergus Millar, *The Roman Near East. 31 BC – AD 337*, Cambridge-London 1994.

freilich nur eine Episode dar, die zu einem guten Teil noch unerforscht ist. In diesem Sinne will die vorliegende Bachelorarbeit am Beispiel der antiken Oasenstadt Palmyra nicht nur einen exemplarischen Ausschnitt des römischen Nahen Ostens vorstellen, sondern auch einen eigenen, wenngleich kleinen Beitrag im Zusammenhang leisten.

Obgleich sich bereits zahlreiche Publikationen auf ganz unterschiedliche Weise mit der im heutigen Syrien gelegenen antiken Ruinenstadt auseinandergesetzt haben,² hat sich bisher kaum eine Arbeit der wirtschaftlichen Bedeutung des alten Tadmor³ gewidmet, und das, obwohl die vielen Umschreibungen Palmyras als „Handelsstadt“⁴, „Wüstenhafen“⁵, oder als „Trading Centre“⁶ respektive „Fernhandelszentrum“⁷ eine Auseinandersetzung mit der ökonomischen Rolle der Oase nahelegen würde.

Der Umstand, dass Palmyra bisher kaum unter ökonomischen Gesichtspunkten untersucht wurde, ist womöglich der Quellenlage zu schulden. Wendet man den Blick nämlich auf die Geschichte Palmyras, so lässt sich die Palmenstadt unter ihrem älteren semitischen Namen zwar schon seit dem 2. Jahrtausend v. Chr. in mesopotamischen Quellen nachweisen, ihre konkrete Rolle und Bedeutung bleibt aber bis in späthellenistische Zeit tatsächlich recht dunkel.⁸ Historisch greifbar wird die Palmenstadt schließlich durch die griechisch-römische Erzähltradition des letzten vorchristlichen Jahrhun-

2 Bisher wurde die Ruinenstadt archäologischen, kunst- und kulturgeschichtlichen Gesichtspunkten erforscht, wobei insbesondere die Bereiche Architektur, Religion und Bestattungskult sowie zunehmend auch Studien zu den diversen kulturellen Einflüssen und der daraus resultierenden Frage nach der Identität der Palmyrener hervorstechen. Einen hilfreichen Überblick geben: Erwin M. Ruprechtsberger (Hrsg.), *Palmyra. Geschichte, Kunst und Kultur der syrischen Oasenstadt*, Linz 1987; Ernest Will, *Les Palmyréniens. La Venise de sable*, Paris 1992; Gérard Degeorge, *Palmyra*, München 2002 – darin vor allem die Einführung von Paul Veyne; Ted Kaizer, *The Religious Life of Palmyra. A Study in the Social Patterns of Worship in the Roman Period* (*Oriens et Occidens* 4), Stuttgart 2002; Baptiste Yon, *Les notables de Palmyre*, Beirut 2002. Eine umfassende Bibliographie themeneinschlägiger Untersuchungen findet sich bei Michael Sommer, der selbst zahlreiche Beiträge zum Thema verfasst hat; einleitend in seinem auch in dieser Arbeit verwendeten Aufsatz: *Der Löwe von Tadmor. Palmyra und der unwahrscheinliche Aufstieg des Septimius Odaenathus*, in: *Historische Zeitschrift* 287 (2008), S. 281–318.

Trotz der zahlreich vorhandenen Forschungsliteratur zu Palmyra ist bis dato keine umfassende Forschungsgeschichte erschienen: Sommer, *Löwe von Tadmor*, S. 281; Ulf Scharer, *Nomaden und Seßhafte in Tadmor im 2. Jahrtausend v. Chr.*, in: Monika Schuol/Udo Hartmann/Andreas Luther (Hrsg.), *Grenzüberschreitungen. Formen des Kontakts zwischen Orient und Okzident im Altertum* (*Oriens et Occidens* 3), Stuttgart 2002, S. 279–331, hier S. 279.

3 So lautet der semitische, vorrömische Name der Karawanenstadt. Dieter Niehr, *Palmyra I. Geschichte*, *Der Neue Pauly online*. Im Folgenden abgekürzt unter der Sigle *DNP online*, die ausführlichen bibliographischen Angaben zu den verwendeten Online-Ressourcen finden sich im Literaturverzeichnis.

4 Michael Sommer, *Roms orientalische Steppengrenze. Palmyra – Edessa – Dura-Europos – Hatra. Eine Kulturgeschichte von Pompeius bis Diocletian* (*Oriens et Occidens* 9), Stuttgart 2005, S. 139.

5 Michael Sommer, *Wirtschaftsgeschichte der Antike* (C. H. Beck Reihe Wissen), München 2013, S. 58; Paul Veyne, Einführung, in: Gérard Degeorge, *Palmyra*, München 2002, S. 9–18, hier S. 12; Jean-Claude Golvin, *Metropolen der Antike*, Paris 2003, S. 16.

6 Michał Gawlikowski, *Palmyra as a Trading Centre*, in: *Iraq* 56 (1994).

7 Sommer, *Löwe von Tadmor*, S. 281.

8 Das heißt, die für diese ‚Frühzeit‘ palmyrischer Geschichte nur „sehr wenigen publizierten [...] Streufunde“ und die „vergleichsweise geringe Zahl der literarischen und archäologischen Befunde“ lässt kaum repräsentative Aussagen zum Werden und Wirken der Siedlung zu: Scharer, *Nomaden und Seßhafte*, S. 280. Für den Zeitraum des 1. vorchristlichen Jahrtausends bis in die späthellenistische Zeit lassen sich Khaled al-As‘ad und Andreas Schmidt-Colinet zufolge sogar weder archäologische noch schriftliche Zeugnisse nachweisen. Dies., Zur Einführung, in: Andreas Schmidt-Colinet (Hrsg.), *Palmyra. Kulturbegegnungen im Grenzbereich* (Sonderbände der antiken Welt. Zaberns Bildbände zur Archäologie), Mainz am Rhein 2005³, S. 2–13, hier S. 6; siehe auch Niehr, *Palmyra*, *DNP online*.

derts.⁹ In dieser Zeit lassen sich auch die ersten schriftlichen Quellen aus Palmyra selbst nachweisen.¹⁰ Besonders gut belegt ist schließlich die Zeit des 1. bis 8. Jahrhunderts n. Chr., wobei die ersten drei Jahrhunderte als Blütezeit Palmyras gelten.¹¹ Ein Zeitfenster, in dem sich nicht nur zahlreiche Quellenverweise zum wirtschaftlichen Wirken der Oase finden, sondern das sich auch mit der römischen Oberherrschaft im Vorderen Orient deckt.

Geht man davon aus, dass Palmyras Aufstieg von der Oase zur Handelsmetropole in kausalem Zusammenhang mit der zunehmenden Herrschaftsausweitung der Römer im Nahen Osten steht, ergeben sich folgende Forschungsfragen:

1. Welche Verbindung bestand bzw. entstand seinerzeit zwischen dem expandierenden Imperium Romanum und der vergleichsweise abgelegenen Oase Palmyra im kargen Steppengebiet des heutigen Syrien?
2. Was hat es mit der wirtschaftlichen Bedeutung Palmyras überhaupt auf sich?
3. Und war es wirklich der römische Einfluss, der Palmyra von der Oase zur Handelsstadt avancieren ließ, oder verzerren die in dieser Zeit gehäuft auftauchenden Quellen diese Annahme?

Um diese Fragen zu beantworten, beschäftigt sich ein erster Teil der Arbeit zunächst mit der römischen Expansion im östlichen Mittelmeerraum und den politischen Auswirkungen dieser Entwicklung auf die nahöstliche Oase. Darauf aufbauend wird der Fokus auf die wirtschaftliche Bedeutung der Palmenstadt gelegt, wobei die Analyse literarischer und epigraphischer Quellen im Vordergrund steht. Neben den Berichten römischer Geschichtsschreiber, allen voran einem in der Palmyra-Forschung oft betrachteten Auszug aus den Schriften Appians, liegt der Fokus insbesondere auf den so genannten palmyrischen Karawaneninschriften, zeitgenössischen Quellen aus der Oase selbst. Von der These ausgehend, dass Palmyra tatsächlich just in römischer Zeit zur nahöstlichen Handelsmetropole aufstieg, widmet sich das dritte und letzte Kapitel schließlich der Frage, ob und inwiefern der römische Einfluss im Vorderen Orient den wirtschaftlichen Aufschwung Palmyras begünstigte und welche Bedeutung das palmyrische Wirtschaften für das Imperium Romanum hatte.

Was den Literatur- und Forschungsstand zur vorliegenden Themenstellung anbelangt, so mangelt es weder an Publikationen zu Palmyra noch an solchen zum Römischen Reich oder zur Wirtschaftsgeschichte der klassischen antiken Kulturen. Ganz anders verhält es sich hingegen mit einer ökonomisch geleiteten Analyse zur antiken Oasenstadt, was wohl nicht zuletzt dem Umstand zu schulden ist, dass eine Wirtschaftsge-

9 Andreas Schmidt-Colinet, Einleitung, in: Andreas Schmidt-Colinet/Waleed Al-As'ad (Hrsg.), *Palmyras Reichtum durch weltweiten Handel. Archäologische Untersuchungen im Bereich der hellenistischen Stadt*. Band 1. Architektur und ihre Ausstattung, Wien 2013, S. 75–79, hier S. 75; Millar, *Roman Near East*, S. 321.

10 Die älteste Inschrift aus Palmyra datiert in das Jahr 44/43 v. Chr. und belegt die Errichtung einer Statue durch die Priesterschaft des Bel, die zu einer der wichtigsten Institutionen Palmyras werden sollte. Olivier Hekster/Ted Kaizer, *Mark Antony and the Raid on Palmyra: Reflections on Appian, „Bella Civilia“* V,9, in: *Latomus* 63 (2004), Nr. 1, S. 70–80, hier S. 72; Millar, *Roman Near East*, S. 321; Niehr, *Palmyra*, DNP online.

11 Schmidt-Colinet, Einleitung, S. 75; Niehr, *Palmyra*, DNP online.

schichte des antiken Nahen Ostens nach wie vor ein Desiderat in der einschlägigen Forschung darstellt.¹² Neben Fergus Millars bereits genanntem Werk dienten demnach weitere Darstellungen zur *palmyrischen* respektive römisch-nahöstlichen Geschichte einer ersten Annäherung. So etwa der von Andreas Schmidt-Colinet herausgegebene archäologische Bildband „Palmyra. Kulturbegegnungen im Grenzbereich“ (2005) oder der mittlerweile zum Klassiker avancierte Band „Das palmyrenische Teilreich“ (2001) des Historikers Udo Hartmann. Des Weiteren zu nennen sind „Roms orientalische Steppengrenze“ (2005), „Der römische Orient“ (2013) sowie der Aufsatz „Der Löwe von Tadmor. Palmyra und der unwahrscheinliche Aufstieg des Septimius Odaenathus“ (2008), jeweils aus der Feder des ausgemachten Palmyra-Kenners Michael Sommer.

Weiterführend waren zudem diverse wirtschaftshistorische Publikationen, davon im Zusammenhang insbesondere Michał Gawlikowskis 1994 erschienener Aufsatz „Palmyra as a Trading Centre“, der sich mit den auch hier bearbeiteten palmyrischen Karawaneninschriften auseinandersetzt. Diese sind mit wenigen Ausnahmen im *Inventaire des inscriptions de Palmyre* (Inv.) verzeichnet. Aus Gründen der Zugänglichkeit wurden ausschließlich diese zitiert, wenngleich die anderweitig publizierten und von Gawlikowski chronologisch gelisteten sowie in englische Sprache übersetzten Beispiele ebenfalls bedacht wurden.¹³ Ergänzt wird diese Literaturliste von zahlreichen weiteren Monographien, Aufsätzen und Lexikonbeiträgen, letztere vor allem der Onlineversion des Neuen Pauly entnommen.

2. Palmyra und der römische Nahe Osten

Wie eingangs dargelegt, soll in einem ersten Schritt zunächst geklärt werden, in welchem Verhältnis die alte Oase Palmyra und die seit dem 1. Jahrhundert vor Christi Geburt gen Osten expandierenden Römer standen. Dieses Kapitel widmet sich demnach zunächst der Frage, was es mit der römischen Ostexpansion bzw. der römischen Herrschaft im Vorderen Orient überhaupt auf sich hatte und in welchem Umfang die Wüstensiedlung Palmyra im heutigen Syrien von dieser Entwicklung betroffen war.

2.1 Der römische Nahe Osten

Der antike Vordere Orient wird gemeinhin in jenem Gebiet verortet, das die drei Kontinente Europa, Asien und Afrika verbindet, also von Ägypten und der Arabischen Halbinsel im Süden über die Levante bis nach Kleinasien im Norden. Wie einleitend schon erwähnt, ist die Geschichte dieses geographisch nicht ganz klar abzugrenzenden Gebietes eine überaus vielfältige. Römische Einflüsse dürften indirekt etwa ab dem 3. bis 2. Jahrhundert v. Chr. ihren Weg bis nach Vorderasien gefunden haben, tatsächlich vor

12 Marc van de Mieroop, *Economic Theories and the Ancient Near East*, in: Robert Rollinger/Christoph Ulf (Hrsg.), *Commerce and Monetary Systems in the Ancient World: Means of Transmission and Cultural Interaction* (Oriens et Occidens 6), Stuttgart 2004, S. 54–65, hier S. 54.

13 „The numerous commemorative inscriptions of this city [Palmyra] are for the most part published in the eleven volumes of the *Inventaire des inscriptions de Palmyre*, while others are published in separate excavation reports of journal articles“, führt hierzu Gary K. Young weiter aus. Ders., *Rome's Eastern Trade. International commerce and imperial policy, 31 BC – AD 305*, London-New York 2001, S. 9.

Ort operierten die Römer allerdings erst im letzten Jahrhundert vor der Zeitenwende.¹⁴ Die knapp drei Jahrhunderte umspannende Phase der römischen Oberherrschaft in diesem Raum beginnt demnach mit der römischen Ostexpansion im 1. Jahrhundert v. Chr..

Pompeius errichtete 64 v. Chr. mit der Provinz *Syria* einen vergleichsweise überschaubaren, aber dennoch wichtigen „Brückenkopf“¹⁵ im Gebiet östlich des Mittelmeeres. Dieser umfasste zunächst die „seleukidischen Hauptstädte Antiocheia, Apameia, Laodikeia und Seleukeia, ihr unmittelbares Umland und das relativ stark hellenisierte Phönikien“¹⁶. Über indirekte Herrschaft, vorrangig in Form von Klientelstaaten, waren zudem „die Stammesgebiete der Emesener, Ituräer, Nabatäer und Palmyrener, Kommagene und das jüdische Hasmonäerreich [...] vertraglich locker an Rom“¹⁷ gebunden. Im Wesentlichen umfasste die neu geschaffene Provinz also das Küstengebiet der Levante mit unterschiedlich weit auslaufendem Grenzsäum in Richtung des Landesinneren, wie auch Abbildung zwei im Anhang im Detail zeigt.

Ausgehend von dieser Basis konnte der Einfluss Roms in Vorderasien bis ins 3. Jahrhundert sukzessive ausgeweitet, die Grenzen des Imperiums ausgedehnt und indirekte immer mehr durch direkte Herrschaft ersetzt werden, wie ebenfalls aus dem im Anhang befindlichen Kartenmaterial hervorgeht.¹⁸ Eckhard Meyer-Zwiffelhofer konstatiert in diesem Zusammenhang, dass dem Römischen Reich, im Gegensatz zu anderen Imperien, letztlich etwas ganz Entschiedenenes gelungen war: Nämlich die Integration der „provinziale[n] Peripherie“¹⁹ inklusive der Aufhebung der sozialen Unterscheidung „zwischen herrschender Gesellschaft und unterworfenem Gemeinwesen“²⁰. Ein Umstand, der freilich relativiert zu betrachten ist in einem Reich, das in seiner größten Ausdehnung von der britischen Insel bis an die südlichen Gestade des Nils und von der iberischen Halbinsel bis an den Persischen Golf reichte und damit eine ausgesprochene ethnische und kulturelle Vielfalt in sich vereinte. Denn obgleich es in der Kaiserzeit gelungen war, für dieses zunehmend komplexer werdende Herrschaftsgebiet des Imperium Romanum einen mehr oder minder straffen gemeinsamen Überbau zu schaffen – gemeinhin mit den Etiketten *Urbanisierung* und *Romanisierung* versehen –, war die römische Expansion doch keineswegs frei von Problemen.

So eroberten die Römer gerade von der Levante aus einen Raum, der historisch wie kulturell so vielseitig wie wandlungsbetont war. Zum einen griffen Urbanisierungs- und Uniformierungstendenzen – Andreas Kropp spricht hier von *Hellenisierung* an-

14 Barthel Hrouda, *Mesopotamien. Die antiken Kulturen zwischen Euphrat und Tigris* (C. H. Beck Reihe Wissen), München 2008⁵, S. 58; Sommer, *Löwe von Tadmor*, S. 286.

15 Michael Sommer, *Hatra. Geschichte und Kultur einer Karawanenstadt im römisch-parthischen Mesopotamien* (Sonderbände der antiken Welt. Zaberns Bildbände zur Archäologie), Mainz am Rhein 2003, S. 16.

16 Ebd.

17 Ebd.

18 Vergleiche hierzu Abbildung 3 im Gegensatz zu Abbildung 2 im Anhang.

19 Eckhard Meyer-Zwiffelhofer, *Imperium Romanum. Geschichte der römischen Provinzen* (C. H. Beck Reihe Wissen), München 2009, S. 117.

20 Ebd.

stelle von *Romanisierung*,²¹ Paul Veyne vereint die kulturellen Leitbilder der Zeit hingegen in der Rede von einem „griechisch-römischen Reich“²² – im römischen Nahen Osten in unterschiedlichem Ausmaß. Das heißt, in den eigenständigeren Gebieten der Klientelkönige etwa weniger, als in den direkt von den Römern beherrschten Landstrichen. Zum anderen öffnete sich jenseits der römischen *frontier*, also dem unterschiedlich weit auslaufenden Grenzzaum hinter den eigentlichen römischen Grenzen, ein überaus facettenreicher *weiterer* Osten. Dieser hatte trotz gemeinsamer Sprache, vergleichbarer Lebensart und Traditionen der sesshaft-nomadisierenden Mischgesellschaft keine „supra-regional alternative to Hellenism“²³ vorzuweisen.²⁴

Hinzu kommt, dass die von Westen ausgreifenden Römer nicht alleine im Vorderen Orient agierten. Von Osten her expandierten in ähnlicher Weise nämlich zunächst die Parther,²⁵ die sich unter Führung der Arsakiden bereits 142/41 v. Chr. die Vorherrschaft im mesopotamischen Raum gesichert und diese bis ins folgende Jahrhundert hinein endgültig etabliert hatten. An deren Stelle traten um 224/226 n. Chr. wiederum die Sasaniden als neue mesopotamische Rivalen Roms; eine Beziehung, die ungleich mehr von Aggression denn von Koexistenz geprägt war, wie in römisch-parthischer Zeit.²⁶ Demnach standen sich seit dem 1. Jahrhundert v. Chr. mit Römern und Parthern bzw. seit dem 3. Jahrhundert n. Chr. mit Römern und Sasaniden zwei expandierende Großmächte im Raum des Vorderen Orients gegenüber, die von zwei Seiten um die Vorherrschaft im Gebiet zwischen Euphrat und Mittelmeer kämpften.

21 Andreas J. M. Kropp, *Images and Monuments of Near Eastern dynasts 100 BC–AD 100* (Oxford studies in ancient culture and representation), Oxford 2013, S. 20.

22 Veyne, Einführung, S. 10.

23 Kropp, *Near Eastern dynasts*, S. 20.

24 Neben dem durch den Hellenismus eingezogenen Griechisch war das Aramäische eine weitere Leitvarietät im Raum des antiken Vorderen Orients, das allerdings zahlreiche regionale und lokale Ausprägungen hatte – so beispielsweise das Palmyrische. Es war in diesem Sinne also keine eigentliche Einheitssprache. Was die gemeinsamen Gebräuche anbelangt, so waren diese vorrangig religiöser und sozialer Natur, wobei eine Überlagerung durch eine gewisse Leitbildkultur wie den Hellenismus, der etwa seit der Zeit Alexanders des Großen und des nachfolgenden Seleukidenreiches vorherrschte, unterschiedlich gewertet wird. Barthelemy Hrouda konstatiert etwa, dass Griechen und Orientalen trotz einer gewissen Kulturvermischung eher neben- denn miteinander gelebt hätten. Michał Gawlikowski meint hingegen, dass die ‚arabisch‘-nomadische Lebensweise grundsätzlich alle älteren syrischen und mesopotamischen Modelle zunehmend überlagerte. Gleichwohl kann weder von einer ‚Aramäisierung‘ noch von einer ‚aramäischen‘ oder ‚gar,arabischen‘ Identität die Rede sein, wie insbesondere Andreas Kropp betont, wengleich etwa Hrouda darauf hinweist, dass es seit der Zeit der Parther zu einer zunehmenden Verschmelzung der verschiedenen vorderorientalischen Kulturen kam. Kropp, *Near Eastern dynasts*, S. 20–22; Hrouda, *Mesopotamien*, S. 57–60; Gawlikowski, *Trading Centre*, S. 27.

Was hier recht klar erscheint, wird bei Fergus Millar problemorientierter diskutiert. So schreibt er in Bezug auf eine Sozial- und Wirtschaftsgeschichte des (römischen) Nahen Ostens: „Desirable as such a work might be, it cannot begin from a coherent body of knowledge [...] or locate within that the major social formations visible in our fragmentary evidence, the nature of their communal life, their role within the wider Greek-speaking world and their relation to the Roman Empire.“ Ders., *Roman Near East*, S. 226. Dennoch ist diese Tatsache dem Autor zufolge kein Grund pessimistisch zu sein, wengleich Millar zufolge noch Einiges an Vergleichsarbeit hinsichtlich einzelner nahöstlicher Regionen und Aspekte, etwa zur regionalen Sprache und Sprachnutzung oder zu Gebräuchen, sowohl synchron als auch diachron, zu leisten ist, um letztlich herauszufiltern, ob diese oder jene Region des facettenreichen antiken Nahen Ostens eher Teil des *Orients* oder der griechisch-römischen Welt war. Ebd., S. 225–235.

25 Siehe hierzu ausführlicher Sommer, *Hatra*, S. 14–16.

26 Hrouda, *Mesopotamien*, S. 58–59; Wolfgang Felix, *Pompeius bis Herakleios. Der Nahe Osten zwischen Rom und Persien*, in: Ilja Steffelbauer/Khaled Hakami (Hrsg.), *Vom Alten Orient zum Nahen Osten (Expansion – Interaktion – Akkulturation. Historische Skizzen zur Europäisierung Europas und der Welt 10)*, Essen 2006, S. 106–136, hier S. 106–107.

Römischer und persischer Naher Osten näherten sich dadurch immer mehr an,²⁷ was in weiterer Folge nicht nur eine regelrechte „Erbfeindschaft“²⁸ zwischen diesen Expansionsmächten, sondern auch eine kulturelle Zäsur im Vorderen Orient begründete. Michael Sommer spricht in diesem Zusammenhang sogar von einer sich „dramatisch ändernde[n] politische[n] Lage“²⁹. Denn mit der bereits erwähnten Provinzerrichtung des Pompeius sowie der mehrmaligen vertraglichen Grenzfestlegung zwischen Römern und Persern am oberen Euphrat wurde die jahrtausendealte Verbindung zwischen Mesopotamien und Syrien langfristig durchbrochen.³⁰ Die Folgen dieser politischen Entwicklungen und die Rolle der römischen Oberherrschaft im Raum der Levante sind Inhalt der folgenden Überlegungen.

2.2 *Palmyra in römischer Zeit*

Wie einleitend skizziert, rückte Palmyra just zu jener Zeit in ein lichtereres Blickfeld der Geschichte, als die Römer 64 v. Chr. im östlichen Mittelmeer anlandeten. Ein Umstand, der kaum historischer Zufall sein dürfte, der aber auch nicht zur Überbewertung verleiten sollte, da Palmyra oftmals insbesondere unter dem Aspekt der römischen Orientherrschaft untersucht wird. Zwar spricht dies durchaus für eine entsprechende Bedeutung der Handelsstadt unter den Römern, dennoch ist in diesem Zusammenhang stets zu bedenken, dass sich für die vorrömische bzw. die vorhellenistische Zeit schlicht keine (repräsentativen) Quellen finden und sich daher auch keine gesicherten Aussagen zum Werden und Wirken der Oase und ihrer Bewohner tätigen lassen.³¹ Die frühesten römischen Quellen, die Palmyra in der Zeit der römischen Ostexpansion rund um die Zeitenwende erwähnen, liefern ein ambivalentes Bild der Wüstensiedlung.

So berichtet beispielsweise Appian (95–165 n. Chr.) für das Jahr 41 v. Chr. von einer geplanten militärischen Intervention des Marcus Antonius:

„Après que Cléopâtre se fut embarquée pour regagner son royaume, Antoine envoya sa cavalerie piller la ville de Palmyre, située non loin de l’Euphrate ; il n’avait que de légers reproches à leur faire : limitrophes des Romains et des Parthes, ils ménageaient habilement les uns et les autres (car, étant marchands, ils importent de Perse les produits d’Inde et d’Arabie et les vendent dans les

27 Sommer, Steppengrenze, S. 67–69.

28 Ebd., S. 67.

29 Ebd., S. 151.

30 Hrouda, Mesopotamien, S. 58–59. Siehe hierzu auch Felix, Pompeius bis Herakleios, S. 106–136, der in seinem Aufsatz gerade diese Entwicklung von der römisch-parthischen über die römisch-sasanidische und die byzantinische bis hinein in die arabische Zeit im Detail erläutert.

31 Von den bereits eingangs erwähnten Nennungen Palmyras bzw. Tadmors in mesopotamischen Quellen des 2. Jahrtausends v. Chr. abgesehen, liegt „[d]as weitere Schicksal Tadmors in vorhellenistischer Zeit [...] völlig im Dunkeln“, schreibt hierzu etwa Michael Sommer, Steppengrenze, S. 150. Neben den hier betrachteten Quellen römischer Geschichtsschreiber sowie den palmyrischen Karawaneninschriften für die Zeit des 1. bis 3. Jahrhunderts, wird Palmyra quellentechnisch offenbar gerade im 3. Jahrhundert noch einmal stärker greifbar, als es zum eigenen palmyrischen Teilreich aufstieg. Eine beeindruckende Sammlung der zu diesem Teilausschnitt palmyrischer Geschichte zugänglichen Quellen hat Udo Hartmann in seiner 2001 publizierten Dissertation zusammengetragen, auf die an dieser Stelle verwiesen sei. Siehe dazu Hartmann, Udo, Das palmyrische Teilreich (= Oriens et Occidens 2), Stuttgart 2001, S. 17–45.

territoires romains), mais en réalité il songeait à enrichir ses cavaliers. Or, comme les Palmyréniens avaient été prévenus, ils avaient transporté le nécessaire au-delà du fleuve, et postés sur la rive dans l'éventualité d'une attaque, ils s'étaient équipés d'arcs, arme pour laquelle ils sont remarquablement doués, si bien que les cavaliers, ayant trouvé la ville déserte, s'en retournèrent sans avoir engagé en combat ni même fait de butin.³²

Unter dem Vorwand, dass sich die Palmyrener nicht eindeutig für Römer oder Parther entschieden, soll Marc Anton Truppen nach Palmyra entsandt haben, „mais en réalité il songeait à enrichir ses cavaliers“. Der tatsächliche Grund war Appians Ausführungen zufolge also vielmehr der offenbar damals schon bekannte Reichtum der Oase, der Marc Anton und seine Reiter lockte. Dass die Palmyrener in weiterer Folge alles Nötige „jenseits des Flusses“, wie es bei Appian heißt, in Sicherheit brachten und sich für den Fall eines Angriffs mit Bogen bewaffneten, mit denen die Oasenbewohner sehr geschickt gewesen sein sollen, präsentiert zugleich das Bild eines recht unabhängigen Palmyra. Die Kaufleute waren offenbar bereit, sowohl ihren Reichtum als auch ihre lukrative Position als Handelsdrehscheibe zwischen zwei Großmächten zu verteidigen. Marc Antons Kavallerie soll die Stadt jedenfalls verwaist vorgefunden und so den Ort „ohne Kampf und Beute“ wieder verlassen haben.³³

Während Olivier Hekster und Ted Kaizer diese Quellenstelle überaus kritisch betrachten,³⁴ ist sie für Andreas Kropp Beleg für ein mehrere Jahrzehnte unabhängiges Palmyra.³⁵ Und auch Khaled al-As'ad und Andreas Schmidt-Colinet kommen zu dem Schluss, dass Pompeius Griff nach Osten Palmyra „verwaltungstechnisch nicht tangiert“³⁶ zu haben scheint. Herbert Niehr zufolge, war Palmyra indessen „seit der Eroberung durch Marcus Antonius im J[ahre] 41 v. Chr. [...] eine den Römern tributpflichtige Stadt“³⁷. Und auch Michael Sommer ist überzeugt, dass die Oase „bereits kurze Zeit nach Errichtung des römischen Brückenkopfs in Syrien durch Pompeius in den Sog der römischen Expansion“³⁸ geriet. Seine Argumentation beginnt Sommer mit Appians umstrittenem Quellenauszug.³⁹ Was trifft also zu und was nicht?

Das eine mag hier das andere nicht zwangsläufig ausschließen. Dennoch scheinen diese unterschiedlichen Sichtweisen unvereinbar, was einmal mehr verdeutlicht,

32 App., civ. 5, 9, 37–38.

33 App. civ. 5, 9, 37–38.

34 Im weitesten auch Michael Sommer, der unter Bezugnahme auf Hekster/Kaizer meint, „die Fragwürdigkeit der Passage ist zu Recht angemerkt worden“. Ders., Löwe von Tamor, S. 286. Hekster/Kaizer begründen ihre Skepsis folgendermaßen: „As one of the few literary sources on pre-Roman Palmyra, scholars working on Palmyra have used it extensively. [...] But texts are rarely unambiguous, and this passage is no exception. The aim of the present contribution is twofold. Firstly, we set out to demonstrate that neither of the above mentioned applications of the passage is unproblematic: the passage is sometimes incompatible with external sources, sometimes sole support for a claim, and in general not as strong evidence as assumed.“ Dies., Reflections on Appian, S. 70–71.

35 Kropp, Near Eastern Dynasts, S. 47.

36 al-As'ad/Schmidt-Colinet, Zur Einführung, S. 6.

37 Niehr, Palmyra, DNP online.

38 Sommer, Steppengrenze, S. 151.

39 Ebd., S. 151–152.

wie problematisch die soziopolitische Verortung des vorchristlichen Palmyra tatsächlich ist. Trotz des zunehmenden römischen Einflusses im Vorderen Orient scheint eine relative Autonomie Palmyras in dieser *frührömischen* Phase im Nahen Osten durchaus wahrscheinlich. Gleichwohl bleibt die genaue Rolle der Oase „im Konzert der großen und kleinen Mächte Vorderasiens“⁴⁰ zur Zeit um Christi Geburt weiterhin im Dunkeln.⁴¹

Bekannt ist, dass die Palmenstadt unter Tiberius (14–37 n. Chr.) annektiert wurde,⁴² wobei weiterhin ein gewisser Grad lokaler Eigenständigkeit anzunehmen ist. Zum einen beschreibt Plinius der Ältere (23–79 n. Chr.) die Stadt als „unabhängig zwischen den zwei überaus mächtigen Herrschaftsbereichen der Römer und der Parther“⁴³. Zum anderen lassen dies die fehlenden Hinweise auf eine Stationierung römischer Truppen vor Ort vermuten. Sommer gelangt daher zu dem Schluss, dass dem Palmyra des 1. Jahrhunderts n. Chr., wohl vor allem aufgrund seiner Lage „in der breiten Frontier zwischen östlicher und westlicher Großmacht“⁴⁴, eher formelle denn tatsächliche Provinz-zugehörigkeit zu bescheiden ist.⁴⁵

Unter Kaiser Trajan erlangten die Palmyrener im Jahre 106 schließlich den Vasallenstatus und „anlässlich des Besuches Hadrians“⁴⁶ 129 n. Chr. wurde Palmyra zur freien Stadt. Ein Umstand, den al-As'ad/Schmidt-Colinet als „Ausdruck einer zunehmend nach Westen orientierten palmyrenischen Oberschicht“⁴⁷ und zugleich eines zunehmenden Interesses Roms für die Oasenstadt werten.⁴⁸ Auf das Jahr 137 n. Chr. datiert weiters der bekannte palmyrische Steuertarif, eine griechisch-palmyrische Bilingue, die die städtischen Abgaben und Zölle regelte.⁴⁹ Zudem gab es seit Mitte des Jahrhunderts auch eine römische Garnison in Palmyra. Die *pax romana* war damit offenbar auch in ihrer exekutiven Form endgültig in der Palmenstadt angekommen. So verwundert es nicht, dass ebenfalls in diese Zeit die bis heute bekanntesten Bauten datieren, wie das seinerzeit vollendete Bel-Heiligtum, die großen Kolonnaden oder die Agora.⁵⁰

40 Sommer, Löwe von Tadmor, S. 286.

41 Sommer, Steppengrenze, S. 152.

42 Kropp, Near Eastern dynasts, S. 47–48; Sommer, Steppengrenze, S. 152.

43 Plin. nat. 5,88: „Palmyra, urbs nobilis situ, divitiis soli et quis amoenis, vasto undique ambitu harenis includit agros ac, velut terris exempta a rerum natura, privata sorte inter duo imperia summa Romanorum Parthorumque est, prima in discordia semper utrimque cura, abest ab Seleucia Parthorum, quae vocatur Ad Tigrim, CCCXXXVII p., a proximo vero Syriae litore CCIII et a Damasco XXVII propius.“

Gawlikowski zufolge soll sich Plinius hier auf ältere Quellen und Beschreibungen, vielleicht auch auf Appians bereits erwähnten Auszug, bezogen haben. Jedenfalls soll diese Information bei Plinius nicht mehr den politischen Tatsachen seiner Zeit entsprochen haben. Ders., Trading Centre, S. 28.

44 Sommer, Steppengrenze, S. 154.

45 Ebd., S. 152–154.

46 Niehr, Palmyra, DNP online.

47 Al-As'ad/Schmidt-Colinet, Zur Einführung, S. 6.

48 Ebd.

49 Siehe hierzu im Detail M. Zahrnt, Zum Fiskalgesetz von Palmyra und zur Geschichte der Stadt in hadrianischer Zeit, in: Zeitschrift für Papyrologie und Epigraphik 62 (1986), S. 279–293.

50 Niehr, Palmyra, DNP online; al-As'ad/Schmidt-Colinet, Zur Einführung, S. 6–9.

Der Erhalt des *ius italicum*⁵¹ unter Kaiser Caracalla und der Status einer *colonia*⁵² ab 212 n. Chr. bescherten der Palmenstadt offenbar weiteren Auftrieb: Herbert Niehr zufolge erlebte die Stadt in den Jahren 235 bis 273 ihren Höhepunkt unter den „Prinzen von Palmyra“⁵³. Deren glorreichster Vertreter war zweifellos der *exarchos* – in der palmyrischen Entsprechung *rš' dy tdmwr* etwa „Oberhaupt von Tadmor“⁵⁴ – Septimius Odaenathus. Dieser hatte sich in den 270er Jahren im Kampf gegen die Feinde Roms verdient gemacht, also in einer Phase, als erste Zerfallserscheinungen und das Auftauchen neuer Bedrohungen an verschiedenen Stellen der Außengrenzen dem Römischen Imperium immer mehr zusetzten. Eine überaus prekäre Lage, der die römischen Kaiser seinerzeit kaum alleine beizukommen wussten. Dabei hatte sich der Exarch von Palmyra insbesondere im Kampf gegen die seit ihrer Herrschaftsnachfolge in den 230er Jahren überaus aggressiv-expansiv vorgehenden Sasaniden an der Ostgrenze Roms⁵⁵ besonders hervorgetan, wofür er unter anderem mit den Titeln *dux Romanorum* (260) und *corrector totius Orientis* (um 261) geehrt wurde. Septimius Odaenathus war damit offiziell Stellvertreter des römischen Kaisers Gallienus (253/260–268 n. Chr.) im Orient und faktisch der „neue Machthaber im Osten“⁵⁶.

Ein Umstand, der Palmyra nicht nur kurzzeitig zum „Herrschaftszentrum des römischen Orients“⁵⁷ und zur Namensgeberin der umliegenden Landschaft, der *Palmyrene*, avancieren ließ, sondern der zugleich auch den Anfang vom Ende Palmyras markiert: Der palmyrische Fürst starb nämlich um 267/68 unter rätselhaften Umständen, was ein neuerliches Machtvakuum schuf: Aus römischer Warte fielen die an Odaenathus auf Lebenszeit vergebenen Würden mit seinem Tod selbstverständlich wieder an Rom und den Senat zurück. In Palmyra, und wohl insbesondere in der Familie der Septimii Odaenathi, die dort „ein Sozialprestige und eine Machtfülle [genoss], wie sie nur Monarchen besaßen“⁵⁸, gingen die erhaltenen Titulaturen dem dynastischen Prinzip entsprechend aber ebenso selbstverständlich an die Erben des verstorbenen Exarchen über, namentlich an seinen unmündigen Sohn Vaballathus und seine zur palmyrischen Kleopatra stilisierte Witwe Zenobia, die als Regentin für den unmündigen Sohn auftrat.

Eine Entwicklung, die aus römischer Sicht offenbar gefährlich genug war, um militärische Interventionsmaßnahmen zu ergreifen, die von Erfolg gekrönt waren. Im Jahr 272 eroberte Aurelian Palmyra und gliederte die Stadt endgültig in das Rö-

51 Die Rechtsbedeutung des *ius italicum* scheint nicht zweifelsfrei geklärt zu sein. Als relativ sicher gilt aber, dass es bürgerrechtlich wohl nicht von Belang war, dafür aber eine gewisse Privilegierung in Sachen Selbstverwaltung und Steuerfreiheit für Reichsgebiete außerhalb Italiens bedeutete, besonders in Hinblick auf Provinzgrundstücke. Gottfried Schieman, *Ius*, 3. *Ius Italicum*, DNP online.

52 In Verbindung mit dem zuvor erwähnten *ius italicum* vermutlich eine der sogenannten ‚Honorarkolonien‘, also eine Art Ehrentitel. Für Palmyra bedeutete dies wohl einerseits weiteren Prestigegewinn, andererseits war die Ernennung einer (zumeist eroberten) Stadt zur *colonia* zugleich eines der wichtigsten Machtinstrumente zur Romanisierung eroberter Gebiete. Hartmut Galsterer, *Coloniae*. E. Geschichte, DNP online.

53 Niehr, *Palmyra*, DNP online.

54 Sommer, *Löwe von Tadmor*, S. 311–312.

55 Hartmann, *Teilreich*, S. 65–67.

56 Ebd., S. 146; S. 86–88, S. 146–148; Sommer, *Löwe von Tadmor*, S. 309–313.

57 Hartmann, *Teilreich*, S. 9.

58 Sommer, *Löwe von Tadmor*, S. 315.

mische Imperium ein. Während Vaballathus vermutlich starb und sich das Schicksal der zum modernen syrischen Nationalmythos verklärten Zenobia verliert,⁵⁹ erlosch das erst junge Sonderreich und das einstige Zentrum: Die Palmenstadt fiel den Flammen zum Opfer. Zwar investierten erst römische, dann byzantinische und schließlich auch arabische Hoheiten in den folgenden Jahren und Jahrhunderten in den Wiederaufbau der Stadt, dennoch versank Palmyra, ab etwa 400 noch als römische Grenzbastion und als Militärlager genutzt,⁶⁰ zusehends in der Provinzialität. Ihre wirtschaftliche Vorrangstellung hatte die vormals so prosperierende Palmenstadt jedenfalls verloren.⁶¹

Was es mit dieser nun mehrfach betonten ökonomischen Bedeutung Palmyras – speziell unter der hier dargelegten römischen Oberherrschaft – konkret auf sich hatte, ist Untersuchungsgegenstand der nun folgenden Kapitel.

3. Zur wirtschaftlichen Rolle und Bedeutung Palmyras

Wie einleitend bereits angeführt, weisen allein die vielen Beschreibungen Palmyras als *Handelsstadt* bzw. als *Trading Centre* auf die ausgesprochene ökonomische Bedeutung der Oase hin. Zugleich geben solche Betitelungen einen ersten Hinweis auf die konkrete Wirtschaftstätigkeit der Palmyrener, nämlich den Handel. Dabei scheint kaum eine Stadt im antiken Nahen Osten so stark von diesem Wirtschaftszweig geprägt gewesen zu sein, wie die Oasensiedlung.⁶² Dies verdeutlicht nicht zuletzt ein Vergleich mit anderen vorderorientalischen Karawanenstädten der Zeit, wie beispielsweise Gerasa, Dura-Europos, Petra oder Hatra. Ernest Will vertrat dahingehend und unter Bezugnahme auf andere Autoren wie etwa Michael Rostovtzeff, der in seiner gleichnamigen Publikation von 1932 den Begriff der *caravan cities* prägte,⁶³ schon in den 1950er Jahren die Meinung, dass nur Petra und Palmyra zu Recht als solche bezeichnet würden.⁶⁴ Michał Gawlikowski definierte 1994 schließlich ausnahmslos Palmyra als einzig echte Karawanenstadt mit folgender Begründung:

„Both Gerasa and Dura-Europos were calm, provincial towns living off the countryside, and no signs of a commercial vocation are on record in either. Petra was above all a royal capital, and the importance of its trade, though likely

59 Helmut Uhlig spricht etwa – und das recht pathetisch – vom „tatkräftige[n] Soldatenkaiser Aurelian, der bereits im Herbst 272 Palmyra zurückeroberte und der ehrgeizigen Königin der Wüstenstadt wahrscheinlich ein schmachliches Ende bereitet hätte, wenn sie dem nicht durch Selbstmord zuvorgekommen wäre.“ Ders., Seidenstraße, S. 255. Michael Sommer schreibt demgegenüber von römischen und spätantiken Autoren, die von einer Vorführung Zenobias im Zuge des aurelianischen Triumphzuges durch Rom berichteten. Ders., Löwe von Tadmor, S. 282. Insgesamt gehen aus der historischen Überlieferung unterschiedliche Versionen vom Ende der palmyrischen Regentin hervor, die allerdings nicht darüber hinwegzutäuschen vermögen, dass über das tatsächliche Ende Zenobias nichts bekannt ist und sich ihre Spur im Dunkel der Geschichte verliert. Schottky, Martin, Zenobia. 2. Herrscherin von Palmyra, 3. Jh. n. Chr., DNP online.

60 Uhlig, Seidenstraße, S. 256.

61 Niehr, Palmyra, DNP online; al-As'Ad/Schmidt-Colinet, Zur Einführung, S. 8–10; Gawlikowski, Trading Centre, S. 27. Siehe zu diesem Ausschnitt palmyrischer Geschichte im Detail insbesondere auch Sommer, Löwe von Tadmor, S. 309–317 sowie Hartmann, Teilreich, S. 86–162.

62 Uhlig, Seidenstraße, S. 254.

63 Michael Rostovtzeff, *Caravan Cities*, Oxford 1932. Siehe hierzu auch Gawlikowski, Trading Centre, S. 27.

64 Ernest Will, *Marchands et chefs de caravanes a Palmyre*, in: *Syria* 34 (1957), Nr. 3/4, S. 262–277, hier S. 262.

there, remains entirely to be demonstrated. We might now add that Hatra, also a royal city and a major religious centre, owed its prosperity more to these characteristics than to far-flung commerce.”⁶⁵

Für Palmyra scheint das Charakteristikum *Karawanenstadt* also in jedem Fall zuzutreffen. Der Terminus markiert dabei bereits einen weiteren Indikator hinsichtlich der ökonomischen Bedeutung der Oasensiedlung. Karawanenhandel impliziert nämlich sowohl den Handel in Gruppen, als auch den durch unbewohntes (Wüsten-)Gebiet und über längere Strecken hinweg.⁶⁶ Was dieser Umstand konkret für das Palmyra jener Zeit zu bedeuten hatte und inwiefern dies auch für die Römer von Belang war, ist Grundfrage der nun folgenden Analysen. Der Blick in die Quellen soll dabei ebenso Aufschluss geben, wie die Frage nach den Bedingungen, an die der Aufstieg dieser Wüstensiedlung zu einer ökonomisch wichtigen Handelsstadt am Rande der antiken Oikumene⁶⁷ geknüpft war.

3.1 *Der palmyrische Karawanenhandel im Spiegel der Quellen*

Schon Appian (90–160 n. Chr.) beschrieb die Palmyrener als „étant marchands, ils importent de Perse les produits d’Inde et d’Arabie et les vendent dans les territoires romains“⁶⁸, also als Kaufleute, die über Persien hinweg indische und arabische Waren in den Westen und damit auch in römisches Territorium handelten. Ein Umstand, der dafür spricht, dass die Oasenbewohner seinerzeit ausreichend gute Beziehungen sowohl zum Römer- als auch zum Partherreich unterhielten, um quer durch die immer wieder miteinander verfeindeten Territorien erfolgreich Handel zu treiben. Dies geht nicht nur aus Appians weiteren Ausführungen hervor, sondern findet sich auch in den sogenannten palmyrischen Karawaneninschriften belegt.

Letztere zählen zu den ergiebigsten Quellen im Kontext und beleuchten insbesondere die Zeit römischer Oberherrschaft im Raum um Palmyra, womit sie zugleich auch zu den wenigen Quellen über den römischen Ost(fern-)handel zählen.⁶⁹ Es handelt sich dabei um etwa 35 Epigraphen aus dem „öffentlichen Raum Palmyras, die ursprünglich Statuen beigegeben waren, mit denen die Kaufleute Honoratioren ehrten, die ihnen

65 Gawlikowski, *Trading Centre*, S. 27. In der aktuellsten Forschung sind mittlerweile sowohl Palmyra – als „Karawanenstadt par excellence“ – als auch Petra in ihrer Bedeutung als Drehscheiben des Ost-West-Handels unbestritten. Dementgegen erhärtet sich der Eindruck Hatras als vorrangigem Kulturzentrum mit allenfalls nachrangiger Wirtschaftsbedeutung, während Dura-Europos „allenfalls eine Rolle im Regionalhandel bescheinigt“ wird. Sommer, *Orient*, S. 134.

66 *Karawanenhandel*, Duden online.

67 Der Terminus *Oikumene* beschreibt jene Welt, die es „im Sinne der griechischen und römischen Zivilisationsvorstellung zu bewohnen lohnte“. Meyer-Zwifelhoffer, *Imperium Romanum*, S. 7. Eine Welt jenseits der eigenen Grenzen war den Römern durchaus schon lange vor Beginn ihrer gewaltigen Expansion seit der Zeit der Punischen Kriege bekannt, nur war sie im Gegensatz zur eigenen Lebenswelt uninteressant. Zumindest jeweils so lange, bis die sukzessive Gebietsausweitung des Römischen Imperiums eine Revision des eigenen Weltbildes zur Folge hatte. Interessant ist hierbei, dass beispielsweise Hekster/Kaizer Appians Schilderung Palmyras als tendenziell parthisch erachten und auch Paul Veyne beschreibt die Stadt als „gefährlich nahe an [...] der Un-Kultur“ der nomadischen Wüsten- und Steppenbewohner und der weiter östlichen Reiche. Meyer-Zwifelhoffer, *Imperium Romanum*, S. 7–8; Hekster/Kaizer, *Reflections on Appian*, S. 79–80; Veyne, *Einführung*, S. 11.

68 App. *civ.* 5, 9, 37.

69 Young, *Rome’s Eastern Trade*, S. 9.

mit Geld und Einfluss geholfen hatten⁷⁰. Die aus dem Zeitraum zwischen 19⁷¹ und 260 n. Chr.⁷² stammenden Ehreninschriften⁷³ sprechen allein aufgrund ihrer Existenz für die enorme Importanz des Karawanenhandels, liefern zugleich aber auch zahlreiche weitere Details zur palmyrischen Existenzgrundlage.⁷⁴

Drei typische Formulare aus der Zeit um die erste Jahrhundertwende sind: „Palmyrene merchants upon their return from Charax honour Zabdibol b. Ogeilu b. 'Aqamat Acaki“⁷⁵, „The Council honours Yarhai b. Zabdilah, for protecting and favouring the merchants“⁷⁶ oder „The Council honours Yarhibola b. Lisams A'abi for having helped the merchants in Charax [...]“⁷⁷. Sie geben Aufschluss zu Aktionsradius und Organisationsform, über die mit dem Karawanenhandel verbundenen Gefahren und Aufwendungen und damit nicht zuletzt auch über die Männer, die sich durch ihren persönlichen Schutz oder finanzielle Unterstützung im Existenz sichernden Handelsgeschäft⁷⁸ verdient gemacht hatten.

Die Nennung von (Spasinou) Charax, der am Schatt el-Arab gelegenen Hauptstadt des parthischen Klientelkönigreiches Charakene,⁷⁹ verweist beispielsweise auf eine Ausdehnung des palmyrischen Handelsnetzes bis an den Persischen Golf. Formulierungen wie *the merchants in Charax* lassen weiterhin vermuten, dass der palmyrische Karawanenhandel kein reines Logistikunternehmen war, sondern dass die Palmyrener auch über Handelsniederlassungen verfügten. Dies bestätigt beispielsweise Sommer, dem zufolge die Oasenbewohner tatsächlich über „Faktoreien im gesamten Parther- bzw. später Sasanidenreich mit Schwerpunkten im Süden“⁸⁰ verfügt haben. Zu nennen sind hier vor allem die antike Hauptstadt der Charakene, Spasinou Charax, und die heute nicht mehr eindeutig zu lokalisierende Stadt Vologesias, die aber ebenfalls in diesem geographischen Raum, womöglich nahe Babylon und Ktesiphon, zu verorten sein dürfte. An diesen „Zwischenstationen [...] der Karawanen“⁸¹ wurden die aus dem Osten und Süden Asiens stammenden Waren umgeschlagen, vielleicht auch schon zum

70 Sommer, Wirtschaftsgeschichte, S. 59; Gawlikowski, Trading Centre, S. 28. Die chronologische Listung der Karawaneninschriften bei Gawlikowski weist demgegenüber nur viermal auf eine Honoration in Form von Statuen hin, nämlich in den Jahren 132, 144, 145/46 und 199. Diese erwecken den Eindruck, dass Statuen womöglich eine besondere Form der Ehrerbietung für besondere Verdienste, vorrangig in der erfolgreichen Verteidigung der Karawanen vor Angriffen oder Raubüberfällen, waren. Ders., Trading Centre, S. 32–33, Nr. 14, Nr. 15, Nr. 16 sowie Inv. X, 44, 199 n. Chr., übersetzt nach Gawlikowski, Trading Centre, S. 33, Nr. 29.

71 Eine ältere Inschrift, der erste direkte Hinweis auf Karawanentätigkeit in Palmyra, datiert in die Zeit um 10/11. Aus Gawlikowskis Ausführungen geht allerdings nicht hervor, ob diese ebenfalls zu den sogenannten Karawaneninschriften zählt. Ders., Trading Centre, S. 28.

72 Ebd., S. 32–33.

73 Nach der Listung von Gawlikowski, der 34 Inschriften chronologisch aufführt, datieren sechs ins 1. Jahrhundert, dreiundzwanzig ins 2. Jahrhundert und fünf ins 3. Jahrhundert. Ebd., S. 32–33.

74 Sommer, Löwe von Tadmor, S. 282.

75 Inv. X, 40, 81 n. Chr., übersetzt von Gawlikowski, Trading Centre, S. 32, Nr. 5.

76 Inv. X, 127, 86 n. Chr., übersetzt von Gawlikowski, Trading Centre, S. 32, Nr. 6.

77 Inv. X, 114, 138 n. Chr., übersetzt von Gawlikowski, Trading Centre, S. 32, Nr. 9.

78 Sommer, Löwe von Tadmor, S. 282.

79 Monika Schuol, Die Charakene. Ein mesopotamisches Königreich in hellenistisch-parthischer Zeit (Oriens et Occidentis 1), Stuttgart 2000, S. 198; Oelsner, Joachim, Charax Spasinu, DNP online. Als weitere Ortschaften werden nur im 1. Jahrhundert Seleukia und Babylon genannt, in den nachfolgenden Inschriften zudem Foras und Scythia und vor allem Vologesias.

80 Sommer, Orient, S. 134.

81 Hartmann, Teilreich, S. 57.

Verkauf angeboten, jedenfalls aber von palmyrischen Händlern aufgekauft, versteuert und gelagert, bis sie mittels palmyrischer Karawanen – alternativ auch per Schiff über die Wasserwege⁸² – weiter nach Westen und in römisches Gebiet transportiert wurden.⁸³ Dort waren die fernöstlichen Luxusgüter, vorrangig Seide aus China sowie Gewürze und Edelsteine aus Indien, ganzjährig begehrt. Eine Nachfrage, der dank dem zeitversetzten Eintreffen der Karawanen – der Landhandel war an den „Zyklus der Vegetation“⁸⁴, der Handel zur See an die Phasen des Monsuns gebunden – Rechnung getragen werden konnte.⁸⁵ Unklar bleibt allerdings, wie viele oder wie oft palmyrische Karawanen im Jahr tatsächlich ihre Reise antraten.⁸⁶

Der lukrative Import-Export-Handel zwischen Orient und Okzident, dem die Palmyrener ihren Reichtum verdankten, „indem sie ihre Expertise anboten und das Preisgefälle zwischen Herstellungs- und Bestimmungsort einer Ware nutzten“⁸⁷, war keineswegs gefahrenfrei. Zwar kontrollierten die palmyrischen Handelsleute den gesamten Fernhandelsweg von Antiocheia und Laodikeia am Mittelmeer über die heimische Oase und den Euphrat bis an den Schatt el-Arab und darüber hinaus in die westindischen Hafentstädte.⁸⁸ Dennoch gab es Hindernisse. Dieses traten vor allem „in Gestalt feindlicher Nomaden und kooperationsunwilliger parthischer Funktionsträger“⁸⁹, wobei die Karawaneninschriften gerade ersteres mehrfach bezeugen. Eine Inschrift von 199 n. Chr. lautet zum Beispiel:

„The Council orders the four tribes to honour with 4 statues Ogeilu b. Maqqai b. Ogeilu Sewira, several times *strategos* against the nomads, having assured security of merchants and of many caravans under his leadership.“⁹⁰

Eine Ehrung wie diese verdeutlicht eindrucksvoll die reale Gefahr für die Karawanen und die Notwendigkeit einer entsprechenden militärischen Absicherung.

„Um die merkantile Mammutaufgabe des Karawanenhandels bewältigen zu können, bedurfte es einer ausgeklügelten, hochgradig arbeitsteiligen Organisation.“⁹¹ Eine Tatsache, die sich im Aufscheinen unterschiedlicher Akteure in den Karawaneninschriften

82 Zwei der Karawaneninschriften verweisen auf Schifffahrt, wobei sich die palmyrischen Kaufleute bei den jeweils namentlich genannten Besitzern für deren Unterstützung bedanken. Aus den Inschriften geht nicht hervor, ob mit den palmyrischen Kaufleuten auch Handelswaren eintrafen, wengleich dies wahrscheinlich ist. „Merchants back from Scythia on the ship of Honainu b. Haddudan, honour the same for having helped them.“ Inv. X., 157 n. Chr., übersetzt nach Gawlikowski, Trading Centre, S. 33, Nr. 20. „Merchants back from Scythia on the ship of Beelaios Kyrou honour NN.“ Inv. X, 95, o.A., übersetzt von Gawlikowski, Trading Centre, S. 33, Nr. 24.

In welchem Ausmaß der palmyrische Handel insgesamt über Wasserstraßen verlief, ist unklar. Interessant ist aber, dass es beispielsweise im griechischen Fernhandel vorkam, „befristete Partnerschaften mit Schiffsbesitzern“ einzugehen, was womöglich auch für die palmyrischen Händler galt. Der Besitz eigener Schiffe dürfte sich für Palmyra aufgrund eines fehlenden direkten Wasserstraßenzuganges jedenfalls nicht rentiert haben. Philip de Souza, Handel. IV. Griechenland. B. Fernhandel, DNP online.

83 Sommer, Orient, S. 134; Gawlikowski, Trading Centre, S. 29.

84 Sommer, Wirtschaftsgeschichte, S. 60; Sommer, Löwe von Tadmor, S. 287; Uhlig, Seidenstraße, S. 254–255.

85 Sommer, Löwe von Tadmor, S. 296.

86 Sommer, Wirtschaftsgeschichte, S. 59–60.

87 Sommer, Löwe von Tadmor, S. 287.

88 Ebd., S. 59; Sommer, Orient, S. 134–135.

89 Sommer, Wirtschaftsgeschichte, S. 59.

90 Inv. X, 44, 199 n. Chr., übersetzt nach Gawlikowski, Trading Centre, S. 33, Nr. 29.

91 Sommer, Orient, S. 135.

äußert, wie etwa dem obig genannten Ogeilu b. Maqqai b. Ogeilu Sewira, der mehrmals als *strategos*, als militärischer Befehlshaber,⁹² gegen offenbar angreifende Nomaden auftrat und hierfür mit vier Statuen geehrt worden war. Doch auch wenn sich über Beispiele wie diese einzelne Akteure und ihr Aufgabengebiet bis zu einem gewissen Grad aus den Karawaneninschriften ablesen lassen, ist die Organisation der palmyrischen Karawanen bis heute nur schwer nachzuvollziehen.

Zwei Dinge lassen sich allerdings mit relativer Sicherheit festhalten: Erstens war die karawaneninterne Organisation jeweils nur vorübergehender Natur,⁹³ auch wenn sich mancher inschriftlich belegte Name mehrfach wiederfindet bzw. sich einzelne Akteure, wie der erwähnte Ogeilu b. Maqqai, wiederholt um den Schutz der palmyrischen Karawanen verdient gemacht haben, was womöglich Ausdruck für eine zunehmende Machtkonzentration im Karawanenhandel der Oase ist. Zweitens waren es ebendiese namentlich erwähnten Patrone der Karawanen und Kaufleute, die als die eigentlichen „Hauptakteure des Fernhandels“⁹⁴ fungierten. Immerhin war es deren persönlicher Aufwand in Form von Schwert und/oder Münze, der zur Sicherung der gemeinschaftlichen Lebensgrundlage beitrug und damit durchaus als Dienst am Gemeinwohl betrachtet werden kann. Gewissermaßen handelt es sich hier also um die palmyrische Variante des hellenistisch-römischen Euergetismus,⁹⁵ die den Protektoren durch öffentliche Ehrerbietung in Form von Inschriften und Statuen, also durch symbolisches Kapital, vergolten wurde.⁹⁶ Es ist nicht zuletzt diese Form öffentlicher Honoration für die Bewahrer der palmyrischen Einkommensquelle, die ein weiteres Indiz für die tatsächliche Bedeutung des Karawanenhandels für die Oasenstadt ist.

Es lassen sich zahlreiche weitere Informationen aus diesen epigraphischen Hinterlassenschaften herausfiltern. Beispielsweise sind die genannten Namen gerade für die historische Sprachwissenschaft interessant, während die Form der Ehrerbietung Rückschlüsse auf kulturelle Einflüsse und das palmyrische Sozialgefüge zulässt. Gleichwohl sind die Karawaneninschriften, deren gehäuftes Auftreten im 2. Jahrhundert die These von der Blüte Palmyras in ebenjener Zeit stützt,⁹⁷ gerade in Hinblick auf die ökonomische Bedeutung der Oasenstadt besonders ergiebig. Nachdem die Frage nach Palmyras wirtschaftlicher Rolle also erläutert und der Karawanenhandel, der in seinen Details „kaum präzise faßbar“⁹⁸ ist, in seinen Grundzügen dargelegt wurde, stellt sich

92 Sommer, Löwe von Tadmor, S. 291.

93 Will, *Marchands et chefs*, S. 262; Sommer, *Wirtschaftsgeschichte*, S. 59.

94 Sommer, *Wirtschaftsgeschichte*, S. 59; Will, *Marchands et chefs*, S. 262.

95 Michael Sommer schreibt sogar: „Patronage war der Kitt, der das System Palmyra politisch und wirtschaftlich zusammenhielt.“ Ders., *Wirtschaftsgeschichte*, S. 59.

96 Will, *Marchands et chefs*, S. 264–266; Sommer, Löwe von Tadmor, S. 294–298; Sommer, *Orient*, S. 134–137.

97 Der Großteil der Karawaneninschriften datiert in diese Zeit. Für das 3. Jahrhundert sind nur mehr 5 Inschriften belegt, die letzte im Jahr 260 n. Chr. Inv. III, 28, 193 n. Chr.; Inv. III, 13, 257/258 n. Chr.; Inv. III, 7, nach 260 n. Chr., jeweils übersetzt von Gawlikowski, *Trading Centre*, S. 33, Nr. 28, Nr. 32, Nr. 34. Zudem verweisen auch zahlreiche Autoren auf das 2. Jahrhundert als Blütezeit Palmyras. So beispielsweise Uhlig, *Seidenstraße*, S. 255; al-As'ad/Schmidt-Colinet, *Zur Einführung*, S. 6.

98 Sommer, Löwe von Tadmor, S. 281. Auch Gawlikowski merkt kritisch an: „The direction of the trade and some of its ways and means can be deduced from this source. We know next to nothing, however, of the nature of the wares transported or of financial conditions of the exchange; silk from China and pearls from the Gulf are obvious imports; the rest is sheer speculation.“ Ders., *Trading Centre*, S. 28.

noch die Frage nach den Bedingungen für eine derartige Entwicklung. Welche Voraussetzungen, Hintergründe und Faktoren hatten den Aufstieg Palmyras von einer Oase zum Fernhandelszentrum des Vorderen Orients derart begünstigt? Der vermutete wirtschaftsfördernde Einfluss der in den Nahen Osten expandierenden Römer wird im letzten Kapitel gesondert diskutiert.

4. Kulturhistorische Bedingungen

Der Aufstieg Palmyras zu einer bedeutenderen Siedlung und eine damit verbundene größere wirtschaftliche Rolle wird unterschiedlich diskutiert, verstärkt aber ab hellenistischer Zeit angenommen und gilt spätestens etwa seit der Zeitenwende als gesichert. Die Anfänge Palmyras als Handelszentrum sind also nur schwer eindeutig festzumachen, wengleich Überlegungen dazu durchaus sinnvoll sind. Nicht zuletzt, weil sich Palmyras *Mischkultur* nicht nur auf ein Zusammenleben nomadisierender und sesshafter Bevölkerungsgruppen im Spannungsfeld von Steppe und Stadt bezieht,⁹⁹ sondern auch auf ein Zusammenspiel derartiger lokaler Elemente mit hellenistischen und römischen.

Denn sowohl unter den Achaimeniden und auch noch unter den Seleukiden, wenigstens aber bis ins 3. Jahrhundert v. Chr., waren Mesopotamien und die Levante „politisch in einer Hand“¹⁰⁰. In der Seleukidenära hielt mit dem Hellenismus hingegen ein kulturelles Bindeglied Einzug in die Mittelmeerwelt, das bis in die römische Kaiserzeit wirkte und die 64 v. Chr. zerfallende politische Einheit im Vorderen Orient gewissermaßen zu kompensieren vermochte. Demnach war es auch der Hellenismus, der als Trägerinstanz einer neuen Lebenskultur nicht nur die räumliche sondern auch die soziokulturelle Infrastruktur für einen intensivierten Warenaustausch über weite Strecken hinweg bereitete. So entwickelten sich in hellenistischer Zeit nicht nur neue (Handels-) Verbindungen zwischen einzelnen Fürstenhöfen und Regionen, sondern es etablierte sich auch eine wachsende Konsumentenelite mit den nötigen Finanzmitteln, um ein zunehmendes Repräsentationsbedürfnis, etwa in Form von fernöstlichen Luxuswaren, zu befriedigen.¹⁰¹

Ein Umstand, der auch für Palmyra von erheblicher Bedeutung gewesen sein dürfte, nicht zuletzt da die Oasensiedlung aufgrund ihrer *polis*-ähnlichen Strukturen und auch architektonischen Elemente als „*cité grecque*“¹⁰² diskutiert wird. Zudem wurden

99 Sommer sieht in dieser Symbiose – er spricht von einer „integrierten Stammesgesellschaft“ – eine wichtige Voraussetzung für Palmyras Aufstieg zum Handelszentrum. Ders., *Löwe von Tadmor*, S. 249.

100 Sommer, *Steppengrenze*, S. 151.

101 J. Toutain, *The Economic Life of the Ancient World (The History of Civilization)*, London-New York, 1996, S. 139–141; Sommer, *Wirtschaftsgeschichte*, S. 54–55; Sommer, *Steppengrenze*, S. 151.

102 Michael Sommer oder auch Ted Kaizer nähern sich beispielsweise dieser Frage mit unterschiedlicher Schwerpunktsetzung an. Auf Grundlage von Maurice Sartres 1996 publiziertem Aufsatz „Palmyre, *cité grecque*“ formen die Autoren jeweils das Bild Palmyras als einer tendenziell griechisch-hellenistisch geprägten Stadt im Vorderer Orient. Sommer, *Steppengrenze*, S. 170–183; Kaizer, Ted, „Palmyre, *cité grecque*? A question of coinage, in: *Klio – Beiträge zur Alten Geschichte* 89 (2007), Nr. 1, S. 39–60. Aus entgegengesetzter Perspektive nähert sich beispielsweise auch Jean-Baptiste Yon an, der nach der Romanisierung des römischen Vorderen Orients, speziell in Hinblick auf Palmyra, fragt. Interessanterweise gelangt dieser zu dem Schluss, dass diese ebenfalls nur in gewis-

die Ergebnisse jüngster archäologischer Ausgrabungen im hellenistischen Teil der Ruinenstadt unter dem Titel „Palmyras Reichtum durch weltweiten Handel“¹⁰³ publiziert. Aspekte, die dafür sprechen, dass die Palmenstadt bereits in hellenistischer Zeit ein Zentrum des Fernhandels war, als das es spätestens in der römischen Epoche bis in die „severische Zeit“¹⁰⁴ hinein fungierte.

Doch auch wenn Palmyra tatsächlich erst im 2. nachchristlichen Jahrhundert seine Blütezeit als Handelsmetropole im Warenverkehr zwischen Orient und Okzident erlebte, wie es nicht zuletzt die in dieser Zeit gehäuft auftretenden Karawaneninschriften bezeugen, so hatten doch auch die früheren Etappen ein für den palmyrischen Handel wichtiges Erbe hinterlassen. Denn obgleich es legitim scheint, von Palmyra als einer griechisch-römischen Stadt im römisch-parthischen bzw. römisch-sasanidischen Vorderen Orient zu sprechen, ist dies angesichts der räumlich-kulturellen Komplexität des (römischen) Nahen Ostens immer noch verkürzt.

„Palmyra war zwar eine Stadt, ein zivilisierter, ja sogar kultivierter Ort, aber doch gefährlich nahe an der nomadischen Un-Kultur und an einer *anderen* Zivilisation, der des Iran oder noch weiter entfernter Regionen.“¹⁰⁵

Dieses Bild, das aus einer Urzeit der palmyrischen Geschichte zu stammen scheint, skizziert etwa Paul Veyne für die Oasenstadt des 2. nachchristlichen Jahrhunderts und straft damit den Versuch zur eindeutigeren kulturpolitischen Verortung Palmyras Lügen. Denn trotz der augenscheinlich griechisch-römischen Prägung war Palmyra ebenso von seiner orientalisch-mesopotamischen Vergangenheit, der von Nomaden bewohnten Wüsten- und Steppenlandschaft und zweifelsohne auch vom Input der geographisch wie kulturell weitreichenden Handelsverbindungen bestimmt. Obwohl die Palmenstadt in der aktuellen Forschung zunehmend als römische Stadt, als eine *colonia* unter vielen, betrachtet wird,¹⁰⁶ war sie gleichwohl keine römische Stadt im eigentlichen Sinne, ebenso wenig wie eine *cité grecque*, oder eine „syrische Stadt wie die anderen“¹⁰⁷. Vielmehr verbanden sich diese vielfältigen Einflüsse zu etwas ganz Eigenem, zu etwas faszinierend Fremdartigem und formten so eine Stadt, die für den „Handel mit der weiten Welt“¹⁰⁸ geradezu prädestiniert war, die derselbe auch

sem Rahmen stattgefunden, vor allem vom Militär und den römisch-imperialen Repräsentanten getragene und vorrangig im 2. bis beginnenden 4. Jahrhundert anzusetzende Romanisierung der römisch-parthischen Grenze eigentlich ebenfalls eine Hellenisierung war. Ders., *La romanisation de Palmyre et des villes de l’Euphrate*, in: *Annales. Histoire, Sciences Sociales* 59 (2004), Nr. 2, S. 313–336, hier S. 335–336.

103 Der Titel gründet sich wohl vordergründig auf die Freilegung eines Monumentalbaus, vermutlich Residenz eines Karawanenherren, sowie auf zahlreiche Kleinfunde, die die Weitläufigkeit des palmyrischen Handelsnetzes verdeutlichen. Visualisiert wird diese in Form zweier Karten, die Palmyra im Zentrum eines Geflechts von Handelsrouten zeigen – allerdings mit der Zeitangabe vom 3. Jahrhundert vor bis zum 3. Jahrhundert n. Chr. –, die vom äußersten Ende des asiatischen Kontinentes bis zur Straße von Gibraltar reichen. Schmidt-Colinet, *Zusammenfassung*, in: Andreas Schmidt-Colinet/Waleed al-As’Ad (Hrsg.), *Palmyras Reichtum durch weltweiten Handel*. Band 2. Kleinfunde, Wien 2013, 268–300, hier S. 275, 278–288; Karten S. 286–287.

104 Sommer, *Steppengrenze*, S. 139.

105 Veyne, *Einführung*, S. 11.

106 Sommer, *Löwe von Tadmor*, S. 283.

107 Veyne, *Einführung*, S. 11.

108 Ebd., S. 12.

verwandelt hatte, wie nicht zuletzt das multikulturelle Erbe der heutigen Ruinenstadt zeigt.¹⁰⁹

5. Geopolitische Bedingungen

Das Wirken derartiger kulturhistorischer Einflüsse und der dadurch mitbedingte Aufstieg Palmyras zum nahöstlichen Handelszentrum ist nicht zuletzt seiner „einzigartigen geographischen wie geostrategischen Lage“¹¹⁰ in der steppenartigen Wüstenlandschaft zwischen Mittelmeer und Zweistromland geschuldet. So war Palmyra erstens eine Oase inmitten der syrischen Wüste. Als fruchtbare Siedlung in ansonsten wasserknappem Gebiet und zugleich auf kürzester Strecke zwischen Persischem Golf und Mittelmeer gelegen, dürfte die Wasserstelle bereits lange vor Ankunft der Römer ein gern frequentierter Ort für durchziehende Reisende auf diesem geographischen Teilstück der antiken Welt gewesen sein.¹¹¹ Noch vor der ausgewiesenen Blüte als Handelsstadt in den ersten drei nachchristlichen Jahrhunderten stellte Palmyra jedenfalls „eine wichtige Karawanenstation auf dem Wege von Mesopotamien nach Mittelsyrien, dem Libanon und Arabien“¹¹² dar.¹¹³ Lage und Anbindung Palmyras im Netz antiker Verkehrs- und Handelsrouten gen Indien kann der mittels antiker Quellen rekonstruierten Karte im Anhang entnommen werden.¹¹⁴

Zweitens verlief bereits in vorrömischer Zeit eine von mehreren Haupttrouten im Ost-West-Verkehr durch Palmyra, die laut J. Toutain allerdings in hellenistischer Zeit noch kaum relevant war. Ein Umstand, der sich vermutlich darauf gründet, dass der Hauptverkehr in den vorhergehenden Jahrhunderten noch zunehmend über die Arabische Halbinsel und demnach über die südlicheren Routen führte. Entweder durch die blühende Nabatäerhauptstadt Petra hindurch weiter nach Südarabien, oder auf dem Wasserweg durch das Rote Meer um Arabien herum nach Indien. Die zunehmende politische Neuformierung des Vorderen Orients durch die Expansion von Römern und Parthern sowie der Niedergang der Hafenstädte am Roten Meer in den letzten beiden Jahrhunderten v. Chr.¹¹⁵ und der Niedergang Petras im 1. Jahrhundert n. Chr. machte die nördliche Route, die durch Palmyra führte, schließlich immer attraktiver.¹¹⁶

Drittens und letztens begünstigten ebendiese Entwicklungen Palmyras Einnehmen einer Schlüsselposition im antiken *Welthandel*: Durch die exponierte Lage im Spannungsfeld zweier Großmächte avancierte die Oasensiedlung zur *Gateway-City* des römisch-persischen Grenzgebietes und war damit per se „stets eine für Austausch in

109 *Palmyra in römischer Zeit*.

110 Sommer, Steppengrenze, S. 139.

111 Ebd.

112 Niehr, Palmyra, DNP online.

113 Ebd.; al-As'ad/Schmidt-Colinet, Zur Einführung, S. 3–4.

114 Abbildung 4.

115 Sommer, Löwe von Tadmor, S. 288.

116 Toutain, *The economic life*, S. 143; Alfred Schlicht, *Die Araber und Europa. 2000 Jahre gemeinsamer Geschichte*, Stuttgart 2008, S. 11–14.

beide Richtungen durchlässige Zone“¹¹⁷, wie beispielsweise Sommer die besondere Lage der Stadt definiert. Den formell zu Rom gehörenden Palmyrenern war es dabei über Jahrhunderte hinweg gelungen, beiden Mächten gegenüber eine neutrale Position zu bewahren, die es erlaubte, in beiden Machtbereichen zu navigieren und erfolgreich Handel zu treiben, wie dies der bereits zitierte Quellenauszug Appians bezeugt. Nach al-As’ad/Schmidt-Colinet lässt sich seit dem 1. Jahrhundert n. Chr. „parallel zu dem zunehmenden Kontakt mit der römischen Welt im Westen [...] eine Intensivierung der Beziehungen auch zu den östlichen und südlichen Nachbarn [...] nachweisen“¹¹⁸. Das tendenzielle *Nordwärtsstreben* der Handels- und Verkehrsrouten war indes zugleich Reaktion als auch Folge des palmyrischen Aufstiegs. Interessanterweise teilte sich die Oase in dieser Hinsicht später ihr Schicksal mit Petra. Denn mit dem (wirtschaftlichen) Niedergang der Palmenstadt im 3. Jahrhundert verschoben sich die Hauptverkehrs- und Handelsrouten abermals gen Norden und Städte wie Nisibis, an der Südgrenze der heutigen Türkei, blühten auf.¹¹⁹

6. Die römische Oberherrschaft als wirtschaftsfördernder Faktor

Den bisher dargelegten Ausführungen zufolge kann entnommen werden, dass Palmyra offenbar eine fast ausschließlich ökonomisch bedeutende Siedlung war – zumindest in jener Zeit, als die Römer ihre Herrschaft sukzessive gen Osten ausweiteten und die Oasenstadt – mehr oder minder autonom – Teil des Imperium Romanum war. Waren es aber tatsächlich die Römer, die der Wüstensiedlung ihre wirtschaftliche Bedeutung verliehen oder war vielmehr das Gegenteil der Fall? War es das Versprechen wirtschaftlicher Prosperität, das den Römern eine Karawanenstadt mitten in der Wüste attraktiv erscheinen ließ?

Immerhin impliziert eine imperiale Expansion, wie sie dem Römerreich jener Zeit zugrunde lag, immer auch eine gewisse gewaltbereite Komponente. Dabei wollte es durchaus gut überlegt sein, welchen Aufwand man tatsächlich auf sich nahm. Denn der Gedanke daran, „man müsse einen Krieg dort auf sich nehmen, wo es keine Wege zum Marschieren gebe“¹²⁰ und „wo das Meer keine Häfen biete“¹²¹ sowie an „Könige voll wildem Trotz, Stämme ohne feste Wohnsitze, ein an Getreide unergiebigem Boden“¹²² bereitete den Ausführungen des Tacitus zufolge offenbar schon Claudius – oder aber seinem geschichtsschreibenden Souffleur selbst – Unbehagen. Eine Oase in der Einöde karger Steppenlandschaft nahe am parthischen und später sasanidischen Großreich, wie Palmyra eine war und deren geographische Lage alle oben genannten Faktoren einer potenziellen Niederlage bot, musste den Aufwand daher sicher lohnen. Inwie-

117 Sommer, Löwe von Tadmor, S. 287.

118 Al-As’ad/Schmidt-Colinet, Zur Einführung, S. 6.

119 Sommer, Orient, S. 137; Sommer, Löwe von Tadmor, S. 285–288.

120 Tac. ann. 12,20: „[...] sed disserebatur contra suscipi bellum avio itinere, importuoso mari; ad hoc reges feroces, vagos populos, solum frugum egenum, taedium ex mora, pericula ex properantia, modicam victoribus laudem ac multum infamiae, si pellerentur.“

121 Ebd.

122 Ebd.

fern die Oase ökonomisch gesehen also von der römischen Oberherrschaft profitieren konnte und von welcher Relevanz das lokale Wirtschaften der Palmyrener überhaupt für das Römische Imperium war, ist Inhalt dieser abschließenden Überlegungen.

6.1 Grundzüge der römisch-kaiserzeitlichen Wirtschaft

Will man die römische Wirtschaft, speziell die der Kaiserzeit, in ihren Grundzügen charakterisieren, trifft auf Rom zu, was auch im antiken Griechenland oder bei den Alten Hochkulturen der Fall war: Sie alle waren im Wesentlichen von Landwirtschaft geprägt, kannten aber auch den Handel.¹²³ Hans-Joachim Drexhage, Heinrich Konen und Kai Ruffing unterscheiden dabei speziell im römisch-kaiserzeitlichen Kontext zwischen Lokal- bzw. Regionalhandel, interregionalem Handel sowie Außen- und Fernhandel.¹²⁴ Für die hier vorliegende Arbeit ist gerade letztgenannter von Belang, den etwa Johannes Renger wie folgt beschreibt:

„Fern- oder Überland-Handel – im Gegensatz zu Austausch und Allokation von Gütern des täglichen Bedarfs auf lokaler Ebene [...] – beruhte auf der Notwendigkeit, die Versorgung mit sog. strategischen Gütern (Metallen, Bauholz) sicherzustellen, die im eigenen Territorium nicht vorhanden waren, sowie auf dem Bedürfnis nach Luxus- und Prestigegütern bzw. den dafür benötigten Materialien.“¹²⁵

Ogleich Renger den Blickpunkt hier eher auf den alten Orient legt, trifft seine Definition ebenso noch für die Zeit der römischen Kaiser zu. Denn zum einen war die Landwirtschaft auch während der Kaiserzeit nach wie vor Grundlage der römischen Wirtschaft, zum anderen – und das haben die bisherigen Ausführungen deutlich gemacht – wurde speziell über Palmyra der Bedarf nach fernöstlichen Luxusgütern abgedeckt.

Dass der palmyrische Handel ausgerechnet in der Römischen Kaiserzeit derart florierte, darf dabei kaum verwundern. Denn mit der Entstehung des Prinzipats begann eine neue Epoche der römischen Handelsgeschichte, die dem auf drei Kontinenten wachsenden Imperium durch den relativen Frieden im Reich und an den Grenzen sowie durch vereinheitlichte innere und äußere Strukturen eine wirtschaftliche Blüte bescherte. So wuchs im Laufe der Kaiserzeit die ökonomische und soziopolitische Bedeutung der Provinzen gegenüber Rom und der Apenninenhalbinsel,¹²⁶ der Gütertausch über Land- und Seewege wurde zunehmend sicherer und die dafür nötige Infrastruktur ausgebaut.¹²⁷ Hinzu kommt eine grundsätzliche „demographische Stabilisierung, die den meisten Menschen zugestandene Freizügigkeit, ein allgemein ak-

123 Siehe hierzu im Detail Johannes Renger, *Wirtschaft. I. Mesopotamien – IV. Iran*, DNP online sowie Johannes Renger/Christoph Briese/Gebhard Bieg/Philip de Souza/Hans-Joachim Drexhage, *Handel*, DNP online.

124 Hans-Joachim Drexhage/ Heinrich Konen/Kai Ruffing, *Die Wirtschaft des Römischen Reiches (1.–3. Jahrhundert). Eine Einführung* (STUDIENBÜCHER. Geschichte und Kultur der Alten Welt), Berlin 2002, S. 120, S. 126, S. 134.

125 Johannes Renger, *Handel. I. Alter Orient (Ägypten, Vorderasien, Indien)*, DNP online.

126 Gertraude Mikl-Horke, *Historische Soziologie der Wirtschaft. Wirtschaft und Wirtschaftsdenken in Geschichte und Gegenwart* (Lehr- und Handbücher der Soziologie), München-Wien 1999, S. 93.

127 Hans-Joachim Drexhage, *Handel. V. Rom. B. Prinzipat*, DNP online.

zeptiertes und stabiles Währungssystem¹²⁸ sowie „eine Staatlichkeit, die einerseits die Abschöpfungsnotwendigkeit konsequent – aber auch differenziert – durchsetzte und andererseits möglichst wenig in das Wirtschaftsgeschehen eingriff“¹²⁹.

Augustus und seine Nachfolger schufen also einheitliche Bedingungen in einem gemeinsamen Aktionsraum. Dabei dürfte dem florierenden palmyrischen Handel besonders die Zurückhaltung des imperialen Zentrums bei Eingriffen in das lokale Wirtschaftsgeschehen zuträglich gewesen sein. Denn es war gerade der verhaltene römische Einfluss – der sich auch in der zunehmenden politischen Autonomie der Oasenstadt zeigt –,¹³⁰ der Palmyra den Status als erfolgreiche Gateway-City bewahrte und damit ein Tor über das parthisch-sasanidische Mesopotamien hinaus bis in den fernen Osten offen hielt. Dass die Palmyrener diese günstigen Umstände zu nutzen wussten, bezeugen nicht zuletzt die Karawaneninschriften, die Pate für eine fast dreihundert Jahre andauernde wirtschaftliche Blütezeit der Oase stehen.

Noch viel greifbarer wird die Bedeutung des wirtschaftsfördernden Faktors *Imperium Romanum* aber vor allem mit Blick ins 3. nachchristliche Jahrhundert, also in die Zeit des palmyrischen Niedergangs. Denn obgleich das ökonomische Ende Palmyras im 3. Jahrhundert – gemeinhin mit dem Abreißen der Karawaneninschriften um 260 n. Chr. in Einklang gebracht – durchaus unterschiedlich diskutiert wird,¹³¹ findet diese Entwicklung doch eine römische Entsprechung: die Reichskrise des 3. Jahrhunderts.

Das zuvor im Innern ebenso wie an den Grenzen friedliche und gestärkte Rom sah sich schon seit Mark Aurel zusehends von auswärtigen Gegnern bedroht. Dadurch wurde das Militär zwingender als je zuvor, was zu erheblichen Mehrkosten führte, was wiederum in einer rigiden Steuerpolitik mündete. Hans Kloft zufolge hafteten dabei oft auch lokale Würdenträger mit ihrem privaten Vermögen für den erhöhten Steuerdruck auf Städte und Regionen.¹³² Womöglich verhielt es sich in Palmyra ähnlich, wo die letzten Karawaneninschriften zum Ende des 2. sowie zu Beginn des 3. Jahrhunderts auf die Versorgung von Karawanen auf Kosten der dafür Honorierten verweisen.¹³³

Das öffentliche, kulturelle und institutionelle Leben des Imperiums stagnierte aufgrund ausbleibender Geldzuwendungen, während die relativ freie Marktpolitik immer

128 Drexhage/Konen/Ruffing, *Wirtschaft Römisches Reich*, S. 119.

129 Ebd..

130 *Palmyra in römischer Zeit*.

131 Udo Hartmann sieht in der politischen Umbruchsituation des 3. Jahrhunderts beispielsweise Palmyras Weg in „eine tiefe, innere Krise“, die mit dem kurzzeitigen Aufstieg der Odaenathen einherging aber schließlich im (ökonomischen) Niedergang endete. Ders., *Teilreich*, S. 76. Im Gegensatz dazu geht beispielsweise Michael Sommer vielmehr von einer sukzessiven Monopolisierung der Macht inklusive dem „Ausschluß potentieller Konkurrenten von den Medien der Macht“ aus. Ders., *Steppengrenze*, S. 159.

132 Kloft, Hans, *Die Wirtschaft des Imperium Romanum* (Zaberns Bildbände zur Archäologie. Sonderbände der Antiken Welt), Mainz am Rhein 2006, S. 116.

133 Gemeinsam mit einer Inschrift von 193 n. Chr. verweisen zwei der nur mehr vier in das 3. Jahrhundert datierenden Inschriften explizit darauf hin, dass die Honorierten Karawanen auf eigene Kosten finanzierten. Inv. III, 28, 193 n. Chr.; Inv. III, 13, 257/258 n. Chr.; Inv. III, 7, nach 260 n. Chr., jeweils übersetzt von Gawlikowski, *Trading Centre*, S. 33, Nr. 28, Nr. 32, Nr. 34. Ein Umstand, der als Indiz für beide unter Anmerkung 131 diskutierten Sichtweisen gewertet werden könnte. Also sowohl als Beweis für eine zunehmende Machtkonzentration einzelner Euergeten auf Palmyras Weg zum Sonderreich, als auch für das Unvermögen der palmyrischen Gemeinschaft, die Existenz sichernden Karawanen zu unterhalten, was womöglich durch einzelne Financiers kompensiert wurde.

mehr zugunsten von „Zwangs- und Naturalabgaben“¹³⁴ zurückging.¹³⁵ Dass derartige Entwicklungen kaum wirtschaftsfördernder Natur waren, zumal in Bezug auf den über Palmyra organisierten Luxuswarenhandel, muss wohl kaum eigens erwähnt werden. Es darf jedenfalls davon ausgegangen werden, dass Pest und Hungersnöte innerhalb des Imperiums ihr Übriges dazu beitrugen, dass das „Bedürfnis, sich durch auffälligen Luxus gesellschaftlich zu profilieren“¹³⁶ – die Basis für Palmyras Luxushandel – zusehends nichtig wurde bzw., dass schlicht auch die Kaufkraft selbst einer vermögenden römischen Oberschicht empfindlich zurückging.

Mit höchster Wahrscheinlichkeit waren es nicht zuletzt diese, die palmyrische Existenzgrundlage bedrohenden Entwicklungen auf *imperialer Ebene*, die ihren Teil dazu beitrugen, dass sich das vormals ökonomisch erfolgreiche Fernhandelszentrum unter Odaenathus zu einem politisch kurzzeitig erfolgreichen Herrschaftszentrum im Nahen Osten formierte. Eine Verwandlung, die letzten Endes allerdings mit aller Heftigkeit das Ende Palmyras einläutete, als Aurelian die Oase 272 n. Chr. eroberte und die ehemals so prosperierende Karawanenstadt beinahe im Flammeninferno aufging. Der kaum ab sprechbare Einfluss des Imperiums für Palmyras Wirtschaftstätigkeit ist damit so weit geklärt. Damit bleibt abschließend nur noch die Frage, inwiefern Palmyra bedeutend für Rom war.

6.2 Palmyras Bedeutung für Rom

Hierzu muss vorab erwähnt werden, dass der römische Fernhandel grundsätzlich in einen Nord- und einen Osthandel unterteilt wird. Aus den nördlichen Provinzen kamen dabei hauptsächlich Gebrauchs- und Grundversorgungsgüter wie Getreide, Wein oder Garum. Gegenüber dem Nordhandel erfreute sich der Handel gen Osten nicht nur größerer Intensität, sondern war zweifellos auch der luxuriösere. Zwar gelangten aus Europa Luxuswaren wie etwa Bernstein ins Reich, allerdings in weit überschaubarerem Umfang. Aus Arabien, Indien und China kamen indes „Güter wie Seide, Indigo, Pfeffer und andere Gewürze und Spezereien sowie Schmuck, vor allem Edelsteine, aus Asien über Palmyra in den Westen. Dieser konnte dagegen im Austausch Purpurwolle, Salz, Glas- und Keramikgeschirr liefern.“¹³⁷ Die Landrouten waren in römischer Zeit schon seit Jahrhunderten bekannt und seit jeher von den ansässigen Völkern kontrolliert worden.¹³⁸ So auch von den Palmyrenern, die sich als eines von vielen Völkern in den knapp 2. Jahrtausenden des interkontinentalen Fernhandels auf eben diesen spezialisiert hatten.¹³⁹ Dabei wurde der Karawanenhandel über Palmyra laut Drexhage in der Zeit des Prinzipats in der im Teilkapitel *Der palmyrische Karawanenhandel im*

134 Kloft, *Wirtschaft Imperium Romanum*, S. 116.

135 Ebd.

136 Ebd., S. 78.

137 Al-As'ad/Schmidt-Colinet, *Zur Einführung*, S. 6; Drexhage/Konen/Ruffing, *Wirtschaft Römisches Reich*, S. 134–136.

138 Drexhage/Konen/Ruffing, *Wirtschaft Römisches Reich*, S. 136.

139 Sommer, *Löwe von Tadmor*, S. 287.

Spiegel der Quellen dargelegten Form „umfassend organisiert“¹⁴⁰ und gewann erheblich an Bedeutung.¹⁴¹

Die zentrale Rolle der Karawanenstadt festigte sich bis ins 2. Jahrhundert hinein also maßgeblich. Darauf verweist nicht nur die bereits den Quellen entnommene intensivierte Handelstätigkeit der Palmenstadt jener Zeit, sondern auch der Umstand, dass Palmyra als quasi-neutraler Akteur zwischen Römern und Persern für die Kontrolle des Mittleren Euphrats sorgte. Das palmyrische Regiment über diese Region, die im „römischen Osthandel der hohen Kaiserzeit [...] von herausragender Bedeutung“¹⁴² war, hatte dabei Vorteile für alle Beteiligten, wie etwa Andreas Luther zusammenfasst:

„Abgesehen davon, daß es dem Partherkönig bedeutend angenehmer gewesen sein dürfte, keine römischen Legionen an den Grenzen seiner babylonischen Besitzungen zu sehen, war das Tal des Mittleren Euphrat [...] so weit von römischem Provinzialgebiet entfernt, daß der logistische Aufwand einer direkten römischen Militärkontrolle beträchtlich gewesen sein muß. Für die römische Seite brachte die Präsenz der Palmyrener somit den Vorteil, daß sie selbst keine Truppen in einem schwierigen Terrain stellen mußten.“¹⁴³

Palmyra konnte im Gegenzug seinen direkten Einfluss auf das Euphrat-Tal zur „Sicherung des Handelsflusses“¹⁴⁴ ausweiten. Die Austauschbeziehung zwischen Palmyra und Rom war damit offenbar also eine in jedem Fall für beide Seiten lukrative Verbindung.

7. Schluss

Was lässt sich abschließend also festhalten? Wie die vorliegende Arbeit gezeigt hat, war Palmyra eine fast ausschließlich ökonomisch bedeutsame Siedlung, die ihre Blütezeit tatsächlich in jener Zeit feiern konnte, als auch die Römer in den Raum östlich des Mittelmeeres expandierten. Was dies im Einzelnen bedeutet, sei anhand der eingangs gestellten Forschungsfragen noch einmal dargelegt:

1. Palmyra lässt sich unter dem älteren semitischen Namen Tadmor bereits seit dem 2. Jahrtausend v. Chr. in mesopotamischen Quellen nachweisen, versinkt aber bis in späthellenistische Zeit im Dunkel der Geschichte. Als Ort tatsächlich greifbarer wird die Oasensiedlung erst in der Zeit des 3. bis 1. Jahrhunderts vor Christi Geburt, und speziell die Palmenstadt der ersten nachchristlichen Jahrhunderte gilt als quellentechnisch besonders gut belegt. Palmyra rückt mit der sukzessiven Expansion der seit 64 v. Chr. östlich des Mittelmeeres anlandenden Römer in ein immer lichtereres Blickfeld der Geschichte. In welchem Umfang das Palmyra des letzten vorchristlichen Jahrhunderts von der römischen Ostexpansion tangiert wurde, wird

140 Hans-Joachim Drexhage, Indienhandel, DNP online.

141 Ebd.

142 Andreas Luther, Dura-Europos zwischen Palmyra und den Parthern. Der politische Status der Region am mittleren Euphrat im 2. Jh. n. Chr. und die Organisation des palmyrischen Fernhandels, in: Robert Rollinger/Christoph Ulf, Commerce and Monetary Systems in the Ancient World: Means of Transmission and Cultural Interaction (Oriens et Occidens 6), Stuttgart 2004, S. 327–352, hier S. 327.

143 Luther, Dura-Europos, S. 344.

144 Ebd.

in der Forschung unterschiedlich diskutiert. Spätestens mit der Annexion unter Tiberius Anfang des 1. Jahrhunderts n. Chr. gelangte Palmyra aber unter römische Oberherrschaft. Der Oasenstadt ist über die Zeit der römischen Vorherrschaft – vor allem aber für das 2. und 3. nachchristlichen Jahrhundert – ein hoher Grad lokaler Autonomie zu bescheinigen. Vermutlich war nicht zuletzt dies der entscheidende Faktor für das Einnehmen der für den interkontinentalen Fernhandel so günstigen Position als *Gateway-City*.

2. Denn gerade der interkontinentale Fernhandel war es, der nicht nur die Lebensgrundlage der Palmyrener, sondern auch die Quelle ihres Reichtums markierte. Ein Reichtum, der sich nicht zuletzt in den steinernen Überresten der einstigen Prachtbauten der heutigen Ruinenstadt ablesen lässt. Wie insbesondere anhand der zeitgenössischen Quellen nachgezeichnet werden konnte, waren die Oasenbewohner spätestens seit dem 1. Jahrhundert – womöglich auch schon in hellenistischer oder noch früherer Zeit – als Handelsleute bekannt, die Waren aus dem fernen asiatischen Raum über persisches Gebiet hinweg nach Arabien und weiter in römisches Territorium handelten. Die Palmyrener des 1. bis 3. nachchristlichen Jahrhunderts traten dabei nicht nur als Financiers und Protektoren eines weitverzweigten Karawanenhandels auf, sondern sie fungierten in römischer Zeit als Organisatoren des gesamten römischen Ostfern- und Luxuswarenhandels, der sich durch das immer wieder verfeindete parthisch-sasanidische Mesopotamien bis nach Indien und China im fernen Osten erstreckte.
3. Waren letztlich also die Römer der wirtschaftsfördernde Faktor im antiken Palmyra? Tatsächlich konnte im Zuge dieser Bachelorarbeit nachgezeichnet werden, dass etwa um die Ankunftszeit der Römer an den östlichen Gestaden des Mittelmeeres mehrere, den palmyrischen Handel begünstigende Faktoren zusammenwirkten: Palmyra war durch sein vielfältiges kulturelles Erbe geradezu prädestiniert für den Handel mit der weiten Welt. Die antiken Hauptverkehrs- und Handelsrouten verlagerten sich aus diversen Gründen um Christi Geburt etwa vom weiter südlich gelegenen Petra gen Norden und führten durch Palmyra, was der Stadt weiteren Aufschwung beschert hat. Nicht zuletzt geriet Palmyra in dieser Zeit unter römische Oberherrschaft.

In Hinblick auf die eingangs aufgestellte These, dass Palmyra seinen Aufstieg zur nahöstlichen Handelsmetropole also tatsächlich der römischen Oberherrschaft zu verdanken hat, lässt sich Folgendes festhalten: Im Zuge der vorliegenden Arbeit und insbesondere durch die Analyse der palmyrischen Quelleninschriften konnte aufgezeigt werden, dass sich Anfang und Ende Palmyras als florierende Handelsmetropole im Vorderen Orient sehr deutlich mit den günstigen Entwicklungen der Kaiserzeit im 1. und 2. Jahrhundert sowie mit den beginnenden Zerfallserscheinungen seit dem 3. Jahrhundert decken. Zum einen konnte Palmyra vermutlich nur durch die relativ zurückhaltende römische Oberherrschaft überhaupt erst eine den (Fern-)Handel jener Zeit derart begünstigende Position als *Gateway-City* an der Schnittstelle zweier im Laufe der Geschichte immer wieder verfeindeter Großreiche einnehmen. Hinzu

kommt, dass die Palmenstadt von den zunehmend vereinheitlichten Strukturen in einem in seinem Innern wie an den Grenzen friedlichen Großreich profitierte, in dem sich eine zunehmend kaufkräftige Oberschicht mit dem Bedürfnis nach Prestigegütern, etwa in Form von weitgehandelten, fernöstlichen Luxusgütern, etablierte. Zum anderen setzte mit dem beginnenden Zerfall dieser den palmyrischen Handel begünstigenden Strukturen im 3. Jahrhundert auch der Niedergang Palmyras als florierender Handelsmetropole ein.¹⁴⁵

8. Quellen

Appian, *bella civilia* (griechisch-französisch), übers. u. komm. v. Maud Étienne-Duplessis (Collection des Universités de France), Paris 2013.

Inventaire des inscriptions de Palmyre. Bd. 10. *L'Agora*, Jean Starcky (Hrsg.), komm. v. Jean Cantineau, Beirut-Damaskus 1949.

Inventaire des inscriptions de Palmyre. Bd. 3. *La grande colonnade*, Jean Cantineau (Hrsg.), Beirut-Damaskus 1930.

Plinius, *naturalis historia* (latein-deutsch), Gerhard Winkler (Hrsg.) (Sammlung Tusculum), München 1993.

Tacitus, *Annalen* (latein-deutsch), Erich Heller (Hrsg.) (Sammlung Tusculum), 4. Aufl., Düsseldorf-Zürich 2002.

9. Literatur

Al-As'ad, Khaled/Schmidt-Colinet, Andreas, Zur Einführung, in: Schmidt-Colinet, Andreas (Hrsg.), *Palmyra. Kulturbegegnungen im Grenzbereich* (Sonderbände der antiken Welt. Zaberns Bildbände zur Archäologie), Mainz am Rhein 2005³, S. 2–13.

de Souza, Philip, Handel. IV. Griechenland. B. Fernhandel, in: Cancik, Hubert/Schneider, Helmuth/Landfester, Manfred (Hrsg.), *Der Neue Pauly* 2006, online [<http://referenceworks.brillonline.com/entries/der-neue-pauly/handel-e502500>], eingesehen 1.9.2015.

Drexhage, Hans-Joachim, Handel. V. Rom. B. Prinzipat, in: Cancik, Hubert/Schneider, Helmuth/Landfester, Manfred (Hrsg.), *Der Neue Pauly*, online [<http://referenceworks.brillonline.com/entries/der-neue-pauly/handel-e502500>], eingesehen 12.9.2015.

145 Was diese Arbeit freilich nicht leisten konnte, was eine allgemeine Darstellung der wirtschaftlichen Rolle und Bedeutung der Oasenstadt Palmyra aber aufgrund der schwierigen Quellenlage zumindest im Ansatz versuchen musste – das muss zum Schluss erwähnt werden –, ist eine Analyse des persischen Einflusses. Als Drehscheibe des antiken Welthandels aufgrund der günstigen Lage als Gateway-City an der Schnittstelle zwischen Orient und Okzident, zwischen Imperium Romanum und persischem Mesopotamien, markiert der römische Einfluss in Palmyra natürlich nur eine Seite der sprichwörtlichen Medaille. Denn ganz abgesehen davon, dass die Beziehung des Vorderen Orients zum mesopotamischen Raum weitaus älter ist, als jene zum hellenistisch-römischen Westen, markiert das Parther- bzw. Sasanidenreich selbst zur Zeit von Palmyras wirtschaftlicher Blüte unter römischer Oberherrschaft noch den Hauptaktionsraum der palmyrischen Handelstätigkeit. Der palmyrische Einfluss in westlicher Richtung scheint sich hingegen spätestens an den östlichen Mittelmeerhäfen verloren zu haben. Eine überaus spannende Tatsache, die nach wie vor der weiteren Untersuchung harret...

Drexhage, Hans-Joachim, Indienhandel, in: Cancik, Hubert/Schneider, Helmuth/Landfester, Manfred (Hrsg.), *Der Neue Pauly*, online [<http://referenceworks.brillonline.com/entries/der-neue-pauly/indienhandel-e524070>], eingesehen 11.9.2015.

Drexhage, Hans-Joachim/Konen, Heinrich/Ruffing, Kai, *Die Wirtschaft des Römischen Reiches (1.–3. Jahrhundert). Eine Einführung (STUDIENBÜCHER. Geschichte und Kultur der Alten Welt)*, Berlin 2002.

Felix, Wolfgang, Pompeius bis Herakleios. Der Nahe Osten zwischen Rom und Persien, in: Steffelbauer, Ilja/Hakami, Khaled (Hrsg.), *Vom Alten Orient zum Nahen Osten (Expansion – Interaktion – Akkulturation. Historische Skizzen zur Europäisierung Europas und der Welt 10)*, Essen 2006, S. 106–136.

Galsterer, Hartmut, Coloniae. E. Geschichte, in: Cancik, Hubert/Schneider, Helmuth/Landfester, Manfred (Hrsg.), *Der Neue Pauly*, online [<http://referenceworks.brillonline.com/entries/der-neue-pauly/coloniae-e303060>], eingesehen 26.8.2015.

Gawlikowski, Michał, Palmyra as a Trading Centre, in: *Iraq 56* (1994), S. 27–33.

Golvin, Jean-Claude, *Metropolen der Antike*, Paris 2003.

Hartmann, Udo, *Das palmyrenische Teilreich (Oriens et Occidens 2)*, Stuttgart 2001.

Hekster, Olivier/Kaiser, Ted, Mark Antony and the Raid on Palmyra: Reflections on Appian, „*Bella Civilia*“ V,9, in: *Latomus 63* (2004), Nr. 1, S. 70–80.

Hrouda, Barthel, *Mesopotamien. Die antiken Kulturen zwischen Euphrat und Tigris (C. H. Beck Reihe Wissen)*, München 2008⁵.

Kaiser, Ted, „Palmyre, cité grecque“? A question of coinage, in: *Klio – Beiträge zur Alten Geschichte 89* (2007), Nr. 1, S. 39–60.

Karawanenhandel, in: Duden, online [<http://www.duden.de/rechtschreibung/Karawane#b2-Bedeutung-1>], eingesehen 9.9.2015.

Kloft, Hans, *Die Wirtschaft des Imperium Romanum (Zaberns Bildbände zur Archäologie. Sonderbände der Antiken Welt)*, Mainz am Rhein 2006.

Kropp, Andreas J. M., *Images and Monuments of Near Eastern dynasts 100 BC–AD 100 (Oxford studies in ancient culture and representation)*, Oxford 2013.

Luther, Andreas, Dura-Europos zwischen Palmyra und den Parthern. Der politische Status der Region am mittleren Euphrat im 2. Jh. n. Chr. und die Organisation des palmyrischen Fernhandels, in: Rollinger, Robert/Ulf, Christoph, *Commerce and Monetary Systems in the Ancient World: Means of Transmission and Cultural Interaction (Oriens et Occidens 6)*, Stuttgart 2004, S. 327–352.

Meyer-Zwiffelhofer, Eckhard, *Imperium Romanum. Geschichte der römischen Provinzen (C. H. Beck Reihe Wissen)*, München 2009.

Mikl-Horke, Gertraude, *Historische Soziologie der Wirtschaft. Wirtschaft und Wirtschaftsdenken in Geschichte und Gegenwart* (Lehr- und Handbücher der Soziologie), München-Wien 1999.

Millar, Fergus, *The Roman Near East. 31 BC – AD 337*, Cambridge/London 1994.

Niehr, Herbert, Palmyra. I. Geschichte, in: Cancik, Hubert/Schneider Helmuth/Landfester, Manfred (Hrsg.), *Der Neue Pauly*, online [<http://referenceworks.brillonline.com/entries/der-neue-pauly/palmyra-e904870>], eingesehen 2.8.2015.

Oelsner, Joachim, Charax Spasinu, in: Cancik, Hubert/Schneider, Helmuth/Landfester, Manfred (Hrsg.), *Der Neue Pauly*, online [<http://referenceworks.brillonline.com/entries/der-neue-pauly/charax-spasinu-e231530>], eingesehen am 28.8.2015.

Renger, Johannes, Handel. I. Alter Orient (Ägypten, Vorderasien, Indien), in: Cancik, Hubert/Schneider, Helmuth/Landfester, Manfred (Hrsg.), *Der Neue Pauly*, online [<http://referenceworks.brillonline.com/entries/der-neue-pauly/handel-e502500>], eingesehen 12.9.2015.

Renger, Johannes, Wirtschaft. I. Mesopotamien – IV. Iran, in: Cancik, Hubert/Schneider, Helmuth/Landfester, Manfred (Hrsg.), *Der Neue Pauly*, online [<http://referenceworks.brillonline.com/entries/der-neue-pauly/wirtschafte12211230>], eingesehen 12.9.2015.

Renger, Johannes/Briese, Christoph/Bieg, Gebhard/de Souza, Philip/Drexhage, Hans-Joachim, Handel, in: Cancik, Hubert/Schneider, Helmuth/Manfred Landfester, *Der Neue Pauly*, online [<http://referenceworks.brillonline.com/entries/der-neue-pauly/handel-e502500>], eingesehen 12.9.2015.

Rostovtzeff, Michael, *Caravan Cities*, Oxford 1932.

Scharrer, Ulf, Nomaden und Seßhafte in Tadmor im 2. Jahrtausend v. Chr., in: Schuol, Monika/Hartmann, Udo/Luther, Andreas (Hrsg.), *Grenzüberschreitungen. Formen des Kontakts zwischen Orient und Okzident im Altertum (Oriens et Occidens 3)*, Stuttgart 2002, S. 279–331.

Schiemann, Gottfried, Ius, 3. Ius Italicum, in: Cancik, Hubert/Schneider, Helmuth/Landfester, Manfred (Hrsg.), *Der Neue Pauly*, online [<http://referenceworks.brillonline.com/entries/der-neue-pauly/ius-e603950>], eingesehen 26.8.2015.

Schlicht, Alfred, *Die Araber und Europa. 2000 Jahre gemeinsamer Geschichte*, Stuttgart 2008.

Schmidt-Colinet, Andreas, Einleitung, in: Schmidt-Colinet, Andreas/Al-As'ad, Waleed (Hrsg.), *Palmyras Reichtum durch weltweiten Handel. Archäologische Untersuchungen im Bereich der hellenistischen Stadt. Band 1. Architektur und ihre Ausstattung*, Wien 2013, S. 75–79.

Schmidt-Colinet, Zusammenfassung, in: Schmidt-Colinet, Andreas/al-As'Ad Waleed (Hrsg.), *Palmyras Reichtum durch weltweiten Handel. Band 2. Kleinfunde*, Wien 2013, S. 268–300.

Schottky, Martin, Zenobia. 2. Herrscherin von Palmyra, 3. Jh. n. Chr., in: Cancik, Hubert/Schneider Helmut/Landfester, Manfred (Hrsg.), *Der Neue Pauly*, online [<http://referenceworks.brillonline.com/entries/der-neue-pauly/zenobia-e12215590>], eingesehen 15.8.2015.

Schuol, Monika, *Die Charakene. Ein mesopotamisches Königreich in hellenistisch-parthischer Zeit (Oriens et Occidens 1)*, Stuttgart 2000.

Sommer, Michael, *Der Löwe von Tadmor. Palmyra und der unwahrscheinliche Aufstieg des Septimius Odaenathus*, in: *Historische Zeitschrift* 287 (2008), S. 281–318.

Sommer, Michael, *Der römische Orient. Zwischen Mittelmeer und Tigris*, Darmstadt 2006.

Sommer, Michael, *Hatra. Geschichte und Kultur einer Karawanenstadt im römisch-parthischen Mesopotamien (Sonderbände der antiken Welt. Zaberns Bildbände zur Archäologie)*, Mainz am Rhein 2003.

Sommer, Michael, *Roms orientalische Steppengrenze. Palmyra – Edessa – Dura-Europos – Hatra. Eine Kulturgeschichte von Pompeius bis Diocletian (Oriens et Occidens 9)*, Stuttgart 2005.

Sommer, Michael, *Wirtschaftsgeschichte der Antike (C. H. Beck Reihe Wissen)*, München 2013.

Toutain, J., *The Economic Life of the Ancient World (The History of Civilization)*, London-New York 1996.

Uhlig, Helmut, *Die Seidenstraße. Antike Weltkultur zwischen China und Rom*, Bergisch Gladbach 1986.

Van de Mierop, Marc, *Economic Theories and the Ancient Near East*, in: Rollinger, Robert/Ulf, Christoph (Hrsg.), *Commerce and Monetary Systems in the Ancient World: Means of Transmission and Cultural Interaction (Oriens et Occidens 6)*, Stuttgart 2004, S. 54–65.

Veyne, Paul, *Einführung*, in: Degeorge, Gérard, *Palmyra*, München 2002, S. 9-18.

Will, Ernest, *Marchands et chefs de caravanes a Palmyre*, in: *Syria* 34 (1957), Nr. 3/4, S. 262–277.

Wittke, Anne-Maria/Olshausen, Eckhart/Szydlak, Richard (Hrsg.), *Der Neue Pauly, Supplemente 3, Historischer Atlas der antiken Welt*, Stuttgart 2007.

Yon, Jean-Baptiste, *La romanisation de Palmyre et des villes de l'Euphrate*, in: *Annales. Histoire, Sciences Sociales* 59 (2004), Nr. 2, S. 313–336.

Young, Gary K., *Rome's Eastern Trade. International commerce and imperial policy, 31 BC – AD 305*, London-New York 2001.

Zahrnt, M., *Zum Fiskalgesetz von Palmyra und zur Geschichte der Stadt in hadrianischer Zeit*, in: *Zeitschrift für Papyrologie und Epigraphik* 62 (1986), S. 279–293.

10. Abbildungen

Im Original ist hier eine Abbildung, welche die territoriale Entwicklung des Imperium Romanum in republikanischer Zeit anzeigt.

*Abbildung 1: Die territoriale Entwicklung des Imperium Romanum in republikanischer Zeit*¹⁴⁶

Im Original ist hier eine Abbildung, welche die Errungenschaften des Pompeius verdeutlicht.

*Abbildung 2: Die Neuordnung des Vorderen Orients durch Pompeius (67–59 v. Chr.)*¹⁴⁷

Im Original ist hier eine Abbildung der Provinzen des Imperium Romanum von Augustus bis Septimius Severus.

*Abbildung 3: Die Provinzen des Imperium Romanum von Augustus bis Septimius Severus (27. v. Chr. bis 211 n. Chr.)*¹⁴⁸

Im Original ist hier eine Abbildung der Land- und Seerouten nach Indien anhand antiker Quellen von Hans-Joachim Drexhage.

*Abbildung 4: Land- und Seerouten nach Indien anhand antiker Quellen*¹⁴⁹

146 Olshausen, Eckhart, Die territoriale Entwicklung des Imperium Romanum in republikanischer Zeit, in: Wittke, Anne-Maria/Olshausen, Eckhart/Szydlak, Richard (Hrsg.), Der Neue Pauly, Supplemente 3, Historischer Atlas der antiken Welt, Stuttgart 2007, S. 141.

147 Ders., Die Neuordnung des Vorderen Orients durch Pompeius (67–59 v. Chr.), in: DNP Supplemente Atlas, S. 161.

148 Olshausen, Die Provinzen des Imperium Romanum von Augustus bis Septimius Severus (27 v. Chr. bis 211 n. Chr.), in: DNP Supplemente Atlas, Seite 177.

149 Hans-Joachim Drexhage, *Indienhandel*, in: DNP online.

Lisa-Marie Gabriel ist Studentin der Geschichtswissenschaften (Masterstudium Geschichte und Alte Geschichte) im 2. Semester an der Universität Innsbruck.

Lisa-Marie.Gabriel@student.uibk.ac.at

Zitation dieses Beitrages

Lisa-Marie Gabriel, Von der Oase zur antiken Handelsmetropole. Überlegungen zur wirtschaftlichen Rolle und Bedeutung der nahöstlichen Oasenstadt Palmyra im Kontext der römischen Ostexpansion, in: *historia.scribere* 9 (2017), S. 215–242, [<http://historia.scribere.at>], 2016–2017, eingesehen 14.6.2017 (=aktuelles Datum).

Indigene und Cook. Der Tahitianer Omai (1751–1780) als Fallbeispiel für das Konzept des *Edlen Wilden*?

Jakob Kathrein

Kerngebiet: Neuzeit

eingereicht bei: Priv.-Doz. Mag. Dr. Robert Rebitsch

eingereicht im Semester: WS 2015/16

Rubrik: SE-Arbeit

Abstract

Indigenous people and Cook. The Tahitian Omai (1751–1780) as an example for the concept of the *Noble Savage*?

During James Cook's second voyage of discovery, a young Tahitian by the name of Omai (1751–1780) was taken aboard the *Adventure*, one of the two ships of this expedition. Omai travelled to England, where he was introduced to the British Upper Class and much admired as a living example of a noble and pure South Sea islander in tune with Mother Nature. Omai became accepted in the highest society circles, was painted by several great artists of the time and became part of the collective hype surrounding James Cook's voyages of discovery and the new experiences with non-European cultures. This paper compares available scientific literature on this topic and aims to analyse the role of Omai as a historical figure and as the personification of the idealized European concept of the noble savage.

1. Einleitung

„Es gab zwei Hauptstraßen der Träume, und beide führten ins Unbekannte. Auf der einen ging es um die Entdeckung der Erde, um Inseln, Länder, vielleicht Kontinente und womöglich Paradiese – und um die Menschen, die dort lebten.“¹

1 Christian Graf von Krockow, *Der große Traum von Bildung. Auf den Spuren der Entdeckungsreisenden James Cook und Georg Forster*, München 2003, S. 8.

Mit diesen Worten beschrieb Christian von Krockow in seiner Publikation „Der große Traum von Bildung“ (2005) die zentralen Motive für die großen Entdeckungsfahrten des 18. Jahrhunderts. Diese Seminararbeit beschäftigt sich mit den Kulturkontakten zwischen den Europäern und den Indigenen in Zusammenhang mit den Entdeckungsfahrten von James Cook (1728–1779), den Krockow als den „größten aller Entdecker“ bezeichnete.² Der aus einfachen Verhältnissen stammende Engländer Cook arbeitete schon als Teenager fünf Jahre auf Kohlenschiffen, bis er als Matrose in die Royal Navy eintrat. Er genoss eine gute Ausbildung, erlebte den Siebenjährigen Krieg und konnte Karriere machen. Für das Angebot zur Leitung der ersten Reise von 1768–1771 kamen ihm seine Kenntnisse hinsichtlich Vermessung und Kartographierung sowie das erworbene Ansehen für sein Mitwirken bei der Kartierung Neufundlands und Labradors zugute.³

Auf die erste Entdeckungsfahrt, die Cook bereits großen Ruhm einbrachte, folgten noch zwei weitere Reisen in den Jahren 1772–1775 und 1776–1779. Der Anlass der zweiten Reise bestand einerseits in der erneuten Suche nach einem vermuteten Südkontinent, andererseits auch in der weiteren Entdeckung und Inbesitznahme von neuen Inseln für Großbritannien.⁴ Während bei der ersten Expedition mit der *Endeavour* nur ein Schiff in See stach, waren es bei der darauffolgenden bereits zwei. Cook war Kapitän der *Resolution*, ihm gegenüber stand Tobias Furneaux (1735–1781), Kapitän der *Adventure* und Offizier der Royal Navy. Die wichtigsten wissenschaftlichen Begleiter der Reise waren der Astronom und Mathematiker William Wales (1734–1798), der Astronom William Bayly (1737–1810), die deutschen Naturforscher Johann Reinhold Forster (1729–1798) und dessen Sohn Georg Forster (1754–1794) sowie der schwedische Arzt und Botaniker Anders Sparrman (1748–1820).⁵

Schon bei der ersten Reise war mit dem Botaniker Daniel Solander (1733–1782) ein Schwede mit an Bord gewesen. Das erklärt sich insbesondere durch den Einfluss des schwedischen Naturforscher, Botanikers und Zoologen Carl von Linné (1707–1778) auf die Forschung. Solander wurde von Joseph Banks (1742/43–1820), Finanzier der Reise, bedeutendes Mitglied der Royal Society⁶ und Hobbybotaniker zur Mitreise eingeladen. Banks verfasste zur ersten Reise Tagebucheinträge, die heute eine der wichtigsten Quellen zu den Expeditionen Cooks darstellen.⁷ Banks und Solander lieferten maßgeb-

2 Christian Graf von Krockow, *Der große Traum von Bildung. Auf den Spuren der Entdeckungsreisenden James Cook und Georg Forster*, München 2003, S. 8.

3 Adrienne L. Kaepler, *Die drei Weltreisen des James Cook*, in: Kunst- und Ausstellungshalle der Bundesrepublik Deutschland (Hrsg.), *Ausstellungskatalog „James Cook und die Entdeckung der Südsee“*, Bonn 2009, S. 18–23, hier S. 18.

4 Kaepler, *Weltreisen*, S. 20.

5 Ebd., S. 21.

6 Die Royal Society war eine Vereinigung von britischen Gelehrten, die sich 1660 als nationale Akademie der Wissenschaften gründete. Sie unterstützte die Cook'schen Expeditionen finanziell durch wissenschaftliches Personal, Details dazu in Bill Bryson (Hrsg.), *Seeing Further. The Story of Science and the Royal Society*, London 2010.

7 Banks beschrieb etwa die Maori in Neuseeland besonders detailliert, um nur ein Beispiel zu nennen. In einem Eintrag vom 11. Oktober 1769 schreibt er: „The people were in general of a midling size tho there was one who measurd more than 6 feet, their colour dark brown. Their lips were staidn with something put under the skin (as in the Otahite tattow) and their faces markd with deeply engravd furrows Colourd also black and formd in regular spirals; [...] The faces of some were painted with a red colour in oil some all over, others in parts only, in their hair was much oil that had very little smell, more lice than ever I saw before!; Man kann sich gut vorstellen, dass

liche Erkenntnisse im Bereich der Naturforschung und zum Kontakt mit den außereuropäischen Völkern. Sie waren laut dem deutschen Schriftsteller und Biographen Otto Emersleben auch die beiden „wichtigsten Handelsvermittler“⁸. Ihre Erfahrungsberichte entfachten eine wahre Begeisterung für die fernen Kulturen.⁹

Das wissenschaftliche Personal bei allen Expeditionen Cooks war international. Dies spiegelt das große Interesse der gesamten europäischen Öffentlichkeit an den Entdeckungsfahrten des 18. Jahrhunderts und die zunehmende Vernetzung der europäischen Wissenschaftler wider.

1.1 Fragestellung und Ziel der Arbeit

Der Fokus der Arbeit liegt auf der zweiten Reise, weil der Kulturkontakt mit den Indigenen bei dieser Entdeckungsfahrt an einem konkreten Beispiel sichtbar gemacht werden kann. Denn die Europäer nahmen einen Tahitianer namens *Omai* bzw. *Mai* – in den Aufzeichnungen Cooks wird er auch *Omiāh* genannt – mit nach England. Dort nahm sich Joseph Banks seiner als Mentor an. Als erster Polynesier, der Großbritannien besuchte, wurde Omai zum „darling of the London scene“¹⁰. Er machte die Bekanntschaft König Georgs III. und Lord Sandwicks, der zu einem seiner Förderer wurde. Außerdem porträtierten ihn bedeutende englische Maler des 18. Jahrhunderts, darunter Joshua Reynolds (1723–1792), William Parry (1742/1743–1791) und Nathaniel Dance (1735–1811).¹¹

Das Forschungsinteresse richtet sich insbesondere auf die Beschreibung von Omai in den verschiedenen Quellen. Folgende Fragestellungen sollen dabei als Ausgangspunkt der Untersuchung dienen: Wie ist die Figur des Omai in das Konzept des *Edlen Wilden* einzuordnen? Welche Aussagen werden dazu in den vorhandenen Quellen getroffen? Finden sich dabei wiederkehrende Narrative?

Es wird außerdem die Hypothese aufgestellt, dass die Europäer in Omai eine Art *Trophäe* sahen. Er wurde als klassischer Vertreter des Idealbilds des *Edlen Wilden* mit nach England genommen, um der englischen Gesellschaft einen Eindruck des verklärten Lebens der Südseeinsulaner zu geben. Omai konnte nie aus dieser festgelegten Rolle ausbrechen.

Beschreibungen wie diese bei den Lesern enorme Neugier und Sehnsucht nach fremden Kulturen erzeugten. Weiterführendes in *The Endeavour Journal of Sir Joseph Banks, 1768–1771, Volume 1*, Sydney 1962, [<http://nzetc.victoria.ac.nz/tm/scholarly/tei-Bea01Bank-t1-body-d7-d3.html>], 2007, eingesehen 23. 4. 2016, S. 407. Kompakte Informationen zu Banks liefert Jeremy Coote, *Sir Joseph Banks – Wissenschaftler und Sammler auf der ersten Reise*, in: Kunst- und Ausstellungshalle der Bundesrepublik Deutschland (Hrsg.), *Ausstellungskatalog „James Cook und die Entdeckung der Südsee“*, Bonn 2009, S. 61–62.

8 Otto Emersleben, *James Cook. Seemann – Entdecker – Naturforscher*, Berlin 1989, S. 100.

9 Kaepler, *Weltreisen*, S. 18.

10 Captain Cook Birthplace Museum, *Omai the noble savage*, o. D. [<http://www.captcook-ne.co.uk/ccne/themes/omai.htm>], eingesehen 17.4.2016.

11 Kaepler, *Weltreisen*, S. 22.

1.2 Forschungsstand und Quellenlage

Zu James Cook und seinen Reisen wurde bisher viel gearbeitet. Einer der wichtigsten Autoren, dessen Publikationen als Standardwerke anzusehen sind, ist der neuseeländische Historiker John C. Beaglehole.¹² Er schrieb nicht nur eine Biographie zu Cook, sondern gab vor allem Cooks Journals in vier kommentierten Bänden heraus. Sie erschienen zwischen 1955 und 1967 und enthalten auch Journals und Briefe von anderen Mitreisenden. 1962 veröffentlichte Beaglehole ebenso eine Ausgabe der Journals von Joseph Banks. Seine Werke werden in dieser Arbeit benutzt. Des Weiteren wird ein Ausstellungskatalog aus dem Jahr 2009¹³ verwendet, in dem mehrere Aufsätze zu konkreten Themen in Zusammenhang mit den Cook'schen Expeditionen vorhanden sind, sowie eine Publikation des deutschen Historikers Christian Graf von Krockow.¹⁴ Eine bedeutende Quelle stellen außerdem die Werke Georg Forsters dar.¹⁵

Um das Konzept des *Edlen Wilden* zu erläutern, wird insbesondere auf Veröffentlichungen des Schweizer Historikers Urs Bitterli zurückgegriffen, der sich eingehend mit der Entdeckungs- und Kolonialgeschichte beschäftigte.¹⁶

In der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit Omai zeigt sich hinsichtlich der vorhandenen Quellen eine Problematik, die hier kurz angesprochen werden soll. Von den Indigenen der Cook'schen Reisen sind keine eigenhändigen schriftlichen Zeugnisse überliefert. Die Quellen wurden ausschließlich von europäischen Autoren verfasst. Dessen muss man sich stets bewusst sein. Die Frage des indigenen Standpunkts ist daher äußerst schwierig zu handhaben.¹⁷ Omai kann jedenfalls bezüglich der Quellen nur im Kontext der europäischen Perspektive analysiert werden.

Im deutschsprachigen Raum erschien spezifisch zu Omai lange kaum ein größeres Werk. Omais Geschichte wird jedoch fast in jeder Publikation zu den Reisen Cooks zumindest in einigen Sätzen angesprochen. Der Schweizer Schriftsteller Lukas Hartmann beschrieb Omais Werdegang in seinem Roman „Bis ans Ende der Meere“ von 2009¹⁸

12 John C. Beaglehole, *The Life of Captain James Cook*, Stanford 1974; *The Journals of Captain James Cook on his Voyages of Discovery*; Ders., *The Journals of Captain James Cook. The Voyage of the Endeavour, 1768–1771*, Cambridge 1955, reprinted 1968; Ders., *The Voyage of the Resolution and Adventure 1772–1775*, Cambridge 1961, reprinted 1969; Ders., *The Journals of Captain James Cook, The Voyage of the Resolution and Discovery, 1776–1780*, 2 Bde., Cambridge 1967. Ders., *The Endeavour Journal of Joseph Banks 1768–1771*, 2 Bde., Sydney 1962.

13 Kunst- und Ausstellungshalle der Bundesrepublik Deutschland (Hrsg.), *Ausstellungskatalog „James Cook und die Entdeckung der Südsee“*, Bonn 2009.

14 Christian Graf von Krockow, *Der große Traum von Bildung. Auf den Spuren der Entdeckungsreisenden James Cook und Georg Forster*, München 2003.

15 Georg Forster, Johann Reinhold Forster's Reise um die Welt während den Jahren 1772 bis 1775, 2 Bde., Berlin 1778 bzw. 1780.

16 Urs Bitterli, *Die exotische Insel*, in: König, Hans-Joachim/Reinhard, Wolfgang/Wendt, Reinhard (Hrsg.), *Der Beobachter außereuropäischer Kulturen. Zur Problematik der Wirklichkeitswahrnehmung* (Zeitschrift für Historische Forschung 7), Berlin 1989, S. 65–81; Ders., *Der edle Wilde – ein verlorener Traum*, in: Arens, Werner/Braun, Hans-Martin (Hrsg.), *Die Indianer. Ein Lesebuch*, München 1993, S. 323–328; Ders., *Asien, Australien, Pazifik (Die Entdeckung und Eroberung der Welt. Dokumente und Berichte 2)*, München 1981; Ders., *Die Wilden und die Zivilisierten. Grundzüge einer Geistes- und Kulturgeschichte der europäisch-überseeischen Begegnungen*, München 21991.

17 Näheres dazu bei Dagmar Galin, Vaalooa. *Die Ankunft der Weißen Geister. Erster Kontakt mit Europäern in der Überlieferung Ozeaniens*, Berlin 1997. Galin stellt sich darin die Frage, wie der Kontakt mit den *Entdeckern* von den *Entdeckten* erlebt wurde.

18 Lukas Hartmann, *Bis ans Ende der Meere. Die Reise des Malers John Webber mit Captain Cook*, Zürich 2009.

genauer; dieses Werk ist allerdings populärwissenschaftlich. 2013 erschien eine Biographie Omais, geschrieben vom Literaturwissenschaftler Eberhard Ostermann, die für diese Arbeit leider nicht zur Verfügung stand.¹⁹

Im anglo-amerikanischen Raum gibt es eine viel breitere Rezeption. Einer der ersten, der sich genauer mit Omai auseinandersetzte, war der neuseeländische Biograph und Historiker Eric H. McCormick.²⁰ 2001 erschien ein Sammelwerk der National Library of Australia,²¹ in dem mehrere Artikel enthalten sind, die sich mit einzelnen Aspekten der Geschichte Omais beschäftigen. Eines der aktuelleren Werke ist „The Prince who never was“ von Richard Connaughton.²² Hinsichtlich der Methodik ist zu erwähnen, dass neben der Sekundärliteratur vor allem auf die Logbücher von James Cook und die Reiseberichte von den Forsters als wichtige Quellen zurückgegriffen wird. Daneben wird die Beschreibung eines französischen Schriftstellers über einen Polynesier namens Aotourou, der im Kontext einer französischen Expedition nach Paris reiste, als Quelle herangezogen. Die wissenschaftliche Vorgehensweise ist daher quellenorientiert, wird jedoch maßgeblich von den Erkenntnissen der bisherigen Forschung gestützt. Im Hauptteil der Arbeit ist zunächst eine Auseinandersetzung mit dem europäischen Konzept des *Edlen Wilden* gegeben. Hierbei wird die Entstehung dieses Entwurfs über den indigenen Habitus erläutert. Außerdem werden die Einflüsse und Tendenzen, insbesondere in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts thematisiert und darüber hinaus die Einstellung James Cooks zu diesem Konzept analysiert.

Darauf folgt ein Kapitel, das sich konkret mit dem Tahitianer Omai und seiner Biographie beschäftigt. Dies ist insofern wichtig, um diese Figur in den historischen Kontext einzubetten. Anschließend werden die zentralen Quellen zu Omai analysiert, gegenübergestellt und diskutiert. Dieser Teil dient besonders der Beantwortung der gestellten Forschungsfragen. Es wird auch ein Vergleich zwischen Omai und einem anderen Indigenen gezogen, um jenes bereits angesprochene Muster des „Edlen Wilden“ sichtbar zu machen.

Zuletzt wird ein Fazit gezogen, in dem die Fragestellungen und die Hypothese noch einmal aufgegriffen werden und eine Zusammenfassung der Erkenntnisse gegeben ist.

2. Das europäische Konzept des *Edlen Wilden*

Das Bild des *Edlen Wilden* entstand nicht primär durch die Beobachtung oder Untersuchung fremder Kulturen und Menschen. Es entstand aus der Sehnsucht der europäischen Philosophie, Literatur und Kunst nach Freiheiten und utopischen Daseinsformen, die sich essentiell vom europäischen Habitus in seiner zivilisierten Begrenztheit und den durch die Religion hervorgebrachten Sitten und Normen unterscheiden

19 Eberhard Ostermann, *Zwischen zwei Inseln. Die abenteuerliche Reise des Omai aus Tahiti*, North Charleston-SC 2013.

20 Eric H. McCormick, *Pacific Envoy*, Auckland 1977.

21 National Library of Australia (Hrsg.), *Cook & Omai. The Cult of the South Seas*, Canberra 2001.

22 Richard Connaughton, *Omai. The Prince Who Never Was*, London 2005.

sollten. Dieses Phänomen kann unter dem Begriff des *Eskapismus* zusammengefasst werden.²³ Das mit den frühen Entdeckungsfahrten der Neuzeit gestiegene Interesse an fremden Kulturen ist in erster Linie auch durch eine Projektion eines faszinierenden Idealbilds des unberührt lebenden Naturmenschen gekennzeichnet. Keinesfalls ist es als „Verständnis für Menschen anderer Kulturbereiche“ zu charakterisieren, wie Bitterli betonte.²⁴ Es handelt sich um ein theoretisches Konstrukt, einen Gegenentwurf zum europäischen Menschen, der aber aus der europäischen Perspektive entstand.²⁵ Großen Einfluss auf dieses Konzept hatte Jean-Jacques Rousseaus (1712–1778) *Discours sur l'inégalité parmi les hommes* (Abhandlung über den Ursprung und die Grundlagen der Ungleichheit unter den Menschen) von 1754. Darin wurden *Naturmensch* und *Zivilisationsgeschöpf* anhand einer „Antithese einander gegenübergestellt“.²⁶ Rousseau zeichnete den Entwurf eines *Naturzustandes*, in dem die Menschen „ohne Kenntnis von Gut und Böse“ eine „selbstgenügsame“ Existenz im Einklang mit der Natur führten.²⁷ Erst die Gesellschaft ist nach Rousseau für die Herausbildung von sozialen Ungleichheiten und Problemen verantwortlich. Fortschrittliche Entwicklungen in der Landwirtschaft, die Aufteilung von Land und Arbeit und die Entstehung des privaten Besitzes veränderten die „sittliche Natur des Menschen“. Der Mensch verlöre seine „ursprüngliche Freiheit“ und würde schlussendlich zum „Sklaven der steigenden Bedürfnisse“, welche „aus dem wachsenden Ertrag seiner Leistungen“ resultierten.²⁸

Die zentralen Charakteristika des *Edlen Wilden* wurden laut Bitterli bereits ein Jahrhundert vor Rousseau in der Beschreibung der Bewohnerinnen und Bewohner der Antillen durch den Dominikanermönch und Botaniker Jean-Baptiste Tertre (1610–1687) genannt: „Wohlgestalt, natürliche Unschuld, Besitz- und Bedürfnislosigkeit, Sorglosigkeit.“²⁹

Mit der Entdeckung der Südseeinseln durch Bougainville (1729–1811) und Cook sei außerdem noch das Element der Erotik hinzugekommen:

„Die Sinnenlust des Rokokozeitalters, an den europäischen Höfen in das Korsett der eleganten, raffiniert tändelnden Boudoir-Konversation gezwungen, fand in der Gestalt der Südseeinsulanerin ein neues Lustobjekt, dem sie sich freier und unverhohlener zuwenden konnte.“³⁰

Laut Bitterli wurde Tahiti spätestens nach den Cook'schen Entdeckungsreisen zum „Inbegriff der exotischen Insel schlechthin“³¹. Besonders sichtbar würde dieses Idealbild in der Beschreibung von Georg Forster, der Tahiti in all seiner landschaftlichen Schönheit

23 Urs Bitterli, *Die Wilden und die Zivilisierten. Grundzüge einer Geistes- und Kulturgeschichte der europäisch-überseeischen Begegnungen*, München 1991, S. 392.

24 Urs Bitterli, *Der edle Wilde – ein verlorener Traum*, in: Arens, Werner/Braun, Hans-Martin (Hrsg.), *Die Indianer. Ein Lesebuch*, München 1993, S. 323–328, hier S. 323.

25 Dass es sich bei dem als naturverbunden und bedürfnislos glücklich dargestellten Leben der Indigenen um einen Mythos handelt, ist insbesondere bei Robert B. Edgerton, *Trügerische Paradiese. Der Mythos von den glücklichen Naturvölkern*, Hamburg 1994 nachzulesen.

26 Bitterli, *Der edle Wilde*, S. 326.

27 Ebd., S. 326.

28 Ebd., S. 327.

29 Urs Bitterli, *Die exotische Insel*, S. 71.

30 Ebd.

31 Bitterli, *Die exotische Insel*, S. 77.

als Traumland anpries. Das *Leitmotiv* der *Tahiti-Berichterstattung* des 18. Jahrhunderts bestand nach Bitterli in der Vorstellung des instinktiv handelnden Indigenen, der in seinem Tun immer natürlichen Gesetzen in Form einer „stillschweigende Übereinstimmung“ folgt.³²

Die Wahrnehmung des Paradieses änderte sich jedoch rasant. Laut Bitterli ist für die Berichte der Südseereisenden des 19. Jahrhunderts bereits der Grundtenor des „verlorenen Paradieses“ festzustellen. Der Hintergrund dieser – sicherlich auch von der Romantik beeinflussten – Sicht, bestand in der veränderten Situation auf den entdeckten Inseln: Die Europäer hatten einerseits Krankheiten, insbesondere Geschlechtskrankheiten, eingeschleppt, andererseits setzte die beginnende christliche Missionierung der Freizügigkeit durch neue Bekleidungs Vorschriften und Sittenregeln ein Ende.³³

2.1 *Einflüsse und Tendenzen im 18. Jahrhundert*

Die europäische Öffentlichkeit spielte bei den Entdeckungsfahrten des 18. Jahrhunderts eine große Rolle, so auch bei Cook. Nicht zuletzt durch die Aufklärung, entstand ein Bedürfnis nach neuem Wissen und der Wahrheit als dem „elementaren Anspruch des mündig gewordenen Menschen“³⁴. Darüber hinaus bestand ein großes wissenschaftliches Interesse. Laut Bitterli war es spätestens seit der Weltumsegelung des Franzosen Louis Antoine de Bougainville³⁵ in den 1760er Jahren üblich, dass große Entdeckungsfahrten auch von wissenschaftlichem Fachpersonal begleitet wurden. Träger dieses Forschungsauftrags waren die großen Akademien und wissenschaftlichen Gesellschaften, die erst kurz zuvor entstanden waren. Neben dem Drang nach neuen naturwissenschaftlichen Erkenntnissen und Untersuchungen stieg auch das Interesse an den fremden Völkern und ihren Kulturen, denen die europäischen Seefahrer begneteten.³⁶

In der Folge wurden nicht nur Pflanzen, Mineralien und Tiere als Schaustücke in die Heimat mitgenommen, sondern auch Kulturgüter der indigenen Bevölkerung. Nicht zuletzt wurden die Europäer auch von Indigenen begleitet, die sie als Botschafter ferner Welten und Kulturen mit nach Europa nahmen. Der Tahitianer Omai, dem sich diese Arbeit als zentralem Akteur widmet, war dabei nicht der erste bekannte Polynesier, der nach Europa kam. Schon Bougainville nahm mit Aotourou einen Tahitianer mit nach Frankreich.³⁷

32 Bitterli, *Die Wilden*, S. 384.

33 Bitterli, *Die exotische Insel*, S. 79.

34 Urs Bitterli, *Asien, Australien, Pazifik (Die Entdeckung und Eroberung der Welt. Dokumente und Berichte 2)*, München 1981, S. 206.

35 Bougainville war gewissermaßen ein direkter Vorreiter von Cook. Nach seiner Weltumsegelung 1766–1769 schrieb er einen detaillierten Reisebericht, der für die nachkommenden Seefahrer und Expeditionen nicht unwichtig gewesen sein dürfte. Bougainvilles Berichte und Erfahrungen boten schließlich einen Anhaltspunkt für weitere Entdeckungen und nicht zuletzt auch die Organisation, Durchführung und Bewältigung von jahrelangen Weltumsegelungen mit allen ihren Herausforderungen. Eine detaillierte Darstellung zu Bougainville bietet L. M. Hoffmann (Hrsg.), *Louis-Antoine de Bougainville. „Reise um die Welt. Über Südamerika und durch den Pazifik zurück nach Frankreich, 1766–1769*, Wiesbaden 2010.

36 Bitterli, *Asien, Australien, Pazifik*, S. 206.

37 Ebd., S. 247.

Bei Cook ist interessant, dass er offenbar bezüglich des Kontakts mit Indigenen bestimmte Instruktionen erhielt. Es existieren Schriftstücke, die Anweisungen der Admiralität der Royal Navy für die erste Reise Cooks enthalten: „Cook habe sich um freundschaftliche Beziehungen zu den Eingeborenen zu bemühen“, heißt es da. Er solle ihnen *Kleinigkeiten* schenken und zum Zweck der Nahrungsmittelbeschaffung einen Tauschhandel aufbauen.³⁸

Außerdem ist bekannt, dass Cook von der Royal Society Empfehlungen für das Verhalten gegenüber den Indigenen bekam, die deutlich von aufklärerischen Ideen beeinflusst waren. Er wurde aufgefordert, „äußerste Geduld und Nachsicht“ im Kontakt mit Eingeborenen walten zu lassen. Sie zu töten sei ein Verbrechen. Die Indigenen seien auch die „rechtmäßigen Besitzer der Regionen, die sie bewohnen“. Deshalb hätten die Europäer nicht das automatische Recht, ihr Land in Besitz zu nehmen oder sich ohne Einverständnis seitens der autochthonen Bevölkerung niederzulassen. Beachtlich sind auch explizite Anweisungen zu ethnologischen Untersuchungen der Lebensumstände und der Kultur der unbekannt Menschen. Es wurden bestimmte Aspekte genannt, die bei der Untersuchung beachtet werden sollten: „Erscheinungsbild und Charakter der Menschen, ihre Werkzeuge, Kleidung, Behausung, Nahrung, Waffen, etc.“. Des Weiteren wurde der Einbezug von abstrakten Dingen wie „Religion, Recht, Wissen und Künste“ nahegelegt. Wenn man sich seine Journale ansieht, erkennt man, dass Cook dies offensichtlich auch befolgte. Die wissenschaftliche Interaktion mit den Indigenen wurde nicht zuletzt deswegen gefordert, da man die einheimischen Bezeichnungen für Flora und Fauna und deren Gebrauch – speziell bezogen auf Pflanzen – ermitteln sollte.³⁹

2.2 Die Einstellung von James Cook in Bezug auf das Konzept des Edlen Wilden

Christian von Krockow nannte Cook einen „nüchternen Träumer, ein Genie der praktischen Vernunft“⁴⁰. Cook ist tatsächlich als nüchterner, rationaler Entdecker im Sinne der Aufklärung bekannt und kann generell nicht als Anhänger eines idealisierten Bilds der indigenen Bevölkerung gesehen werden. Dennoch konnte auch er sich dem europäischen Zeitgeist, der maßgeblich von französischen Reiseberichten und Rousseau beeinflusst war, nicht völlig entziehen.⁴¹

Es gibt Passagen in den Quellen, die durchaus einen verklärenden Blick Cooks auf das indigene Leben erkennen lassen. Im Quellenband von Beaglehole zu den Tagebüchern von Cook findet sich eine solche Textstelle. Bitterli übersetzte sie in seinem Quellenwerk ins Deutsche. Cook schrieb darin über die „Eingeborenen von Neu-Holland“, womit die Bewohnerinnen und Bewohner des heutigen Australien gemeint sind. Laut Cook waren diese „weit glücklicher als wir Europäer“, denn sie kannten jene

38 Manfred Urban, *Cooks Reisen und die europäische Entdeckung der Südsee*, in: Hauser-Schäublin, Brigitta/Krüger, Gundolf (Hrsg.), *James Cook. Gaben und Schätze aus der Südsee*, München-New York 1998, S. 30–55, hier S. 34.

39 Urban, *Cooks Reisen*, S. 35.

40 Krockow, *Traum von Bildung*, S. 10.

41 Bitterli, *Asien, Australien, Pazifik*, S. 207.

„überflüssigen“ und „entbehrlichen Annehmlichkeiten, nach denen die Europäer streben“, nicht. Und genau darüber seien sie auch glücklich, ohne es explizit zu wissen. Sie würden „in einer gelassenen Ruhe“ dahinleben, welche „nicht durch die Ungleichheit der Lebensbedingungen getrübt“ werde. Hier ist Cook ganz bei Rousseau, der davon überzeugt war, dass alle Menschen von Natur aus gleich seien und die Unterschiede erst durch die Gesellschaft bzw. die Zivilisation hervorgerufen würden. Cook schrieb im Sinne der Idee eines paradiesischen Urzustands, wenn er betonte, dass „die Erde und die See“ den Indigenen alles liefern würde, „was sie für das Leben benötigen“. Sie würden weiter „in einem warmen schönen Klima“ leben und sich „einer gesunden Luft erfreuen“. Dieser Umstand erkläre zum Teil auch ihre Freizügigkeit, da sie „nur wenig Kleidung brauchen“ würden.⁴²

Auffallend ist, dass Cook den Indigenen attestierte, sie wären sich allen diesen Lebensumständen „voll bewußt“. In seiner Darstellung würden die Indigenen nicht nur nach ihren Instinkten leben und handeln, wie es eine klassische Interpretation im Sinne des *Edlen Wilden* vermuten ließe. Cook gestand den Indigenen als „Naturmenschen“ durchaus ein gewisses Maß an Rationalität zu.⁴³

Zuletzt betonte er auch, dass sich Indigene „nicht nach prächtigen Häusern“ und „Haushaltsgegenständen“ sehnen würden. Hier ist festzuhalten, dass Cook diese Beschreibung in Bezug auf die australischen Ureinwohnerinnen und Ureinwohner traf. Es darf vermutet werden, dass eine Darstellung der Tahitianer anders aussähe. Es ist nämlich bekannt, dass diese sehr wohl Gefallen an bestimmten praktischen Gegenständen, etwa Nägeln und Handelsgütern, fanden. Insofern ergibt sich das Bild, dass Cook in seiner eigenen Wahrnehmung und Interpretation immer auch von seinen unterschiedlichen Erfahrungen mit den jeweiligen Einwohnerinnen und Einwohnern der von ihm besuchten Orte geleitet wurde. Das klingt logisch und erscheint quasi immanent, ist aber deshalb wichtig, weil erst dann klar wird, warum nicht davon gesprochen werden kann, dass Cook tendenziell dazu neigte, ein verklärendes Bild der Indigenen zu zeichnen. Im Falle der australischen Indigenen, die laut Cook „keinen Wert auf irgendetwas [...], was wir ihnen gaben“ legen würden, zeigt sich jedoch, dass er das passive Verhalten der Indigenen – bewusst oder unbewusst – in das Schema des *Edlen Wilden* einordnete. Warum genau er das tat, ist schwer zu beantworten. Cook dachte aber in jedem Fall in rationalen Zusammenhängen. So stellte er am Ende des eben behandelten Textabschnitts fest, dass sich die australischen Eingeborenen offenbar einfach „mit allem Lebensnotwendigen [sic] versehen glaubten“ und keinen Bedarf für „Unnötiges“ hätten.⁴⁴

Ob diese Einschätzung tatsächlich zutrifft, bleibt offen. In jedem Fall ist darauf hinzuweisen, dass die Interaktion zwischen den Europäern und den Indigenen je nach Ort auf unterschiedliche Weise stattfand. Und je nachdem, wie diese ausgestaltet war – ob

42 John C. Beaglehole, *The Journals of Captain James Cook. The Voyage of the Endeavour, 1768–1771*, Cambridge 1955, reprinted 1968, S. 399, zit. n. Bitterli, *Asien, Australien, Pazifik*, S. 252.

43 Beaglehole, zit. n. Bitterli, S. 252.

44 Ebd.

durch Freundlichkeit, intensiven Handel, passives Verhalten oder gar Ablehnung und Feindseligkeit – interpretierte Cook auch das Geschehen in seinen Aufzeichnungen.

Der Historiker Jürgen Osterhammel definierte in einem Aufsatz zur Sicht des europäischen Beobachters außereuropäischer Kulturen vier Dimensionen des „Erfahrungs- und Wissenshintergrunds“ eines „philosophischen Reisenden des 18. Jahrhunderts“. Drei davon könnte man auch in Bezug auf Cook anwenden. Alle Entdeckungsfahrten oder Reisen waren laut Osterhammel erstens unweigerlich mit der real passierenden europäischen Expansion verbunden. Das heißt, es stand immer, auch bei vermeintlich rein forschungsorientierten Reisen, ein größeres, koloniales oder wirtschaftlich motiviertes Interesse der Auftraggeber im Hintergrund. Das war bei Cook definitiv der Fall (siehe die geheimen Instruktionen der Admiralität).⁴⁵

Zweitens ist es laut Osterhammel selbstverständlich, dass die Europäer bezüglich ihrer Wahrnehmung und ihrer Urteile, etwa über das Verhalten oder die Sitten und Normen der Indigenen, immer „im Werthorizont ihrer Zivilisation“ agierten.⁴⁶

Die dritte Dimension, die Osterhammel nennt, ist eng mit der eben genannten verbunden. Die Erfahrung der räumlichen und kulturellen Distanz, die bei der Entdeckung neuer Regionen unweigerlich mitspielt, ist die bestimmende Kategorie bei der Wahrnehmung des Fremden. Um neue, unbekannte Dinge zu beschreiben, wird zunächst immer auf bereits vertraute Muster zurückgegriffen. In den Worten Osterhammels wird „das Unvertraute durch den Vergleich mit dem Bekannten kommensurabel gemacht“⁴⁷.

Dieser Faktor spielte sicher auch bei Cook eine Rolle. In diesem Kontext ist die Darstellung Cooks der australischen Indigenen im oben behandelten Quellenbeispiel zu sehen. Cook beschreibt diese einerseits immer durch bereits erlebte Erfahrungen mit anderen Indigenen, andererseits auch mit europäischen Denkmustern im Hinterkopf.

3. Omai – biographischer Abriss

3.1 Informationen zu seinen Lebensumständen

Omai, den man richtigerweise *Mai* nennen müsste, da der Vokal *O* übersetzt lediglich *das ist* bedeutet, wurde auf der Insel Raiatea (heute Französisch-Polynesien) geboren. Innerhalb der Gesellschaft ist er der landbesitzenden Schicht zuzuordnen. Über seine Kindheit ist wenig bekannt. Sicher ist nur, dass seine Heimatinsel Raiatea 1763 durch Invasoren aus Bora-Bora angegriffen wurde. Omai war damals etwa zehn Jahre alt. Sein Vater starb während der Kämpfe mit den Angreifern. Omai wurde vertrieben

45 Jürgen Osterhammel, Distanzerfahrung. Darstellungsweisen des Fremden im 18. Jahrhundert, in: König, Hans-Joachim/Reinhard, Wolfgang/Wendt, Reinhard (Hrsg.), *Der Beobachter außereuropäischer Kulturen. Zur Problematik der Wirklichkeitswahrnehmung* (Zeitschrift für Historische Forschung 7), Berlin 1989, S. 9–42, hier S. 29.

46 Ebd., S. 30.

47 Ebd., S. 33.

und floh mit anderen Angehörigen seiner Familie nach Huahine, einer Nebeninsel von Tahiti. Die Geschichte seiner Kindheit ist daher auch die Geschichte eines Flüchtlings.⁴⁸

Eine Quelle für das frühe Leben Omais findet sich in einem Brief von Daniel Solander, den Beaglehole im zweiten Band der Journals von Cook editierte. Darin heißt es:

„His Name is Omai. He is borne in Ulaitea where his father was a Man of considerable landed property, but [...] the King of Bola-bola conquer'd that part of Ulaitea [...]. Omai's father was killed in one of the Battles and the Boy obliged to leave the country with a few servants. [...] he retired to Huahine, wehere he lived as a private Gentleman [...].“⁴⁹

Laut Richard Connaughton erreichte Omai Tahiti innerhalb einer Gruppe von Geflohenen rund um Tupaia – jenem Indigenen, den Cook auf seiner ersten Reise als Dolmetscher an Bord nahm. Tupaia war ein Priester und genoss hohes Ansehen. Er habe Omai auf Tahiti auch als Mentor unter seine Fittiche genommen. Omai wurde sein „religious assistant“⁵⁰.

Welchen Status hatte Omai innerhalb der Tahitianischen Gesellschaft?

Da er mit seiner Flucht aus Raiatea auch die Ländereien, die seiner Familie gehörten, zurücklassen musste, stand er nicht mehr im Rang der besitzenden Schicht. In Tahiti zählte er deshalb zu den Kriegern, die gesellschaftlich gesehen in den Rang von normalen Bürgern ohne Grundbesitz zu stellen sind. Als Krieger war er den politischen Führern zu absoluter Treue verpflichtet. Das ist deshalb wichtig, da er ohne deren Erlaubnis nicht an Bord von Cooks Schiffen hätte gehen dürfen.⁵¹

Als Tahiti 1767 während der Expedition von Samuel Wallis (1728–1795) entdeckt wurde, hatte Omai erstmals Kontakt mit Europäern. Unter ihnen war auch Tobias Furneaux, der Omai auf der zweiten Expedition Cooks an Bord der *Adventure* nahm. Wallis nannte Tahiti *King George's Land* und nahm es für die britische Krone in Besitz. Anfangs kam es zu Konflikten und Widerständen seitens der Indigenen. Diese wurden von den Europäern brutal niedergeschlagen. Omai wurde dabei verwundet.⁵² In Solanders Brief wird auch darüber Auskunft gegeben: „Omai was wounded with a Musket bullet in his side, the famous day, when Capt Wallis fired upon the Otaheitians on One tree hill: The Wound is still very visible“⁵³

Nach den anfänglichen Konflikten verliefen die Kontakte jedoch friedlich. Ein Jahr nach Wallis Entdeckung kam der Franzose Bougainville nach Tahiti. 1769 erreichte schließlich Cook die Inselgruppe in der Bucht von Matavai. Tahiti wurde zur wichtigen Basis

48 Michelle Hetherington, *The Cult of the South Seas*, in: National Library of Australia (Hrsg.), *Cook & Omai. The Cult of the South Seas*, Canberra 2001, S. 1–7, hier S. 2.

49 Beaglehole, *Voyage of the Resolution and Adventure*, S. 949.

50 Connaughton, *Prince*, S. 19.

51 Ebd., S. 22.

52 Hetherington, *The Cult*, S. 2.

53 Beaglehole, *Voyage of the Resolution and Adventure*, S. 949.

bei der ersten Reise Cooks – nicht zuletzt aufgrund Wallis' Berichten über die Freundlichkeit der Tahitianer.⁵⁴

3.2 Cooks zweite Expedition – Omai auf der *Adventure*

1773 kehrte Cook im Rahmen seiner zweiten Reise nach Tahiti zurück. Dabei besuchte er auch die Insel Huahine, wo sich Omai aufhielt. Omais Ansprechpartner für eine Mitreise war jedoch nicht Cook, sondern Furneaux. Das hat den Hintergrund, dass Furneaux vor der Abreise aus England in einem Gespräch mit Joseph Banks gewissermaßen den Auftrag erhielt, nach Möglichkeit einen *Edlen Wilden* mit nach Europa zu bringen. Banks versicherte ihm, sich um einen solchen Gast zu kümmern und die Verantwortung dafür zu übernehmen. Furneaux dürfte auch eine Belohnung versprochen worden sein.⁵⁵

Der Wunsch Omais zur Mitreise war laut Connaughton auch von einem Rachegedanken beeinflusst. Omai wusste, dass Cook plante, seine Heimatinsel Raiatea zu besuchen. Cook schrieb bezüglich des Aufenthalts in Huahine in seinen *Journals*: „[...] several of the common people frequently desired me to Kill the Bolobola men [the people of a neighbouring isle].“⁵⁶ Auch Omai dürfte zu diesen Leuten gezählt haben. Er habe mit der Möglichkeit spekuliert, so Connaughton, die Europäer von der Vertreibung jener Invasoren aus Bora-Bora zu überzeugen, die Raiatea erobert, seinen Vater getötet und sein Land in Besitz genommen hatten. Damit hatte er jedoch keinen Erfolg.⁵⁷

In jedem Fall stimmte Cook nach anfänglichem Widerstand einer Mitnahme Omais zu, nicht zuletzt deshalb, da Furneaux für ihn bürgte („[...] as Captain Furneaux being desirous of keeping [him]“)⁵⁸ und ihn an Bord der *Adventure* nahm – zur Erinnerung: Cook war Kapitän der *Resolution*. Auch Omai hatte durchaus Bedenken, war doch Tupaia während der Reise mit Cook gestorben. Dies wurde ihm von seinen Landsleuten als große Warnung entgegengestellt. Sie waren davon überzeugt, dass auch Omai bei einer Mitfahrt sterben werde. Schlussendlich überwand Omai diese Befürchtung auch aufgrund der ihm versicherten Rückreise.⁵⁹

Aus der Sicht von Cook war Omai keinesfalls der ideale Mitreisende. Im Vergleich zu Tupaia, der bereits vor dem Kontakt mit Cook viel gereist war, hatte er keine umfassenden Ortskenntnisse über die polynesischen Inselwelt. Omai dürfte auch nicht jene linguistischen Fähigkeiten Tupaias besessen haben, die diesen als Dolmetscher qualifiziert hatten.⁶⁰ Dennoch war Omai als Einheimischer nützlich für die Kontaktaufnahme und die Interaktion mit unbekanntem Indigenen. Als Cook einmal auf einer polynesischen Insel landete, wurden ihm und Furneaux von dem ansässigen politischen Oberhaupt Essen angeboten. Da sie jedoch schon kurz zuvor auf ihren Schiffen zu Abend

54 Hetherington, *The Cult*, S. 2.

55 Connaughton, *The Prince*, S. 85.

56 Beaglehole, *Voyage of the Resolution and Adventure*, S. 221.

57 Connaughton, *The Prince*, S. 84.

58 Beaglehole, *Voyage of the Resolution and Adventure*, S. 221.

59 Connaughton, *The Prince*, S. 83–84.

60 Beaglehole, *Voyage of the Resolution and Adventure*, S. 251.

gegessen hatten, war ihr Konsum eingeschränkt und Cook befürchtete, sie könnten als unhöflich wahrgenommen werden. Da sie aber Omai und Odidde, einen anderen befreundeten Polynesier, dabei hatten, geschah dies nicht. Die beiden Indigenen aßen offenbar in *Stellvertretung* der Kapitäne und würdigten das dargebotene Festmahl. In seinen Journals schrieb Cook dazu:

„After dinner we landed again [...]. Captain Fourneau and my self were conducted to the Chiefs house, where fruit and some Greend which had been stowed, were set before us to eat, as we had but just dined it cannot be supposed we eat much, but Odidde and Omiah, the man on board the Adventure, did honour to the feast.“⁶¹

3.3 *Omai in England*

Omais Motivation für eine Reise nach England war laut Caroline Turner nicht nur auf die Lust zum Abenteuer zurückzuführen. Er sah vor allem die Möglichkeit, sich persönlich weiterzuentwickeln, Dinge zu erlernen, die niemand in seiner Heimat beherrschte. Er hätte dadurch auch die Chance gesehen, einen höheren Status innerhalb der tahitianischen Gesellschaft zu erlangen.⁶² Letztlich wollte er auch Kenntnisse im Bereich der modernen Kriegsführung erlernen und Waffen erhalten, um seine Heimatinsel und seinen Landbesitz zurückzuerobern.⁶³

Omai kam in einer Zeit nach England, in der das Interesse der europäischen Öffentlichkeit für die außereuropäische Welt regelrecht explodierte. Analog zu den Weltumseglungen und wissenschaftlichen Erforschungen bisher unbekannter Regionen entstand eine Faszination für das „Fremde“ und das „Exotische“. Die Berichte über das freizügige Leben der Indigenen führten zu wissenschaftlichen Debatten, die teilweise sogar in den Zeitungen öffentlich ausgetragen wurden und damit einem breiten Publikum zu teil wurden. Aufklärerische Philosophen und Gelehrte versuchten ihre Theorien über die Natur des Menschen und die Geschichte der Zivilisation anhand der Erfahrungen mit den Indigenen zu beweisen. Der Erfolg Omais und seine Einführung in die höchsten gesellschaftlichen Kreise sind daher unter diesen für ihn günstigen Voraussetzungen zu verstehen. Er war höchst willkommen.⁶⁴

Durch die Reise mit den Europäern erfuhr Omai laut Michelle Hetherington eine Transformation bezüglich seiner Identität. Er avancierte vom besitzlosen Insulaner zum Seefahrer und wurde schließlich in Europa zur Inkarnation des *Edlen Wilden* (engl. *noble savage*) erklärt. In England wurde er König George III. (1738–1820) vorgestellt und von der höfischen Gesellschaft umschwärmt. In den zwei Jahren, in denen Omai in England weilte, traf er die wichtigsten Personen der britischen Monarchie aus Politik, Wissen-

61 Beaglehole, *Voyage of the Resolution and Adventure*, S. 247.

62 Caroline Turner, *Images of Omai*, in: National Library of Australia (Hrsg.), *Cook & Omai. The Cult of the South Seas*, Canberra 2001, S. 23–29, hier S. 23.

63 Connaughton, *The Prince*, S. 84.

64 Alexander Cook, *The Art of Ventriloquism. European Imagination and the Pacific*, in: National Library of Australia (Hrsg.), *Cook & Omai. The Cult of the South Seas*, Canberra 2001, S. 37–41, hier S. 37.

schaft, Kunst und Gesellschaft. Ganze zehn Mal wurde er zum Dinner mit der Royal Society geladen. Er reiste unter der Obhut von Joseph Banks durch Großbritannien, botanisierte, besuchte die Theater und Opernhäuser und wurde von den bedeutendsten britischen Malern porträtiert.⁶⁵

Der US-amerikanische Journalist Tony Horwitz hat 2004 ein vielbeachtetes Sachbuch mit dem Titel „Die Entdeckung eines Entdeckers“ publiziert. Er bereiste dafür viele der Stationen von Cooks Expeditionen und setzte sie in den Kontext der Gegenwart. Laut Horwitz sei Omai „höchst angetan von den Engländern, und sie von ihm“ gewesen. Er sei von Banks mit einem „Anzug aus Manchestersamt und weißem Satin“ ausgestattet worden, sei in der „eiskalten Nordsee“ geschwommen und sogar Schlittschuh gelaufen. Horwitz thematisiert auch eine angebliche Verlobung Omais mit einer Engländerin. Historisch belegen lässt sich das aber nicht.⁶⁶

Erstaunlicherweise wurde niemals der Versuch unternommen, Omai für das Christentum zu gewinnen. Man brachte ihm laut Hetherington auch keinerlei Fertigkeiten bei, mit denen er nach seiner Rückkehr in die Südsee seine Landsleute beeindrucken oder die politische und wirtschaftliche Situation durch innovative Ideen beeinflussen hätte können.⁶⁷

Das könnte daran liegen, dass man ihn als *Edlen Wilden* und Naturmenschen nicht mit zivilisatorischen Belangen *verderben* wollte. Eine andere Erklärung wäre, dass es nie darum ging, ihm etwas beizubringen, sondern darum, das verinnerlichte Idealbild des Indigenen auf ihn zu projizieren und gleichsam anhand seines Beispiels zu untermauern. Omai muss aber auch gewisse Qualitäten bezüglich der Interaktion mit anderen Menschen besessen haben, ansonsten ist sein Aufstieg innerhalb der britischen Gesellschaft nicht zu erklären. Die Tahitianer galten allgemein als überaus freundlich. Berichte über seine umgängliche Art und seine Höflichkeit sind kein Mythos. Der Omai-Biograph Eric McCormick meinte, es sei auch ein Stück weit sein eigener Verdienst, dass er so erfolgreich war. In kürzester Zeit wurde „this average Polynesian“ zum „celebrity“, zum „protégé of royal personages and aristocrats“ und „associate of scientists and savants“. Omai konnte sich an seine neue Umgebung sehr schnell anpassen und verstand es, sich innerhalb der herrschenden Umgangsformen der „high society“ zu bewegen.⁶⁸

3.4 Rückkehr nach Huahine

Die Rückkehr von Omai, die ihm bei seiner Aufnahme an Bord versprochen wurde, war eines der wichtigsten Ziele der dritten Expedition von Cook und wurde offiziell vom König befohlen. Im Juli 1776 brach Omai mit Cook zu dessen dritter Reise auf. Omai nahm laut Horwitz zahlreiche Geschenke mit an Bord der *Resolution*, die er in England

65 Hetherington, *The Cult*, S. 6.

66 Tony Horwitz, *Die Entdeckung eines Entdeckers*, Hamburg 2004, S. 477–478.

67 Hetherington, *The Cult*, S. 6.

68 Eric H. McCormick, *Pacific Envoy*, Auckland 1977.

erhalten hatte, „[...] darunter eine Ritterrüstung, eine Drehorgel, einen [sic] Schachtel-
teufel, Spielzeugsoldaten und Zinnteller“⁶⁹.

Im November 1777 erreichten sie Tahiti. Omai kehrte nach Huahine zurück, wo ihm Cooks Männer ein Haus mit Garten bauten.⁷⁰ Glaubt man dem Schweizer Schriftsteller Lukas Hartmann, so befand sich Omai keinesfalls in jener Lage, die er herbeigesehnt hatte. Wie erwähnt, wollte er seinen sozialen Status durch die Reise mit Cook und den Besuch Europas aufwerten, wollte gar als Befreier seiner Heimatinsel Raiatea agieren. Für die Einheimischen war er jedoch ein Fremder geworden. Er erschien ihnen abgehoben und verwöhnt. Die Aufmerksamkeit seiner Landsleute musste sich Omai mit Geschenken erkaufen.⁷¹ Insofern war auch ihm selbst die Heimat fremd geworden, „Er war doch aus seiner Erde gerissen worden und nicht in der Lage, sich wieder einzuwurzeln.“⁷²

Auch wenn die Begeisterung rund um Omai nach und nach abflaute, was wohl einer der Gründe für seine Abreise war: In Europa blieb er weiterhin als Idealbild des *Edlen Wilden* in Erinnerung. Noch lange nachdem Omai England verlassen hatte, war er in der Literatur, der Kunst, dem Theater und in philosophischen Diskussionen präsent.⁷³

4. Die Figur des Omai als *noble savage*? – Einschätzungen und Bewertung

4.1 *Quellentexte*

4.1.1 *The Journals of Captain James Cook*

James Cook äußerte sich in seinen Journals nicht allzu oft zu Omai. Insofern gestaltet es sich durchaus schwierig herauszufinden, ob Cook Omai als den *Edlen Wilden* sah. In zwei Briefen erwähnt er die Rückkehr Omais als einen der Hauptgründe für die dritte Reise. Der erste Brief vom 14. September 1775 ging an den schottischen Naturforscher John Walker. Cook schreibt darin: „[...] the Sending home Omiah will occasion another voyage which i expect will soon be undertaken.“⁷⁴ Der zweite Brief ist in Französisch verfasst, an den französischen Marine-Offizier Latouche-Tréville (1745–1804) adressiert und auf den 10. Februar 1776 datiert. Darin heißt es: „[...] Le premier objet de ce voyage est de reconduire Omai dans son isle.“⁷⁵

69 Horwitz, Entdeckung eines Entdeckers, S. 478.

70 Captain Cook Birthplace Museum, Omai the noble savage, o. D. [<http://www.captcook-ne.co.uk/ccne/themes/omai.htm>], eingesehen 17.4.2016.

71 Lukas Hartmann, Bis ans Ende der Meere. Die Reise des Malers John Webber mit Captain Cook, Zürich 2009, S. 187.

72 Hartmann, Ende der Meere, S. 193.

73 Hetherington, The Cult, S. 7.

74 Beaglehole, Voyage of the Resolution and Adventure, S. 699.

75 Ebd., S. 700.

Eine Passage der Journals lässt vermuten, dass Cook zumindest am Anfang wenig angetan war von Omai, und ihn auch nicht mittels eines idealisierten Bildes beschreiben wollte:

„Indeed he would have been [a] better Specimen of the Nation [Cook meint hier einen anderen Indigenen] in every respect than the one on board the Adventure [damit ist Omai gemeint] is not, he is dark, ugly and a down-right blackguard.“⁷⁶

In seinem Kommentar dazu meint Beaglehole, Cook habe Omai nicht als „member of the criminal class“ gesehen, ihn aber für jemanden mit niedrigem sozialen Stand gehalten. Der Begriff *blackguard* hat in diesem Zusammenhang durchaus eine abschätzige Bedeutung, Beaglehole schrieb darüber, er bedeute etwa „dirty fellow, of the meanest kind“. Man könnte den Begriff auch mit dem deutschen Wort *Lump* übersetzen. In jedem Fall merkt Beaglehole an, dass sich Cook nach dieser ablehnenden Charakterisierung Omais wohl später über dessen großen Erfolg in England gewundert haben musste.⁷⁷

4.1.2 Georg und Johann Reinhold Forster

Aus ethnografischer Sicht zählen die Werke von Johann Reinhold Forster und seinem Sohn Georg Forster zu den wertvollsten Quellen über die Indigenen der Cook'schen Reisen. Da Joseph Banks bei der zweiten Expedition Cooks nicht mehr mitfuhr, war Johann Reinhold Forster zunächst als dessen Ersatz vorgesehen. Forster durfte sich sein eigenes wissenschaftliches Team zusammenstellen, zu dem auch sein eigener Sohn Georg gehörte. Aufgrund von Differenzen mit der britischen Admiralität war Johann Reinhold Forster später die Veröffentlichung eines offiziellen Reiseberichts untersagt. Aus diesem Grund verfasste Georg Forster ein Werk, das auf dem Tagebuch des Vaters beruhte. Ziel war es, einer Veröffentlichung Cooks zuvorzukommen, um die eigenen wissenschaftlichen Erkenntnisse zuerst bekannt zu machen.⁷⁸ Dies gelang, aber die „Voyage round the World“ von 1777 war in finanzieller Hinsicht eine Enttäuschung. Die deutsche Übersetzung des Werks von 1778 bzw. 1780 jedoch wurde aufgrund der literarischen Fähigkeiten des noch jungen Georg Forster ein großer Erfolg.⁷⁹

Wie wurde Omai von den Forsters charakterisiert? Es gibt mehrere Passagen in den Aufzeichnungen, die einen Blick auf die Einschätzung Omais bieten. Eines kann gesagt werden: Die Beschreibungen in Georg Forsters Werk sind sehr detailreich. Über den Aufenthalt Omais an Bord der Adventure schrieb Forster, man hätte ihn als „einen Menschen von geringem Stand“ kennen gelernt. Er hätte anfangs auch – mangels Ehr-

76 Beaglehole, *Voyage of the Resolution and Adventure*, S. 428. .

77 Ebd.

78 Dieter Heintze, Johann Reinhold und Georg Forster, in: Kunst- und Ausstellungshalle der Bundesrepublik Deutschland (Hrsg.), *Ausstellungskatalog „James Cook und die Entdeckung der Südsee“*, Bonn 2009, S. 63–65, hier S. 63.

79 Ebd., S. 64.

geiz Hemmungen gehabt, auf Kapitän Cook zuzugehen.⁸⁰ Der Respekt sei wohl zu groß gewesen. Über Omais Äußeres schrieb Forster:

„[...] Er war lang von Statur, aber sehr schlank, und hatte besonders feine und zierlich gebildete Hände. Aus feinen Gesichtszügen hingegen konnte man sich im geringsten keinen richtigen Begriff von der Schönheit machen, die den Einwohnern auf Tahiti eigenthümlich ist; [...]“⁸¹

Omai wurde also nicht gerade im Sinne eines Idealbilds beschrieben, sondern als Durchschnittstyp, ähnlich wie bei Cook. Forster fand es sogar „schade“, dass genau dieser „zur Probe des Volks“ ausgewählt wurde. Die Charakterisierung ist jedoch nicht durchwegs negativ, so wird Omai ein „gefühlvolles Herz“ und ein „offener Kopf“ im Sinne einer ausgeprägten Auffassungsgabe zugestanden. Außerdem sei er „dankbar, mitleidig und lebhaft, aber auch flüchtig“⁸².

Über den Aufenthalt in England schrieb Forster, Omai sei, je nachdem wer ihn beurteilte, für „sehr dumm oder auch für besonders gescheit“ angesehen worden.⁸³

Bezüglich seiner Englischkenntnisse hätte er vor allem mit der Aussprache seine Probleme gehabt. Jedenfalls sei er – kaum in England angekommen – in „große Gesellschaften geführt“ und „mit den schimmernden Lustbarkeiten der wollüstigen Hauptstadt“ vertraut gemacht worden.⁸⁴ Über Omais Auftreten schreibt Forster:

„Natürlicherweise ahmte er jene ungezwungene Höflichkeit nach, die an allen diesen Orten üblich und eine der größten Zierden des gefelligen Lebens ist; die Manieren, Befehäftigungen und Ergötzlichkeiten seiner neuen Gefellchafter wurden auch die feinen, und gaben ihm häufige Gelegenheit feinen schnellen Verstand und lebhaftere Einbildungskraft fehen zu lassen. Um von feinen Fähigkeiten eine Probe anzuführen, darf ich nur erwähnen, daß er es im Schachspiel sehr weit gebracht.“⁸⁵

Forster beschrieb Omai als anpassungsfähigen, durchaus intelligenten Menschen. Interessant ist, dass Omai sich offenbar im Schachspielen versuchte und dabei – wenn man Forster glauben kann – eine gute Figur machte.

Forster schrieb weiter, dass der „beständige Schwindel des Genusses“ – womit vermutlich unter anderem die endlosen gesellschaftlichen Veranstaltungen, bei denen Omai präsentiert wurde, gemeint sind – Omai davon abgehalten habe, wirklich etwas zu erlernen, was ihm bei der Rückkehr in seine Heimat hätte helfen können.⁸⁶ Sein Verstand blieb laut Forster immer „unbebauet“. Im Vergleich mit Tupaia sei er „nicht von wahrem Genie“ gekennzeichnet gewesen. Dieser hätte, so Forster, an der Stelle von Omai „nach

80 Georg Forster, Johann Reinhold Forster's [...] Reise um die Welt, Bd. 1, Berlin 1778, in: Deutsches Textarchiv, 2008, [http://www.deutschestextarchiv.de/forster_reise01_1778/245], eingesehen 15.4.2016, S. 293.

81 Forster, Reise um die Welt, S. 293.

82 Ebd. S. 293–294.

83 Ebd., S. 26.

84 Ebd., S. 27.

85 Ebd.

86 Ebd.

einem festgesetzten Plan“ gehandelt.⁸⁷ Forster schrieb aber, dass er glaube, Omai wäre durchaus willig gewesen, etwas *Richtiges* und wirklich Nützliches zu lernen:

„Zwar mag er wohl öfters gewünscht haben, von un-ferm Ackerbau, unfern Künften und Manufacturen einige Kenntniß zu bekommen; allein es fand sich kein freundschaftlicher Mentor, der die-ſen Wunsch zu befriedigen, ja was noch mehr, der feinen moralischen Charakter zu verbessern, ihm unſre erhabnen Begriffe von Tugend, und die göttlichen Grundſätze der geoffenbarten Religion bezubringen ge-fucht hätte.“⁸⁸

Die Aussage, dass Omai ein wahrer Mentor fehlte, könnte als Kritik an seinem Förderer Joseph Banks verstanden werden. Bemerkenswert ist, dass Forster offenbar eine fehlende Unterweisung Omais in religiösen und moralischen Angelegenheiten beklagt.

Bezogen auf die Rückkehr Omais nach Tahiti schrieb Forster:

„Bey dieſer Gelegenheit zeigte ſichs, daß, aller der ſittenloſen Vergnügungen ohn-erachtet, denen er in unferm gefelligen Welttheil nicht hatte ausweichen kön-nen, die guten Eigenſchaften ſeines Herzens doch noch unverderbt ge-blieben waren. Beym Abſchiede von ſeinen Freunden, entfloſſen ihm Thränen; und ſein ganzes äußeres Betragen verrieth eine große Gemüths-Bewegung. Seine Beurtheilungskraft war noch kindlich; daher verlangte er auch wie ein Kind nach allem was er ſahe, und vorzüglich nach Dingen, die ihn durch ir-gendeine unerwartete Würkung vergnügt hatten.“⁸⁹

Während Forster in allen bisher vorgestellten Quellenteilen ein differenziertes Bild Omais an den Tag legt, zeigt sich bei dieser Passage noch am ehesten ein Einfluss des Konzepts des *Edlen Wilden*. Forster beschreibt Omai als gefühlvollen, guten Menschen, den der Aufenthalt in England nicht *verdorben* habe. Auffallend ist die Charakterisierung Omais als Kind. Zum Zeitpunkt seiner Rückkehr dürfte Omai Mitte bis Ende Zwanzig gewesen sein. Das heißt, er war zumindest dem Alter nach ein erwachsener Mann. Diese Zuschreibung einer kindlichen Verhaltensweise ist ein weiterer Hinweis auf eine Interpretation im Sinne des naiven und unschuldigen Indigenen, der von seinen Instinkten geleitet wird.

Zuletzt bietet Forster wiederum eine rationale Einschätzung, bei der auch ein wenig Enttäuschung mitschwingt. Er schrieb, dass die Tahitianer mit Omai leider keinen „Bürger“ empfangen würden, der durch „erweiterte Kenntniß“ oder „mitgebrachte Geschenke“ zu einem „Wohltäter“ oder gar „Gesetzgeber seines Volkes“ werden könnte.⁹⁰

87 Forster, *Reise um die Welt*, S. 27.

88 Ebd.

89 Ebd., S. 28.

90 Ebd.

4.2 Daniel Solanders Brief vom 19. August 1774

Der Schwede Daniel Solander schrieb einen Brief über die Reise von Furneaux, datiert auf den 19. August 1774. Es ist nicht ganz klar, wer der Adressat dieses Briefes ist. Beaglehole nannte zwei mögliche Personen. Einerseits den Naturforscher John Ellis (1710–1776), andererseits den schottischen Mediziner James Lind (1736–1812), wobei Beaglehole Lind als Adressat favorisierte.⁹¹

Solanders Charakterisierung Omais deckt sich von allen verwendeten Quellen am ehesten mit einem Idealbild des *Edlen Wilden*. Im Brief beschrieb er ihn zunächst nach seinem Aussehen:

„He is not above 21 or 22 years old. He has grown a little during the time he was in board oft he Ship. He is very brown, allmost a[s] brown as a Mulatto. Not at all handsome, but well made. His nose is a little broadish [...] – for he says that the people of his own country laughed at him upon the account of his flatish Nose and dark hue, but he hopes when he returns and has many fine things to talk of, that he shall be much respected.“⁹²

Omai wurde von Solander nicht unbedingt als besonders schön beschrieben. Er hatte laut Solander jedoch andere Qualitäten, insbesondere im Umgang und der Kommunikation mit Menschen: „Omai is [a] sensible communicative Man, so he is a valuable acquisition. He has pleased everybody, and is quite contented and pleased with his reception here.“⁹³

Hinsichtlich der Englischkenntnisse Omais schrieb Solander, er sei besonders lernwillig und lernfähig gewesen:

„Omai don't yet speak any english, but I think he will soon learn it, as he has got several words and begins to pronounce S tolerably well; as yet he cannot pronounce K, but I am sure he will even conquere that, as he is desirous of learning to speak English.“⁹⁴

Die folgende Passage des Briefes kann jedoch als passendes Beispiel für den Einfluss des Konzepts des *Edlen Wilden* auf den Umgang mit Omai gesehen werden:

„He is well behaved, easy in his Manners, and remarkably complaisant to the Ladies. I will onely mention one thing as a proof of his good breeding. We dined with him at the Duke of Gloucesters, at going away the Dutchess gave him her pocket hand-kerchief, which properly received with thanks, and observing her Name marked upon it, he took an opportunity when she looked at him to Kiss it. Many more instances of his own Gallantry could I mention [...].“⁹⁵

91 Beaglehole, *Voyage of the Resolution and Adventure*, S. 949.

92 Ebd., S. 949–950.

93 Ebd., S. 950.

94 Ebd., S. 950–951.

95 Ebd., S. 951.

Solander schrieb, Omai habe sehr gute Manieren. Er wisse sich zu benehmen und sei auch den Damen gegenüber äußerst zuvorkommend. Er nannte daraufhin ein konkretes Beispiel für die Höflichkeit Omais: Bei einem Abendessen mit dem Grafen von Gloucester habe die Gräfin beim Abschied Omai ihr Taschentuch gereicht. Er habe es dankend entgegen genommen und als er bemerkte, dass es mit ihrem Namen signiert war, geküsst. Solander schrieb, er könne außerdem noch zahlreiche weitere Beispiele für das galante Auftreten des Omai nennen.

4.3 Vergleich mit anderen Indigenen

Mit wem kann man Omai und seine Geschichte vergleichen? Gibt es Ähnliches über andere Indigene zu berichten, mit denen die Europäer während der drei Reisen Kontakt hatten?

In erster Linie würde es sich anbieten, Omai mit dem Polynesier Tupaia (1725–1770) zu vergleichen. Er ist der wohl bekannteste Eingeborene im Zusammenhang der Cook'schen Reisen. Durch seine Ortskenntnis war er ein wichtiger Begleiter der ersten Expedition und übernahm vor allem die Rolle des Dolmetschers bei den Kontakten zwischen Europäern und Indigenen.⁹⁶ In den Aufzeichnungen Forsters wird Tupaia im Vergleich mit Omai als „außerordentliches Genie“⁹⁷ bezeichnet. Omai werden dafür andere Qualitäten zugeschrieben. Es scheint auch so zu sein, dass Tupaia zwar durchaus innerhalb des Konzepts des *Edlen Wilden* beschrieben wurde, jedoch nicht in einem vergleichbaren Ausmaß wie Omai. Das könnte daran liegen, dass Tupaia nicht bis nach Europa mitreiste. Er starb 1770 während der ersten Expedition. Insofern ist der Vergleich Tupaia – Omai nicht besonders zielführend. Bei der Literaturrecherche hat sich jedoch herausgestellt, dass ein viel passenderes Beispiel existiert, welches sich für eine Gegenüberstellung anbieten würde.

Schon ein paar Jahre bevor Omai mit Cook nach England kam, sorgte ein anderer Tahitianer namens Aotourou als Repräsentant der verklärten indigenen Lebensweise der Südseeinsulaner für Aufsehen in der europäischen Öffentlichkeit. Aotourou wurde im Kontext der Weltumsegelung des französischen Seefahrers Bougainville von 1766 bis 1769 mit nach Frankreich genommen. Während der elf Monate, die er in Paris verbrachte, war er ein gern gesehener Gast der gesellschaftlichen Oberschicht, ähnlich wie später Omai in London. Er soll gerne in die Oper gegangen sein und stand in Kontakt mit bedeutenden Vertretern der Wissenschaft und Kunst. An seinem Beispiel zeigt sich außerdem eine besonders verklärende Sicht auf den indigenen Habitus und den Südseeinsulaner als *edle* Person. Dies ist insofern nicht verwunderlich, da sein Schirmherr Bougainville als ein Vertreter des Idealbilds des *Edlen Wilden* im Sinne Rousseaus gilt.⁹⁸

96 Weiterführendes zu Tupaia in John C. Beaglehole, *The Life of Captain James Cook*, Stanford 1974, S. 196 bzw. 279 sowie 199–200 bzw. 208–214.

97 Forster, Georg, *Johann Reinhold Forster's [...] Reise um die Welt*, Bd. 1, Berlin 1778, in: Deutsches Textarchiv, 2008, [http://www.deutschestextarchiv.de/forster_reise01_1778/245], eingesehen 15.4.2016, S. 294.

98 Bitterli, *Asien, Australien, Pazifik*, S. 339.

Einige Aussagekraft über die Wirkung Aotourous auf die französische Öffentlichkeit kann durch einen Blick auf eine Beschreibung⁹⁹ desselben durch den Schriftsteller und Literaten Louis Bachaumont (1690–1771) gewonnen werden. Bachaumont schrieb über Aotourou, er hätte eine „olivenfarbige Hautfarbe“, stark ausgeprägte Gesichtszüge und sei „wohl gestaltet“. Er „entbehrt nicht der Intelligenz“, sei also keineswegs ein unwissender Wilder. Er mache sich „sehr gut in diesem Land [gemeint ist Frankreich]“ und täte so, „als finde er hier nichts Außerordentliches“. Er habe außerdem „beim Anblick aller Schönheiten des Schlosses Versailles keinerlei Gemütsbekundungen“ gezeigt. Diese Aussage deckt sich mit der Vorstellung des *Edlen Wilden* als ursprünglichen, naturverbundenen und nicht übermäßig mit der Kultur in Kontakt gekommenen Menschen, der, als unbeschriebenes Blatt, dem barocken Prunk unvoreingenommen gegenübersteht. Da der „Wilde“ nicht weiß, dass Versailles als damalige größte Palastanlage Europas etwas Außergewöhnliches darstellt, verfällt er auch nicht in Staunen. Wie glaubwürdig eine solche Darstellung Bachaumonts ist, sei dahingestellt. Es könnte jedenfalls auch als literarische Kritik an der übertriebenen Zurschaustellung des Poms durch den französischen König gesehen werden. Eigentlich müsste der Südseeinsulaner beim Anblick der französischen Herrscherresidenz als zivilisatorischem Symbol vor Ehrfurcht erstarren. Dass er es eben nicht tut, demonstriert auch eine gewisse Unbedarftheit und Einfachheit, die als nüchterne Überlegenheit des Naturmenschen interpretiert werden kann.¹⁰⁰

In der weiteren Beschreibung zeichnet Bachaumont das Bild eines leidenschaftlichen Menschen, der „unsere Küche sehr [liebt] und ißt und trinkt mit viel Sachkenntnis“. Des Weiteren würde er sich gerne „berauschen“. Er sei also ein geübter Genussmensch, der darin auch nichts Verwerfliches sähe. Das Motiv der sexuellen Freizügigkeit, welches beim Idealbild des Südseeinsulaners, insbesondere des Tahitianers, eine große Rolle spielt, ist auch bei Bachaumont zu finden. „Seine große Leidenschaft gilt den Frauen“, schreibt er, „denen er sich ohne Unterschied hingibt.“¹⁰¹

Darin gleiche er ganz seinen Landsleuten. Aotourous Heimat beschreibt Bachaumont unter den Eindrücken der Erzählungen von Bougainville:

„[...] in dem Land, aus dem er diesen Wilden, einen der wichtigsten Häuptlinge der Gegend, hergenommen hat, Männer und Frauen sich ohne Scham der Sünde des Fleisches hingeben, daß sie sich auf der erstbesten Matte, die sich findet, im Angesicht von Himmel und Erde paaren. Darum ist er [Bougainville] auf die Idee gekommen, diese Insel „Ile de Cythère“ [Insel der „Kythira“ = ein Beiname von Venus] zu nennen; diesen Namen verdient sie ebenso wegen der Annehmlichkeit des Klimas, des Bodens und der Lage als wegen ihrer Erzeugnisse.“¹⁰²

99 Der Text *Portrait d' Aotourou* von Louis Bachaumont wurde von Urs Bitterli in seinem Quellenwerk herausgegeben. Er zitiert den Text nach Martin-Allanic, J.-E., *Bougainville navigateur et les decouvertes de son temps*, Bd. 2, Paris 1964, S. 970.

100 Bitterli, *Asien, Australien, Pazifik*, S. 246–247.

101 Ebd., S. 247.

102 Ebd.

Bei dieser Charakterisierung Tahitis fallen mehrere Dinge auf. Erstens beschreibt Bachaumont die Insel als klassisches Paradies. Angenehmes, warmes Klima und fruchtbarer Boden für die Landwirtschaft. Das Idyll beherbergt eine freie und unschuldige Gesellschaft, die in Einklang mit der Natur und in sexueller Freizügigkeit lebt. Daran anknüpfend fällt zweitens auch die besondere Diktion auf, die den Einfluss des Christentums auf die Sprache sichtbar werden lässt. „Ohne Scham der Sünde des Fleisches“ gäben sich die Insulaner der Lust hin und würden sich unter freiem Himmel „paaren“. Aus heutiger Sicht erscheint die Verwendung des Begriffs „Paarung“ so, als wäre nicht die Rede von Menschen, sondern von Tieren. Um festzustellen, inwieweit dies bewertet werden kann, würde es einer genaueren historisch-sprachwissenschaftlichen Analyse bedürfen. Es scheint jedoch so zu sein, dass die angenommene Naturverbundenheit der Indigenen auch sprachlich untermauert werden sollte. Zuletzt ist die Aussage, es handle sich bei Aotourou um „einen der wichtigsten Häuptlinge der Gegend“, kritisch zu sehen.¹⁰³ Aus dem damaligen europäischen Selbstverständnis heraus würde es logisch erscheinen, dass nur einer der politisch wichtigsten Akteure, etwa ein Häuptling, als Botschafter in Frage kommt. Gerade mit dem Blick auf Omai ist jedoch zu betonen, dass es sich nicht immer um einen obersten politischen Würdenträger handeln musste. Aotourou war allerdings tatsächlich der Sohn eines Stammesoberhaupts. Dass Bachaumont dennoch nicht gerade sichere Kenntnisse über die genaue Herkunft Aotourous vorweisen konnte, zeigt sich darin, dass der französische Schriftsteller ihn fälschlicherweise als *Patagonier* bezeichnete. Laut Bitterli wird dabei aber vor allem das damals noch rudimentäre geographische Wissen der gebildeten Schicht über die Regionen in Übersee sichtbar.¹⁰⁴

In jedem Fall lassen sich im Vergleich zwischen Omai und Aotourou mehrere Analogien erkennen: Beide wollten aus eigenem Antrieb nach Europa mitreisen. Beide wurden in höchsten gesellschaftlichen Kreisen „herumgereicht“ und hatten ihre Rolle als *Edle Wilde* zu spielen. Interessant ist, dass bei beiden die Kritik an ihrer Mitnahme nach Europa geäußert wurde. Nicht wenige hatten Bedenken, ob es rechtens sei, diese „Naturkinder“ ihrer paradiesischen Heimat zu entreißen und sie den „korrumpierenden Sitten“ der europäischen Großstadt auszusetzen. Laut Bitterli verschmolz dabei die „Kulturkritik Rousseaus mit dem Ideengut der Abolitionisten und früher Antikolonialisten“. All diese Vorbehalte wurden freilich bald durch die Begeisterung und Neugier gegenüber den fremden Besuchern kaschiert.¹⁰⁵

103 Bitterli, *Asien, Australien, Pazifik*, S. 247.

104 Ebd., S. 339.

105 Bitterli, *Die Wilden*, S. 186.

5. Fazit

„Noble Savage, philosopher, lover, clown – Mai was all these things and more to the patrician Britons [...]“, so schrieb Paul Turnbull über Omai.¹⁰⁶ In der Einleitung wurde die Hypothese formuliert, dass Omai als *Trophäe* in der englischen Gesellschaft herumgereicht wurde und aus der festgeschriebenen Rolle des *Edlen Wilden* nie wirklich ausbrechen konnte. Diese Annahme hat sich weitgehend bestätigt. Es hat sich auch herausgestellt, dass sich Omai gewissermaßen zwischen den Kulturen verlor. Als Historiker sollte man nicht psychologisieren, aber es ist anzunehmen, dass Omai in seiner eigenen Suche nach Identität letztendlich nie ganz fündig wurde.

Des Weiteren lässt sich festhalten, dass die Interessen Omais und jene der Europäer stark divergierten. Omai wollte nach England, um neue Dinge zu erlernen und seinen gesellschaftlichen Abstieg, den er durch die Flucht von seiner Heimatinsel erlitt, wettzumachen. Die Engländer hingegen wollten einen Botschafter aus der Inselwelt der Südsee mit nach Europa nehmen, der ihren verklärten Erwartungen entsprach. Omai wurde von den Intellektuellen und Anhängern des Idealbilds vom *Edlen Wilden* zeitweise wie ein „lebender Pokal“ herumgereicht. Er stillte den Hunger der englischen Gesellschaft nach dem „Exotischen“, wie es Turnbull treffend formulierte.¹⁰⁷

Bezüglich der behandelten Quellenbeispiele ist zu sagen, dass sich das Narrativ des *Edlen Wilden* durch alle Quellen zieht – in unterschiedlichem Ausmaß. Cooks Niederschriften erscheinen bezüglich seiner Beziehung zu Omai prinzipiell noch am wenigsten idealisierend. In den Quellen, die von Georg Forster überliefert sind, wird Omai teilweise sehr differenziert und kaum auf irgendeine verklärende Art und Weise beschrieben. In einer einzigen Passage, in der er als kindlich-naiver Gefühlsmensch geschildert wird, lässt sich jedoch auch bei Forster der Einfluss der Vorstellung eines idealisierten Indigenen erkennen. In der Gesamtschau zeigt sich Forster aber enttäuscht und sieht den Aufenthalt Omais in England, bei dem er wenig Nützliches gelernt habe, als verpasste Chance. Bezüglich Solander kann festgehalten werden, dass dieser in seinen Eindrücken durchaus stark von einem Idealtypus des vornehmen Indigenen beeinflusst gewesen sein muss. Seine Beschreibungen Omais sind in ihrer Substanz verklärend und stark idealisierend. Letztendlich ist feststellbar, dass sich alle hier behandelten zeitgenössischen Autoren nie vollständig von ihrer eurozentristischen Sicht auf den Südseeinsulaner lösen konnten. Das klassische Narrativ eines *noble savage* war dabei immanent in unterschiedlich starker oder schwacher Ausprägung vorhanden.

106 Paul Turnbull, *Mai, the Other Beyond the Exotic Stranger*, in: National Library of Australia (Hrsg.), *Cook & Omai. The Cult of the South Seas*, Canberra 2001, S. 43–49, hier S. 43.

107 Ebd.

6. Quellen

Beaglehole, John C., *The Journals of Captain James Cook on his Voyages of Discovery. The Voyage of the Resolution and Adventure 1772–1775*, Cambridge 1961, reprinted 1969.

Forster, Georg, *Johann Reinhold Forster's [...] Reise um die Welt*, Bd. 1, Berlin 1778, in: *Deutsches Textarchiv*, 2008, [http://www.deutschestextarchiv.de/forster_reise01_1778/245], eingesehen 15.4.2016.

Martin-Allanic, J.-E., *Bougainville navigateur et les decouvertes de son temps*, Bd. 2, Paris 1964, S. 970, zit. n. Bitterli, Urs, *Asien, Australien, Pazifik (Die Entdeckung und Eroberung der Welt. Dokumente und Berichte 2)*, München 1981, S. 247.

The Endeavour Journal of Sir Joseph Banks, 1768–1771, Volume 1, Sydney 1962, [<http://nzetc.victoria.ac.nz/tm/scholarly/metadata-tei-Bea01Bank.html>], 2007, eingesehen 23.4.2016.

7. Literatur

Beaglehole, John C., *The Life of Captain James Cook*, Stanford 1974.

Bitterli, Urs, *Asien, Australien, Pazifik (Die Entdeckung und Eroberung der Welt. Dokumente und Berichte 2)*, München 1981.

Bitterli, Urs, *Der edle Wilde – ein verlorener Traum*, in: Arens, Werner/Braun, Hans-Martin (Hrsg.), *Die Indianer. Ein Lesebuch*, München 1993, S. 323–328.

Bitterli, Urs, *Die exotische Insel*, in: König, Hans-Joachim/Reinhard, Wolfgang/Wendt, Reinhard (Hrsg.), *Der Beobachter außereuropäischer Kulturen. Zur Problematik der Wirklichkeitswahrnehmung (Zeitschrift für Historische Forschung 7)*, Berlin 1989, S. 65–81.

Bitterli, Urs, *Die Wilden und die Zivilisierten. Grundzüge einer Geistes- und Kulturgeschichte der europäisch-überseeischen Begegnungen*, München ²1991.

Bryson, Bill (Hrsg.), *Seeing Further. The Story of Science and the Royal Society*, London 2010.

Captain Cook Birthplace Museum, *Omai the noble savage*, o. D. [<http://www.captcook-ne.co.uk/ccne/themes/omai.htm>], eingesehen 17.4.2016.

Connaughton, Richard, *Omai. The Prince Who Never Was*, London 2005.

Cook, Alexander, *The Art of Ventriloquism. European Imagination and the Pacific*, in: *National Library of Australia (Hrsg.), Cook & Omai. The Cult of the South Seas*, Canberra 2001, S. 37–41.

Coote, Jeremy, *Sir Joseph Banks – Wissenschaftler und Sammler auf der ersten Reise*, in: *Kunst- und Ausstellungshalle der Bundesrepublik Deutschland (Hrsg.), Ausstellungskatalog „James Cook und die Entdeckung der Südsee“*, Bonn 2009, S. 61–62.

Dieter Heintze, Johann Reinhold und Georg Forster, in: Kunst- und Ausstellungshalle der Bundesrepublik Deutschland (Hrsg.), *Ausstellungskatalog „James Cook und die Entdeckung der Südsee“*, Bonn 2009, S. 63–65.

Edgerton, Robert B., *Trügerische Paradiese. Der Mythos von den glücklichen Naturvölkern*, Hamburg 1994.

Emersleben, Otto, *James Cook. Seemann – Entdecker – Naturforscher*, Berlin 1989.

Galin, Dagmar, Vaaola. *Die Ankunft der Weißen Geister. Erster Kontakt mit Europäern in der Überlieferung Ozeaniens*, Berlin 1997.

Hartmann, Lukas, *Bis ans Ende der Meere. Die Reise des Malers John Webber mit Captain Cook*, Zürich 2009.

Hetherington, Michelle, *The Cult of the South Seas*, in: National Library of Australia (Hrsg.), *Cook & Omai. The Cult of the South Seas*, Canberra 2001, S. 1–7.

Hoffmann, L. M. (Hrsg.), *Louis-Antoine de Bougainville. „Reise um die Welt. Über Südamerika und durch den Pazifik zurück nach Frankreich, 1766-1769“*, Wiesbaden 2010.

Horwitz, Tony, *Cook. Die Entdeckungen eines Entdeckers*, Hamburg 2004.

Kaepler, Adrienne L., *Die drei Weltreisen des James Cook*, in: Kunst- und Ausstellungshalle der Bundesrepublik Deutschland (Hrsg.), *Ausstellungskatalog „James Cook und die Entdeckung der Südsee“*, Bonn 2009, S. 18–23.

Krockow, Christian Graf von, *Der große Traum von Bildung. Auf den Spuren der Entdeckungsreisenden James Cook und Georg Forster*, München 2003.

McCalman, Ian, *Spectacles of Knowledge. Omai as Ethnographic Travelogue*, in: National Library of Australia (Hrsg.), *Cook & Omai. The Cult of the South Seas*, Canberra 2001, S. 9–15.

McCormick, Eric Hall, *Pacific Envoy*, Auckland 1977.

Osterhammel, Jürgen, *Distanzerfahrung. Darstellungsweisen des Fremden im 18. Jahrhundert*, in: König, Hans-Joachim/Reinhard, Wolfgang/Wendt, Reinhard (Hrsg.), *Der Beobachter außereuropäischer Kulturen. Zur Problematik der Wirklichkeitswahrnehmung (Zeitschrift für Historische Forschung 7)*, Berlin 1989, S. 9–42.

Price, Grenfell A., *Captain James Cook. Entdeckungsfahrten im Pacific. Die Logbücher der Reisen von 1768 bis 1779*, Stuttgart-Wien 1983.

Turnbull, Paul, *Mai, the Other Beyond the Exotic Stranger*, in: National Library of Australia (Hrsg.), *Cook & Omai. The Cult of the South Seas*, Canberra 2001, S. 43–49.

Turner, Caroline, *Images of Omai*, in: National Library of Australia (Hrsg.), *Cook & Omai. The Cult of the South Seas*, Canberra 2001, S. 23–29.

Urban, Manfred, *Cooks Reisen und die europäische Entdeckung der Südsee*, in: Hauser-Schäublin, Brigitta/Krüger, Gundolf (Hrsg.), *James Cook. Gaben und Schätze aus der Südsee*, München-New York 1998, S. 30–55.

Jakob Kathrein ist Student der Geschichtswissenschaften (MA) und des Diplomstudiums Rechtswissenschaften an der Universität Innsbruck.

Jakob.Kathrein@student.uibk.ac.at

Zitation dieses Beitrages

Jakob Kathrein, Indigene und Cook. Der Tahitianer Omai (1751–1780) als Fallbeispiel für das Konzept des *Edlen Wilden?*, in: *historia.scribere* 9 (2017), S. 245–268, [<http://historia.scribere.at>], 2016–2017, eingesehen 14.6.2017 (=aktuelles Datum).

Hitlers Zweites Buch – Eine vergessene Quelle der Zeitgeschichte zu Hitlers außenpolitischen Ansichten

Sabine Viktoria Kofler

Kerngebiet: Zeitgeschichte

eingereicht bei: ao. Univ.-Prof. Dr. Thomas Albrich

eingereicht im Semester: SS 2016

Rubrik: SE-Arbeit

Abstract

Hitler's Second Book. A forgotten document of Hitler's views on foreign policies

The following seminar paper takes a closer look at one of the lesser-known writings of Adolf Hitler. His second book came to the surface only through the work of historians in the 1950s. This paper is to present the discovery, the following publication of this manuscript and the public and scholarly reaction to it. Secondly, it will contemplate Hitler's thoughts and views on German foreign policy. Finally, it will discuss several theories on why this unfinished manuscript never came to be published until 1961 in the first place.

1. Einleitung

Die Existenz eines zweiten Buches von Adolf Hitler ist wohl nur einigen Fachleuten bewusst. Den Bekanntheitsgrad von „Mein Kampf“ hat dieses zweite Werk seit seinem Erscheinen im Jahr 1961 in der breiten Öffentlichkeit nie erreicht. Bei der Lektüre des Manuskripts, dessen Niederschrift bereits 1929 erfolgte, wird allerdings schnell klar, dass darin kein völlig neues Gedankengut des Nationalsozialisten zur Sprache kommt. Vielmehr werden hier Hitlers ideologische und weltpolitische Ansichten ausgeführt, die es auch in „Mein Kampf“ zu lesen gibt. Einen besonderen Schwerpunkt bildet in dem Schriftstück die Bündnispolitik der Nationalsozialisten, die zu der Zeit von dessen Entstehen grundlegend von der vorherrschenden Außenpolitik des Deutschen Reichs abwich.

Das unveröffentlichte Manuskript lag jahrelang im Tresor des Franz-Eher-Verlags, von wo es 1945 zusammen mit anderen Akten in die USA überführt wurde. Erst Jahre später gelang es dem Historiker Gerhard L. Weinberg dieses einzigartige Dokument zu identifizieren und erstmals mit kritischem Kommentar und einer Einleitung versehen 1961 herauszugeben.¹ Das Institut für Zeitgeschichte in München nahm dieses Hitler-Manuskript schließlich 1995 in die Editionsreihe „Hitler. Reden, Schriften, Anordnungen“ unter dem neuen Namen „Außenpolitische Standortbestimmungen nach der Reichstagswahl 1928“ auf.²

In dieser Seminararbeit wird den Fragen nachgegangen, unter welchen Umständen das Manuskript wiederentdeckt wurde, warum Hitler es für nötig befand, ein weiteres Werk über nationalsozialistische Außenpolitik zu schreiben und wieso es schlussendlich nicht schon im Jahre seiner Entstehung herausgegeben wurde.

In einem ersten Überblick werden die Überlieferungsgeschichte und die Veröffentlichung des Manuskriptes näher untersucht werden. Die Reaktionen und Diskussionen um diese Edition sollen in einem weiteren Punkt anhand ausgewählter Rezensionen dargestellt werden. Ein kurzer Exkurs wird auch den ungewöhnlichen Werdegang der englischen Edition behandeln.

Im nächsten Teil der Arbeit werde ich den Inhalt der Quelle und seine Entstehungsgeschichte behandeln. Die Ursache und der Anlass für Hitlers zweites Werk sollen anhand einer Darstellung der Situation von 1928, insbesondere auch die Reichstagswahl in diesem Jahr, näher betrachtet werden. In diesem Hinblick spielte auch das vom Faschismus unterdrückte Südtirol eine Schlüsselrolle zur Entstehung der Schrift. Der letzte Punkt dieser Arbeit erörtert die Frage, wieso es schlussendlich nicht zu einer Veröffentlichung durch Hitler oder seinen Verlag kam.

Die Forschungsliteratur über Hitlers Zweites Buch ist überschaubar. Die ausführlichsten Informationen zu Fund und Überlieferung bietet der Herausgeber der Edition, Weinberg, selbst. Ansonsten widmen die Historiker diesem Manuskript höchstens einen kurzen Einschub, wo es ansonsten um die Bearbeitung des weitaus bekannteren Werkes „Mein Kampf“ geht. Sven Felix Kellerhoff (2015) ist dabei mit einem eigenen Kapitel über Hitlers Zweitem Buch noch weitaus ausführlicher als die meisten.³ Dementsprechend ist sein Beitrag auch für diese Arbeit sehr wertvoll, denn er bildet eine gute Ergänzung zu Weinbergs eigenen Recherchen. Othmar Plöckinger (2011) und Antoine Vitkine (2015) hingegen widmen Hitlers Zweitem Buch nur wenige Seiten, bieten dafür aber neue Ein-

1 Hitlers Zweites Buch. Ein Dokument aus dem Jahr 1928. Eingeleitet und kommentiert von Gerhard L. Weinberg. Mit einem Geleitwort von Hans Rothfels, (Quellen und Darstellungen zur Zeitgeschichte 7), Stuttgart 1961. Alle Zitate, die in dieser Arbeit verwendet wurden, sind aus Weinbergs Edition entnommen.

2 Institut für Zeitgeschichte (Hrsg.), Außenpolitische Standortbestimmung nach der Reichstagswahl. Juni-Juli 1928 (Hitler. Reden, Schriften, Anordnungen Bd. 2-A), München 1995, siehe dazu auch: Othmar Plöckinger, Geschichte eines Buches: Adolf Hitlers „Mein Kampf“ 1922–1945, München 2011², S. 161.

3 Sven Felix Kellerhoff, „Mein Kampf“. Die Karriere eines deutschen Buches, Stuttgart 2015, S. 171–191.

sichten, die Weinbergs Interpretationen aus den 1960er Jahren auf den aktuellen Stand der Forschung bringen.⁴

2. Hitlers Zweites Buch

2.1 Entdeckung und Veröffentlichung

Erste Gerüchte und Vermutungen über die Existenz eines zweiten Buches von Hitler gab es schon Anfang der 1950er Jahre. Der deutsche Historiker Hans Rothfels (1891–1976)⁵ schildert in einem Geleitwort zur Edition des zweiten Hitlerbuches, wie erste Hinweise an das Institut für Zeitgeschichte gelangten. Daraufhin erfolgten im Mai/Juni 1951 erste Nachforschungen des Historikers Hermann Mau in den USA, die aber erfolglos blieben. Damals wurde noch nach einem verschollenen Hitler-Manuskript aus dem Jahre 1935 gesucht.⁶ Der britische Historiker Hugh Redwald Trevor-Roper gab bei einem Vortrag in München 1959 an, der ein Jahr später in den *Vierteljahrsheften für Zeitgeschichte* erschien, Hitler habe ein zweites Buch über seine außenpolitischen Pläne bezüglich Frankreich und England 1924 verfasst. Dieses Buch soll laut Trevor-Roper allerdings nicht mehr existieren.⁷ Trevor-Roper behauptet anschließend, Rudolf Heß habe von diesem zweiten Buch gewusst. Hitlers Pläne für ein Bündnis mit England, die in dieser Schrift ausgeführt wurden, seien für ihn sogar ein Anlass für seinen spektakulären Flug nach England 1941 gewesen.⁸ Weitere Hinweise auf ein zweites Hitlerbuch kamen in den späten 1950er Jahren von einer glaubwürdigen Quelle. Josef Berg, ehemaliger Mitarbeiter im Franz–Eher-Verlag, bezeugte in einem Brief vom 12. September 1958 an das Münchner Institut für Zeitgeschichte die Existenz dieses zweiten Hitler-Buches. In Bergs Brief gab es zwar einige Angaben, die sich bald als Gedächtnisfehler herausstellten, jedoch sonst durchaus richtige Aussagen, wie sich später zeigen sollte. Berg schilderte die strenge Geheimhaltung des Manuskriptes und seine Beschlagnahmung durch einen amerikanischen Offizier am Ende des Krieges. Daraufhin wurde Rothfels vom Institut beauftragt dieses Manuskript im Herbst 1958 in den USA zu suchen. Rothfels bat bei dieser Suche seinen ehemaligen Schüler Gerhard Ludwig Weinberg um Hilfe.⁹ Weinberg, 1928 in Deutschland geboren und mit seiner Familie 1940 nach Amerika emigriert,¹⁰ war zu diesem Zeitpunkt Associate Professor für Geschichte an der Michigan University.¹¹ Weinberg schrieb wichtige Forschungsarbeiten zu Nazideutschland, beschäftigte sich auch intensiv mit Hitlers Außenpolitik und den Dokumenten der Nationalsozialisten, die nach dem Krieg aus Deutschland in die

4 Plöckinger, *Geschichte eines Buches - Antoine Vitkine, Hitlers „Mein Kampf“*. Geschichte eines Buches, Hamburg 2015.

5 Wolfgang Neugebauer, Rothfels, Hans, in: *Neue Deutsche Biographie* 22 (2005), S. 123–125 Onlinefassung: [<https://www.deutsche-biographie.de/%20pnd118749943.html>], eingesehen 22.8.2016.

6 Rothfels, Geleitwort, in: *Hitlers Zweites Buch*, S. 7.

7 Hugh Redwald Trevor-Roper, *Hitlers Kriegsziele*, in: *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte* 8 (1960), Heft 2, S. 121–133, hier 133.

8 Ebd.

9 Rothfels, Geleitwort, S. 7.

10 *Jahresberichte für Deutsche Geschichte*, 22.12.2015, [http://jdgd.baw.de/cgi-bin/jdgd?lang=de&t_idn=%28DE-588%29105818925], eingesehen 22.8.2016.

11 Rothfels, Geleitwort, S. 7.

USA überführt worden waren.¹² Für diese Recherche war Weinberg also ein geeigneter erster Ansprechpartner. In der Tat hatte auch Weinberg schon von sich aus Nachforschungen über dieses verschollene Hitler-Dokument angestellt und es tatsächlich in den Akten, die vor ihrer Rückgabe nach Deutschland auf Mikrofilm aufgenommen wurden, gefunden.¹³ Im Sommer 1958 fand Weinberg im amerikanischen Nationalarchiv in der Abteilung II. Weltkrieg ein mit Schreibmaschine getipptes Manuskript von 324 Seiten zur deutschen Außenpolitik. Anhand eines beiliegenden Beschlagnahmeprotokolls konnte seine Identität zweifelsfrei festgestellt werden. In diesem in den 1940ern erstellten Protokoll wurde vermerkt, dass Josef Berg, ehemaliger technischer Leiter des Verlags, das Manuskript eines angeblich unveröffentlichten Werks von Hitler an einen US-Offizier übergab, welches „vor über 15 Jahren geschrieben und in einen Tresor geschlossen“ wurde.¹⁴ Somit bestätigte sich Bergs Aussage in seinem Brief an das Institut und Weinberg galt als der Entdecker des zweiten Hitlerbuches.

Josef Berg hatte 1935 die Abteilung Buchverlag im Eher-Verlag übernommen und damit auch das unveröffentlichte Manuskript, welches er im Tresor und später im Luftschutzkeller des Verlags aufbewahrte. Außer dem Verlagsexemplar soll sich noch eine weitere Kopie auf dem Obersalzberg befunden haben, die allerdings wahrscheinlich gegen Ende des Krieges mit anderen wichtigen Dokumenten verbrannt wurde.¹⁵ Für die Existenz dieser zweiten Kopie spricht die Tatsache, dass die Seiten 240–324 des Manuskripts Schreibmaschinendurchschläge sind. Bei der Ordnung der Blätter muss es zu einer Verwechslung des Originals und der Kopie gekommen sein, womit feststeht, dass es mindestens eine Kopie gegeben hat.¹⁶

Im Mai 1945 übergab Berg das Manuskript einem amerikanischen Offizier. Es wurde zusammen mit anderen Akten in die USA überführt, wo es jedoch fälschlicherweise als Entwurf zu „Mein Kampf“ aufgenommen wurde.¹⁷ Weinberg konnte es dann 1958 aufgrund des Begleitprotokolls, der Aussagen von Josef Berg und des Inhalts des Manuskripts richtig als Entwurf für ein zweites Hitlerbuch identifizieren. In Zusammenarbeit mit dem Institut für Zeitgeschichte in München wurde es von Weinberg kritisch kommentiert und eingeleitet in der Reihe „Quellen und Darstellungen zur Zeitgeschichte“ 1961 veröffentlicht.

Dabei stellte sich auch den damaligen Herausgebern die Frage des Urheberrechts. Der Franz–Eher–Verlag ging nach dem Krieg an die bayerische Regierung über und somit auch die Rechte von „Mein Kampf“. Allerdings hatte Hitler nie einen Vertrag mit dem Verlag über dieses zweite Manuskript angefertigt und die Rechte gingen in diesem Fall an Hitlers Erben. Das Münchner Institut kaufte diese Verlagsrechte kurzerhand den Erben ab, um mögliche Probleme mit der Regierung wegen einer Veröffentlichung zu

12 Rothfels, Geleitwort, S. 7–8.

13 Daniel Johnson, Revealed: the amazing story behind Hitler's second book, in: The Telegraph 25.9.2003, [<http://www.telegraph.co.uk/culture/books/3603289/Revealed-the-amazing-story-behind-Hitlers-second-book.html>], eingesehen 22.8.2016.

14 Weinberg, Anlage, in: Hitlers Zweites Buch, S. 225.

15 Kellerhoff, „Mein Kampf“, S. 189.

16 Weinberg, Einleitung, in: Hitlers Zweites Buch, S. 15–16.

17 Kellerhoff, „Mein Kampf“, S. 189.

verhindern.¹⁸ Auf die Gründe für die Veröffentlichung kommen Weinberg und Rothfels ebenfalls zu sprechen. Gab es denn Bedenken und sollte die Verbreitung von nationalsozialistischem Gedankengut nicht unterbunden werden? Das Argument, der Neonazismus könnte sich durch diese Edition ausbreiten, wiesen beide Historiker entschlossen zurück, da jeder, der sich mit der Ideologie Hitlers auseinandersetzen wollte, die gleichen Gedanken auch problemlos in „Mein Kampf“ nachlesen könne. Weinberg meint zudem, dass Hitler und die NSDAP im Deutschland der 1930er Jahre nicht durch die massenhafte Lektüre von „Mein Kampf“ großgeworden seien.¹⁹ Für eine kritische Lektüre sei es daher wichtig, Hitlers Zweites Buch mit einer Erläuterung des historischen Kontextes durch Historiker der Öffentlichkeit und Forschung zugänglich zu machen. Auch wenn das Buch für Hitlerkenner wenig Neues bietet, sei dieses Schriftstück doch außergewöhnlich in seiner Existenz. Rothfels weist vor allem auf die Bedeutung dieses Dokumentes als Quelle für die Zeitgeschichte und die Verantwortung der Wissenschaft hin:

„Eine ihrer Verantwortung bewußte Wissenschaft kann sich nicht darauf einlassen, das Vergessenwollen [sic!] zu unterstützen, das immer wieder sich anmeldet, und ist nicht berechtigt, die brutale Sprache, die in diesem Zweiten Buch zum Teil noch schriller ist als in ‚Mein Kampf‘, ungehört verhallen zu lassen.“²⁰

Noch weitere Gründe sprechen für eine Auseinandersetzung mit dieser Quelle. Rothfels glaubt die Tatsache, dass Hitler selbst, aus welchen Gründen auch immer, das Buch nicht veröffentlichte, schon eine gewisse Begründung für eine derzeitige Publikation sei.²¹ Weinberg gibt noch weitere Beweggründe an, warum die Veröffentlichung dieses Werks wichtig sei: Obwohl Hitler in diesem Manuskript viele altbekannte Standpunkte vorbringt, die er auch schon in „Mein Kampf“ behandelt hatte, sei dieser Entwurf doch eine wertvolle Quelle für die Kontinuität und Entwicklungen (oder das Fehlen einer solchen Entwicklung) seiner Gedanken. Besonders da die Zeitspanne zwischen der Niederschrift von „Mein Kampf“ und Hitlers Machtergreifung bis dahin noch wenig beachtet und erforscht worden war.²²

Ein weiterer bedeutsamer Punkt ist auch der biographische Wert der Quelle, denn zum Zeitpunkt der Entstehung dieses Buches war Hitler alles andere als der machtvolle autoritäre Diktator, der sich im Kollektivbewusstsein späterer Generationen festgesetzt hatte. Im Gegenteil, nach der Wahlniederlage von 1928, sah die politische Zukunft der Partei und ihres Führers nicht sehr erfolgsversprechend aus. Als letzten Punkt nennt Weinberg noch den Bezug zur eigenen Gegenwart, den diese Quelle hatte. In den frühen 1960er Jahren waren die Alltagsprobleme und politischen Geschehnisse für die Bevölkerung von größerer Bedeutung als die unmittelbare Vergangenheit. Weinberg sah darin die Gefahr, dass viele Quellen übersehen und die Bereitschaft sich mit Hitler als Person und Symbol auseinanderzusetzen, abnehmen würde. Hitlers Taten aber

18 Johnson, Revealed.

19 Weinberg, Einleitung, S. 38.

20 Rothfels, Geleitwort, S. 9.

21 Ebd.

22 Weinberg, Einleitung, S. 38.

wirkten auch noch lange nach Ende von Nazideutschland in der Welt nach.²³ Deshalb war laut Weinberg der folgende Anspruch gegeben:

„Nur vertieftes Verständnis des Bösen kann der Menschheit helfen, mit diesen Folgen moralisch fertig zu werden; möge die Veröffentlichung hierzu beitragen.“²⁴

Die Herausgeber des Zweiten Buches standen offensichtlich vor demselben Dilemma bezüglich der Frage eines möglichen Erlöses durch den Verkauf von Hitlers Zweitem Buch wie die Herausgeber der Neuauflage von „Mein Kampf“. Daher wurde festgelegt, „um auch die leiseste, wenngleich unwahrscheinliche Mißdeutung der Publikation auszuschließen“²⁵, einen möglichen Reinertrag an Opfer der nationalsozialistischen Verfolgung zu spenden.

Im drastischen Gegensatz zur kritisch kommentierten Neuauflage von „Mein Kampf“ – mittlerweile ein wahrer Bestseller²⁶ – löste die Bearbeitung und Veröffentlichung von Hitlers Zweitem Buch außerhalb der Geschichtswissenschaft jedoch weit weniger Schlagzeilen in den Medien aus.

2.2 Rezensionen

Nach der Veröffentlichung erschien am 4. August 1961 ein kurzer Artikel in der *Zeit* unter dem Autorenkürzel H.K. Wahrscheinlich handelte es sich dabei um Heinz Stuckmann.²⁷ Darin sieht auch Stuckmann den Quellenwert, den dieses Dokument für die Historiker hat und betont, dass es ebenso für die Gesellschaft wertvoll sei:

„In der Tat war es auch unter, politisch-pädagogischem Gesichtspunkt geboten, dieses Manuskript, das sein Verfasser aus guten Gründen unter Verschuß gehalten hat, ans Licht der Öffentlichkeit zu ziehen. Denn schlagender und überzeugender kann keine Entlarvung Hitlers sein, als diese, die er selber hier bietet.“²⁸

Stuckmann spielte in diesem Zusammenhang auf die Meinung hartnäckiger Hitlerverteidiger an, die behaupteten, Hitler habe stets nur die Revision des Versailler Vertrages und das Selbstbestimmungsrecht für alle Deutschen gewollt. In diesem Buch jedoch legte Hitler seine außenpolitischen Pläne schon 1928 offen dar. Mit Hitlers steter Betonung auf die Notwendigkeit eines „Lebensraums“ im Osten für die deutsche Bevölkerung und auch der Bereitschaft dafür in den Krieg zu ziehen, ist dieses Argument für Stuckmann entkräftet. Auch die Verantwortung für den Ausbruch des Krieges sieht der

23 Weinberg, Einleitung, S. 38–39.

24 Ebd., S. 39.

25 Rothfels, Geleitwort, S. 10.

26 Die Welt, Kritische „Mein Kampf“ – Ausgabe wird zum Bestseller, 27.2.2016, [<http://www.welt.de/kultur/article152709505/Kritische-Mein-Kampf-Ausgabe-wird-zum-Bestseller.html>], eingesehen 25.8.2016.

27 Andere Artikel mit demselben Namens Kürzel weisen darauf hin.

28 Zeit Online, „Mein Kampf“, letzter Teil, o. D., [<http://www.zeit.de/1961/32/mein-kampf-letzter-teil>], eingesehen 26.8.2016.

Autor des Artikels damit klar Hitler zugewiesen.²⁹ Die besondere Hervorhebung der Kriegsschuld bei Stuckmann ist wohl eine Reaktion auf die hochkontroverse Debatte um den britischen Historiker Alan J.P. Taylor, der zu dieser Zeit für großen Wirbel mit der These, Hitler trage nicht die Alleinschuld am Ausbruch des Zweiten Weltkrieges, sorgte. Von den westdeutschen Historikern wurden Taylors Arbeit und seine provokanten Äußerungen zu den Ursachen des Zweiten Weltkriegs weitgehend negativ und skeptisch aufgenommen.³⁰ In diesem Sinne ist wohl auch der explizite Aufruf von Stuckmann in seinem Artikel zu verstehen, der eine konkrete Gefahr in „Darstellungen à la Taylor über die Verantwortlichkeit für den Zweiten Weltkrieg“ sah.³¹ Auch Hitlers außenpolitische Pläne bezüglich Russland werden laut Stuckmann in Hitlers Zweitem Buch eindeutig dargelegt. Der Osten war für Hitler „Lebensraum“ und anderweitige Aussagen oder außenpolitische Handlungen bezüglich der Sowjetunion nach seiner Machtergreifung enthüllten sich als bloße Propaganda.³²

Martin Broszat geht in seinen „Betrachtungen zu Hitlers Zweitem Buch“³³ (1961) gründlicher auf den Inhalt des Hitlermanuskripts ein. Er führt Hitlers Weltanschauung, seine einseitigen und unsachlichen Lösungsansätze zu Fragen der deutschen Außen- und Innenpolitik an und zeigt dabei auf, wie sich Hitler oftmals in Widersprüche verstrickte und seine unlogischen und von Wunschdenken durchzogenen Ideen darlegte. Broszat fasst in seinen Betrachtungen zusammen, dass Hitler, wie schon vorher in „Mein Kampf“ der Rhetorik und Demagogie verpflichtet blieb. Sein schriftliches Werk sei dabei „weit von logischer Systematik und Gliederung entfernt“.³⁴ Die Edition stellt nichtsdestoweniger eine gute Quellenerweiterung für Hitlers außenpolitische Vorstellungen dar, die in „Mein Kampf“ vergleichsweise kurzgehalten waren. Die Aussagen im Buch stützten zudem Hitlers Gedankengänge, beispielsweise zur Bündnispolitik, die er schon in „Mein Kampf“ vorgebracht hatte. Broszat ist aber auch der Meinung, dass „Mein Kampf“ bis 1945 zwar millionenfach verkauft wurde, allerdings kaum gelesen und von Hitlers Gegnern nicht ernst genommen wurde.³⁵ Erst nach Kriegsende hätten sich Historiker kritischer mit „Mein Kampf“ auseinandergesetzt, dabei indes lediglich nach Zitaten und Belegen für Hitlers Pläne gesucht. Hitlers Wesen selbst und sein Denken seien bei diesen Arbeiten jedoch nicht gründlich genug analysiert und untersucht worden.³⁶

29 Ebd.

30 Der Spiegel, Adolf Hitler – Weder Held noch Schurke?, o. D., [<http://www.spiegel.de/spiegel/print/d-43367625.html>], eingesehen 26.8.2016.

31 *Zeit Online*, „Mein Kampf“.

32 Ebd.

33 Martin Broszat, Betrachtungen zu Hitlers Zweitem Buch, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 9 (1961), Heft 4, S. 417–429.

34 Ebd., S. 427.

35 Ebd., S. 419.

36 Ebd.

Waldemar Bessons Rezension zu „Hitlers Zweitem Buch“ erschien 1963 in der „Historischen Zeitschrift“.³⁷ Der Autor kommt schon zu Beginn auf den „Wirbel politischer Verdächtigungen“³⁸, in denen das Erscheinen dieses Buches geriet, zu sprechen. Es hätte Vorwürfe hinsichtlich eines „angeblichen Neonazismus in der Bundesrepublik“³⁹ gegeben nach Veröffentlichung der Edition von westlicher wie auch östlicher Seite. Allerdings waren sich das IfZ und die Herausgeber durchaus ihrer politischen Verantwortung bewusst, die sie mit der Herausgabe von Hitlers Zweitem Buch auf sich nahmen, denn „gerade eine wissenschaftliche Edition mußte jede sensationelle Aufbauschung verhindern“⁴⁰. Besson hob besonders die Aussage der Herausgeber hervor, jegliche Reinerlöse der 228 Seiten zählenden Edition bei einem Kaufpreis von 19,80 DM an die Opfer des Nationalsozialismus zu spenden.⁴¹ Wie schon die Rezensionen vor ihm, unterstrich auch Besson den wissenschaftlichen Quellenwert von Hitlers Zweitem Buch, vor allem für eine Zeitperiode, welche die Forschung bisher aus Mangel an Quellen wenig bearbeitet habe. Eine Edition von Hitlers unveröffentlichtem Manuskript zeichnet zudem ein genaueres Bild von Hitlers außenpolitischen Vorstellungen und „schließt für das Prinzipielle eine Lücke vor allem dadurch, daß sie uns nachdrücklich die Konstanz in Hitlers Gedankengängen bezeugt“⁴².

Jahrzehnte später nahm in einem Online-Blog 2009 der SPD-Politiker Mathias Brodkorb Stellung zu Hitlers Zweitem Buch.⁴³ Schon durch den Titel des Beitrags, „Hitlers Zweites Buch. Mit den europäischen Nationen gegen amerikanische Globalisierung?“ ist erkenntlich, dass sich der Autor mit gänzlich anderen Aspekten auseinandersetzt als die Rezensionen vor ihm. Brodkorb widerspricht zunächst den Aussagen von Rothfels und Weinberg, die Sprache in diesem zweiten Hitlerbuch sei zum Teil noch schriller und brutaler als in „Mein Kampf“. Antisemitische Hasstiraden und Anfeindungen gegen vermeintliche Gegner würden sich nicht wesentlich von jenen in „Mein Kampf“ unterscheiden.⁴⁴ Außerdem nahmen Hitlers Pläne für eine zukünftige Auseinandersetzung mit den USA in diesem zweiten Buch konkretere Züge an. Amerika würde für Europa und Deutschland zu einem gefährlichen Konkurrenten auf dem Weltmarkt werden und Hitler hätte, so Brodkorb, zumindest ansatzweise eine Vision eines Bundes von freiheitlichen Nationen Europas, die den Vereinigten Staaten entgegentreten würden.⁴⁵ Solche Aussagen könnten sich durchaus Rechtsextremisten von heute zunutze machen, die bekanntlich der globalisierten Welt und den USA feindlich eingestellt sind. Zuletzt spricht Brodkorb noch von der bizarren Situation, dass Hitlers Zweites Buch

37 Waldemar Besson, Rezension zu: Hitlers zweites Buch. Ein Dokument aus dem Jahre 1928. Eingeleitet und kommentiert von Gerhard L. Weinberg. Mit einem Geleitwort von Hans Rothfels, Stuttgart 1961, in: Historische Zeitschrift, 197 (1963), Heft 3, S. 670–673, [<http://www.jstor.org/stable/27613666>], eingesehen 26.5.2016.

38 Ebd., S. 670.

39 Ebd.

40 Ebd., S. 671.

41 Ebd.

42 Ebd.

43 Mathias Brodkorb, Hitlers Zweites Buch. Mit den europäischen Nationen gegen amerikanische Globalisierung?, Störungsmelder, Blogbeitrag vom 21.5.2009, [http://blog.zeit.de/stoerungsmelder/2009/05/21/hitlers-zweites-buch-mit-den-europaischen-nationen-gegen-amerikanische-globalisierung_1077], eingesehen 29.8.2016.

44 Ebd.

45 Ebd.

bereits seit 1961 durch einen deutschen Verlag veröffentlicht wurde, eine Neuauflage von Hitlers „Mein Kampf“ jedoch von der bayerischen Staatsregierung weiterhin abgelehnt wurde. Dabei sei Hitlers Werk heutzutage für Interessierte in fast allen Sprachen der Welt im Internet frei zugänglich.⁴⁶

2.3 Englische Edition

Weinberg plante nach der deutschen Edition auch eine englische Übersetzung von Hitlers Zweitem Buch. Dazu kam es jedoch erst vierzig Jahre nach der deutschen Ausgabe. In einem Interview mit der britischen Zeitung *The Telegraph*, welches anlässlich der Veröffentlichung dieser englischen Ausgabe 2003 erschien, schildert Weinberg, warum eine englische Übersetzung erst so spät auf dem Buchmarkt kam.⁴⁷ Weinberg war mit der unangenehmen Tatsache konfrontiert, dass es ein englisches Plagiat seiner Edition gab, die unter dem Titel „Hitler’s Secret Book“ 1962 veröffentlicht wurde. Anstatt das Originalmanuskript als Vorlage für eine möglichst wortgetreue Übersetzung heranzuziehen, wurde Weinbergs deutsche Ausgabe übersetzt. Sie gilt deshalb in Historikerfachkreisen als unzuverlässig. Da Weinberg, wie er selbst sagte, kein Geld für den Verkauf der Edition annahm, konnte er nach geltendem Recht die Herausgeber der englischen Raubkopie nicht verklagen, da er ja keinen finanziellen Verlust erlitten hatte.⁴⁸ Im Nachhinein stellte sich also der Verzicht auf die Einnahmen durch den Buchverkauf als ein ungewollter Rückschlag für den Historiker heraus.

Nach Erscheinen dieser Kopie konnte Weinberg keinen englischen Verlag finden, der an einer weiteren Ausgabe interessiert war. Erst 2003 erschien im Enigma Verlag unter dem Titel „Hitler’s Second Book. The Unpublished Sequel to Mein Kampf“ unter Mitarbeit von Weinberg eine vollständige, wissenschaftlich kommentierte englische Ausgabe.⁴⁹

In den Rezensionen wird allgemein kritisiert, dass Hitlers Zweites Buch, bis auf Ausnahmen aus Historikerkreisen, kaum beachtet wurde, obwohl es für Hitlers außenpolitische Vorstellungen eine weitaus bessere Quelle bieten würde, als „Mein Kampf“⁵⁰. Auch in der deutschen Öffentlichkeit wurde das Erscheinen der Edition von Weinberg 1961 eher verhalten zur Kenntnis genommen. Die Bevölkerung interessierte sich zu dieser Zeit anscheinend mehr für die turbulenten politischen Tagesereignisse.⁵¹

46 Mathias Brodtkorb, Hitlers Zweites Buch. Mit den europäischen Nationen gegen amerikanische Globalisierung?, Störungsmelder, Blogbeitrag vom 21.5.2009, [http://blog.zeit.de/stoerungsmelder/2009/05/21/hitlers-zweites-buch-mit-den-europaischen-nationen-gegen-amerikanische-globalisierung_1077], eingesehen 29.8.2016.

47 Johnson, Revealed.

48 Ebd.

49 Enigma Books, o. D., [<http://www.enigmabooks.com/store/catalog/moreinfo.php?id=32>], eingesehen 29.8.2016.

50 Richard Overby, Mein Kampf. The Sequel, in: *The Guardian*, 1.7.2003, [<https://www.theguardian.com/books/2003/jul/01/news>], eingesehen 30.8.2016 – Nitzan Lebovic, Hitler in a Post-Ideological Age. The Sequel, in: *H-German. H-Net Reviews*, 2006, [<http://www.h-net.org/reviews/showrev.php?id=11363>], eingesehen 30.8.2016.

51 Johnson, Revealed.

3. Hitlers Manuskript zur deutschen Außenpolitik

3.1 *Inhalt und Entstehung*

Das überlieferte Manuskript von Hitler weist einige Leerstellen auf und nicht alle Kapitel scheinen vollständig abgeschlossen zu sein. Josef Berg behauptete in seinem Brief an das IfZ, Hitler habe sein zweites Buch Max Amann, dem Leiter des Franz-Eher Verlags, diktieren.⁵² Kellerhoff hingegen vermutet, er habe es, wie schon „Mein Kampf“, einer Privatsekretärin in die Schreibmaschine diktieren.⁵³

Das Manuskript von 324 Seiten umfasst 15 Kapitel, ein Vor- sowie ein Schlusswort. Die Kapiteleinteilung hat Weinberg aus Vermerken entnommen, die Titelüberschriften selbst stammen aber von ihm.⁵⁴ Den ersten Kapiteln widmet Hitler dem Thema des „Lebenskampfes“ der deutschen Bevölkerung. Er ist davon überzeugt, dass es für das Überleben der Deutschen unvermeidlich sei mehr Land für die Nahrungsmittelversorgung zur Verfügung zu haben. Diesen „Lebensraum“ sieht Hitler für den eigentlichen Grund einen gerechtfertigten Krieg zu führen. Daraus schlussfolgert er: „Aus der Not des Krieges erwächst dann das Brot des Friedens.“⁵⁵ Alternativen zur Kriegsführung, wie Neutralität oder Wirtschaftswachstum lehnt Hitler dagegen strikt ab und sieht sie als undurchführbar an. Das außenpolitische Handeln eines deutschen Staates muss nach seiner Vorstellung deshalb allein auf das Erreichen dieses „Lebensraums“ hinarbeiten.

In den folgenden Kapiteln spricht Hitler von Fehlern und dem Versagen der Regierung diese Raumpolitik durchzuführen, diskutiert über die Niederlage im Ersten Weltkrieg und sieht auch in Amerika einen neuen Konkurrenten auf der Bühne der Weltpolitik. Die Juden und die Gefahr eines „Weltjudentums“⁵⁶ kommen in Hitlers Zweitem Buch zwar auch vor, allerdings nehmen sie eine relativ untergeordnete Stellung ein. Auf seine eigentlichen außenpolitischen Ziele und die Bündnispolitik, die ihm vorschwebte, kommt Hitler erst im letzten Teil zu sprechen.⁵⁷ In „Mein Kampf“ hatte sich Hitler schon in zwei längeren Exkursen dazu geäußert. Auch im zweiten Buch haben sich seine Grundgedanken dazu nicht allzu sehr verändert.⁵⁸ Hitlers Pläne für die Eroberung von „Lebensraum“ im Osten Europas setzten eine gewisse Bündnispolitik voraus. England und Italien waren in dieser Hinsicht für ihn ideale Partner, um seine Ziele durchzuführen. Diese Bündnisse würden einerseits gegen den „Erzfeind“ Frankreich gerichtet sein und einer deutschen Besetzung osteuropäischer Gebiete – auf Kosten der Sowjetunion – nicht im Wege stehen. Das faschistische Italien als Bündnispartner zu gewinnen, war für Hitler ein besonderer Kernpunkt seiner außenpolitischen Pläne. Aus diesem Grund legte er im letzten Kapitel auf 76 Seiten ausführlich dar, wieso Italien und Deutschland die idealen Voraussetzungen für ein zukünftiges Bündnis aufwiesen.

52 Weinberg, Einleitung, S. 15.

53 Kellerhoff, „Mein Kampf“, S. 177.

54 Weinberg, Einleitung, S. 30.

55 Hitlers Zweites Buch, S. 54.

56 Ebd., S. 154.

57 Ebd., S. 160.

58 Kellerhoff, „Mein Kampf“, S. 171.

Weinberg hat sich auch mit der Klärung über das genaue Datum der Niederschrift beschäftigt und ist einigen Indizien nachgegangen, vom Inhalt des Buches selbst ausgehend und von Überlieferungen von Hitlers Weggefährten. Hitler greift beispielsweise in seinem Buch den seit 1923 amtierenden deutschen Außenminister Gustav Stresemann wegen seiner liberalen Außenpolitik, besonders wegen seiner Ausgleichspolitik mit Frankreich, an. Stresemann starb 1929, weshalb der Zeitpunkt der Niederschrift des Manuskriptes noch vor dessen Tod angelegt werden darf.⁵⁹ Zudem ist von der französischen Besetzung des linken Rheinuferes⁶⁰ im Manuskript die Rede, die 1930 beendet wurde, sowie von dem Dawes-Plan, der die Zahlung der Reparationsschulden Deutschlands aus dem Ersten Weltkrieg regelte: sein Nachfolger, der Young-Plan, wurde erst 1929 ausgehandelt.⁶¹ Mehrere Bemerkungen zu alltagspolitischen Geschehnissen, zitierten Artikeln und eine große Ähnlichkeit zu einer Rede, die er am 13. Juli hielt, weisen auf den Sommer 1928 als Entstehungszeit der Schrift hin.⁶² Zudem gibt es auch in Briefen von Hitlers engsten Gefährten, wie Rudolf Heß, Hinweise darauf, dass Hitler im Sommer des Jahres 1928 ein neues Buch über die Außenpolitik geschrieben hat.⁶³

Der Anlass, zu dem Hitler sich verleitet fühlte, dieses zweite Buch zu schreiben, wird schon von ihm selbst im Vorwort angesprochen. Im zweiten Band von „Mein Kampf“ und in einer Sonderbroschüre von 1926 hatte sich Hitler intensiv mit der sogenannten Südtirol-Frage auseinandergesetzt. Seinen eigenen Worten nach konnte er außerhalb des nationalsozialistischen Lagers kaum Anhänger für seine Bündnispläne bezüglich Italiens finden. In den letzten Jahren hätte sich sogar die „Hetze“ seiner Gegner gegen seine Ansichten verstärkt, weshalb er sich verantwortlich fühle, die nationalsozialistische Außenpolitik näher auszuführen und die Leserschaft von seiner „Richtigkeit“ zu überzeugen.⁶⁴

Es liegt nahe, sich deshalb etwas genauer mit der Situation des Jahres 1928 zu beschäftigen, in der Hitler es für nötig befand, ein eigenes Buch über sein außenpolitisches Programm zu schreiben.

3.2 Reichstagswahl und die Südtirol-Frage 1928

Am 20. Mai 1928 fanden in Deutschland Reichstagswahlen statt. Die NSDAP erhielt dabei nur 2,6 Prozent, was in etwa 810.000 Stimmen entsprach. Im Reichstag waren sie damit mit zwölf Sitzen vertreten; eine Wahlniederlage für Hitler und seine Bewegung.⁶⁵ In den Wochen des Wahlkampfes machte vor allem ein Thema der NSDAP und deren Presseorgane zu schaffen: Die Südtirol-Frage.

Südtirol, seit Ende des Ersten Weltkrieges von Italien annektiert, war für Hitler kein unbekanntes Thema. Schon seit 1922 hatte er sich des Öfteren in Reden zu Südtirol

59 Weinberg, Einleitung, S. 20.

60 Hitlers Zweites Buch, S. 148.

61 Ebd., S. 174.

62 Weinberg, Einleitung, S. 20.

63 Plöckinger, Geschichte eines Buches, S. 162.

64 Hitlers Zweites Buch, S. 43–45.

65 Kellerhoff, „Mein Kampf“, S. 177.

geäußert. Quer durch alle Parteien Deutschlands wurde die Ansicht vertreten, die Abtretung Südtirols mit seiner vorwiegend deutschsprachigen Bevölkerung müsse rückgängig gemacht werden. Die einzige Ausnahme bildete dabei, und das mag auf den ersten Blick befremdlich erscheinen, die NSDAP. Hitler beharrte auf der Notwendigkeit eines Bündnisses mit dem faschistischen Italien. Das Thema war Hitler anscheinend so wichtig, dass er ein unfertiges Kapitel des zweiten Bandes von „Mein Kampf“ vorab im Februar 1926 als Sonderbroschüre unter dem Titel „Die Südtiroler Frage und das deutsche Bündnisproblem“ in 10.000 Exemplaren drucken ließ.⁶⁶ Hitlers Bewunderung für den „genialen Staatsmann Benito Mussolini“⁶⁷ und seine Aussagen über den notwendigen Verzicht von Südtirol stießen bei der deutschen Bevölkerung jedoch auf wenig Verständnis. Entgegen seiner ideologischen Ansichten zu Deutschen im Ausland nahm er den Verbleib des kulturell und historisch deutsch geprägten Südtirols bei Italien bewusst in Kauf.

Eine neue Brisanz erhielt die Südtirol-Frage im Wahljahr 1928, als die „Italianisierung“ in Südtirol im schulischen Bereich einen neuen Höhepunkt erreichte. Das Schulgesetz von 1923, die *Lex Gentile*, sollte dafür sorgen, dass in den deutschsprachigen Schulen nur mehr in italienischer Sprache unterrichtet wurde. Die bewusste Absicht hinter diesem Gesetz war die „Zerstörung der deutschen Schule“⁶⁸. Der einzige Bereich in dem noch in deutscher Sprache unterrichtet werden durfte, war der Religionsunterricht. 1928 plante die italienische Regierung aber auch diesen Bereich zu „italianisieren“, was in den österreichischen und deutschen Medien eine Welle von empörten Reaktionen auslöste. Hitler und das Sprachorgan seiner Partei, der „Völkische Beobachter“, sahen sich nun der mühsamen Aufgabe gegenüber, Mussolini und sein Verhalten zu verteidigen. Besonders im Wahlkampf kamen er und seine Anhänger in Bedrängnis, ihre Haltung bezüglich Südtirol, angesichts des rigorosen Vorgehens der italienischen Regierung, zu rechtfertigen.⁶⁹

Hitler, dessen großes Vorbild Mussolini – und damit der einzige europäische Regierungschef mit einer ähnlichen ideologischen Ausrichtung wie er selbst – war, beschuldigte lieber die deutsche Presse, Juden, Kommunisten sowie gegnerische Parteien das Thema Südtirol für ihre jeweils eigenen Zwecke zu missbrauchen.⁷⁰ Im Wahlkampf hielt sich Hitler dann auch auffallend zurück, wenn es um das Thema Südtirol ging. Der Widerspruch in seinen Positionen, einerseits der Anspruch, dass die im Ausland lebenden Deutschen zum Vaterland gehörten, und andererseits die Ausnahme, dass diese Regel für die deutschen Südtiroler nicht gelten würde, bot den politischen Gegnern Hitlers eine perfekte Zielscheibe im Wahlkampf.

Am Wahltag gipfelte diese politische Schlammschlacht in einer Plakataktion der Münchner SPD. Auf den Anzeigen wurde Hitler vorgeworfen, er habe durch finanzielle Unterstützung Mussolinis im Wahlkampf Südtirol und seine Bewohner verkauft. Ob-

66 Kellerhoff, „Mein Kampf“, S. 174.

67 Hitlers Zweites Buch, S. 182.

68 Rolf Steininger, Südtirol. Vom Ersten Weltkrieg bis zur Gegenwart, Innsbruck 2003, S. 26.

69 Kellerhoff, „Mein Kampf“, S. 175–176.

70 Hitlers Zweites Buch, S. 191.

wohl Hitler Anzeige erstattete und später vor Gericht auch Recht bekam, war der Schaden für die Partei und ihren Führer nicht mehr abzuwenden.⁷¹ Die Wahlniederlage war für Hitler wohl Anlass genug, sich für einige Wochen im Sommer aus der Öffentlichkeit nach Berchtesgaden zurückzuziehen und seine außenpolitischen Vorstellungen, besonders was die Beziehungen zu Italien anbelangte, in einem zweiten Buch verständlicher, vor allem aber für seine Leserschaft nachvollziehbarer vorzustellen.⁷²

3.3 *Hitlers außenpolitische Pläne*

Im Vorwort begründet Hitler seine Arbeit an diesem Buch damit, dass die Südtirol-Frage von seinen Gegnern benutzt werde, um vor allem gegen die nationalsozialistische Bewegung und seine Person zu hetzen. Da sich die Angriffe und Animositäten gegen Italien verstärkt hätten, sehe er sich nun gezwungen seine Bündnispläne, an denen er nach wie vor festhalte, gründlicher darzustellen. Dabei erkennt er selbst, dass er für seine Pläne mit Mussolini-Italien im gegenwärtigen Deutschland keine breite Mehrheit finden würde:

„So, wie schon öfter in anderen Dingen steht heute die nationalsozialistische Bewegung in ihrer außenpolitischen Einstellung innerhalb des deutschen Volkes und seines politischen Lebens vollkommen vereinsamt und vereinzelt dar.“⁷³

Trotzdem sieht Hitler nach wie vor ein Bündnis mit Italien als ein wichtiges Mittel für den Wiederaufstieg Deutschlands an. Im letzten und längsten Kapitel begründet Hitler sodann seine Anschauungen, wieso sich Italien als ein gleichwertiger und wichtiger Verbündeter einer nationalsozialistischen Außenpolitik eignen würde.

In erster Linie würden beide Staaten die gleichen Interessen, in Bezug auf ihre außenpolitischen Ziele, verbinden. Italien stehe, genau wie Deutschland, vor dem zukünftigen Problem einer Bevölkerungszunahme ohne ausreichend Raum zum Leben zur Verfügung zu haben. Während sich Deutschland also seinen Expansionsplänen im Osten und Norden Europas widmen könnte, würde Italien sich, ähnlich dem antiken Rom, vielmehr dem Mittelmeerraum zuwenden. Damit bestünde für beide Staaten kein Interessenskonflikt und der eine würde die Pläne des anderen keinesfalls behindern.⁷⁴

Die Expansion Italiens in den Mittelmeerraum würde das Land, nach Hitlers Vorstellungen, unweigerlich in Konflikt mit Frankreich bringen, das seine eigene Vorherrschaft in diesem Gebiet bedroht sehen würde. Dieses außenpolitische Vorgehen würde somit eine „natürliche Feindschaft“⁷⁵ zwischen den beiden Staaten noch vertiefen und Italien zugleich enger an Deutschland binden. Die zukünftigen Gegner eines Krieges sah Hitler also genauso wie schon seine zukünftigen Verbündeten voraus.

71 Kellerhoff, „Mein Kampf“, S. 176.

72 Plöckinger, Geschichte eines Buches, S. 162.

73 Hitlers Zweites Buch, S. 44.

74 Ebd., S. 176–179.

75 Ebd., S. 178.

Der Eintritt Italiens auf Seiten der Entente im Ersten Weltkrieg war für Hitler ebenso wenig ein Hindernis für ein zukünftiges Bündnis zwischen den beiden Völkern. Der Grund, an dem von deutscher Seite wahrgenommenen „Verrat“ Italiens, lag nach Hitler an der damaligen Fehlentscheidung des deutschen Reiches, die habsburgischen Interessen der k.u.k. Monarchie, anstatt der eigenen zu verteidigen.⁷⁶

Das nachdrücklichste Argument gegen eine Verbindung mit Italien, der Verzicht Südtirols, wollte Hitler genauso wenig gelten lassen. Für eine Verständigung mit Mussolini musste dieses Problem für die Leserschaft aber zumindest relativiert werden. Hitlers ersten Schuldigen fand er in der Presse, die nach dem Machtaufstieg Mussolinis das Thema Südtirol in extremster Weise überzogen dargestellt hätte.⁷⁷ Die Menschen, die sich in Deutschland wegen der Unterdrückung der Südtiroler aufregten und sich nationale Patrioten nannten, waren für Hitler ausnahmslos Heuchler und ihre Erregung sei ohnehin nur gespielt.⁷⁸ Die Schuld an den Ausschreitungen, die es gegen Südtiroler von Seiten des faschistischen Regimes gab, lag für Hitler bei denjenigen, die sich versuchten in inneritalienische Angelegenheiten einzumischen und in den Südtirolern sinnlose Hoffnungen zu wecken.⁷⁹

Den Vorwurf der SPD am Wahltag, Hitler habe Südtirol verkauft, scheint er bei der Niederschrift dieses Kapitels noch nicht wirklich verwunden zu haben. In 14 Punkten zählt er nämlich die Umstände und Personen auf, die seiner Meinung nach für den Verlust Südtirols verantwortlich waren. Darin sieht er die Schuldigen vor allem in den Reihen seiner eigenen politischen Gegner. In typisch nationalsozialistischer Rhetorik schreibt Hitler:

„13. [Punkt] Südtirol wurde verloren und verraten durch die schamlosen Handlungen der Männer und Parteien, die nach dem Zusammenbruche die deutsche Ehre besudelten, das Ansehen unseres Volkes vor der Welt vernichteten und damit erst den Mut zu der Größe der Forderungen bei unseren Gegnern erweckten. Es wurde weiter verloren durch die erbärmliche Feigheit der national-bürgerlichen Parteien und vaterländischen Verbände, die vor dem Terror der Gemeinheit und Niedertracht überall ehrlos kapitulierten.“⁸⁰

Die Südtiroler, Hitler variiert hinsichtlich der Bevölkerungszahlen von 164.000 – 200.000⁸¹, hätten ihrerseits die Aufgabe in Hitlers ambitionierten Bündnisplänen eine „Brücke aufrichtiger gegenseitiger Verständigung zu bilden“⁸². Wie weit dieses Vorhaben von der damaligen herrschenden Realität abwich, schien Hitler bewusst nicht zur Kenntnis genommen zu haben.

76 Hitlers Zweites Buch, S. 184.

77 Ebd., S. 182.

78 Ebd., S. 203.

79 Ebd., S. 205.

80 Ebd., S. 212.

81 Ebd., S. 193.

82 Ebd., S. 216.

Bekanntermaßen wurde das Südtirol-Problem durch das Hitler-Mussolini Abkommen von 1939 „gelöst“. Die Südtiroler hatten die Möglichkeit entweder in das Deutsche Reich auszuwandern und sich in eroberte Gebiete geschlossen anzusiedeln oder im faschistischen Italien zu bleiben, das ihre Kultur und Sprache weiterhin unterdrückte. Die Option war eine der schwerwiegendsten Erfahrungen der Südtiroler im 20. Jahrhundert, welche die Gesellschaft, Dorfgemeinschaften und sogar Familien tief spaltete.⁸³ Für Hitler war sie anscheinend ein durchkalkuliertes und annehmbares Opfer seiner eigenen außenpolitischen Pläne.

4. Verwahrung des Manuskripts

Nachdem nun die Entstehungsgeschichte und kurz auf den Inhalt des Manuskriptes eingegangen wurde, bleibt noch die Frage zu klären, warum Hitlers Zweites Buch nicht nach seiner Niederschrift gedruckt und verkauft wurde. Das Manuskript blieb Ende Juli 1928 ohne weiteren Korrekturen oder Anmerkungen erst einmal liegen. Hitler selbst hatte wohl noch bis Anfang des Jahres 1929 mit dem Gedanken einer Vollendung und Veröffentlichung seiner Schrift gespielt.⁸⁴ Inzwischen erwiesen sich jedoch mehrere Konstellationen für eine weitere Publikation von Hitlers Ideen als äußerst ungünstig. Die Verkaufszahlen von „Mein Kampf“ erreichten im Jahr 1928 einen Tiefstand,⁸⁵ zudem lagen noch tausende Restbestände auf Lager. Der Direktor des Franz-Eher Verlags, Max Amann, riet Hitler wahrscheinlich von einem weiteren Buch, das mit „Mein Kampf“ konkurrieren würde, ab.⁸⁶

Das Manuskript wies überdies auch keine allzu großen Abweichungen von Hitlers Ausführungen in „Mein Kampf“ auf. Es blieb in den Grundsätzen konstant und bot somit keine neuartigen Ideen für die nationalsozialistische Bewegung.⁸⁷ Auch die finanzielle Situation der Partei zu diesem Zeitpunkt erlaubte keinen weiteren kostspieligen Druck einer Schrift, die allen Erwartungen nach, keine große Leserschaft anziehen würde.⁸⁸

Darüber hinaus musste noch die veränderte politische Lage im Jahr 1929 berücksichtigt werden. Im Sommer 1929 war die NSDAP mit der bürgerlichen Deutschnationalen Partei verbündet, die von Hitler in seiner Schrift öfters angegriffen wurde.⁸⁹ Das Buch hätte auch aufgrund der Ereignisse in den folgenden Monaten in großen Teilen überarbeitet werden müssen. Im Jahr, in dem Gustav Stresemann starb, der Young-Plan – der Nachfolger des Dawes-Plans – ausgearbeitet wurde und die Weltwirtschaftskrise ihren verheerenden Lauf nahm, hätte Hitler zu einer Revision seines Erstentwurfs wohl kaum Zeit gehabt.

83 Steining, Südtirol, S. 43.

84 Plöckinger, Geschichte eines Buches, S. 163.

85 Ebd., S. 162.

86 Kellerhoff, „Mein Kampf“, S. 188 –Vitkine, Hitlers „Mein Kampf“, S. 49.

87 Kellerhoff, „Mein Kampf“, ebd.

88 Plöckinger, Geschichte eines Buches, S. 161.

89 Kellerhoff, „Mein Kampf“, S. 189.

Erst nach den Wahlerfolgen der NSDAP und den wieder ansteigenden Verkaufszahlen von „Mein Kampf“ schlug der Verlag Hitler vor, nun auch seine zweite Schrift herauszugeben. Doch Hitler lehnte dieses Angebot ab.⁹⁰ Nach seiner Machtübernahme 1933 war Hitler wiederum darum bemüht seine außenpolitischen Pläne, die er Jahre zuvor entworfen hatte, dem Ausland nicht mehr zugänglich zu machen, selbst wenn man die Grundzüge noch immer in „Mein Kampf“ nachlesen konnte. Das Manuskript wurde also in den Tresor des Verlages eingeschlossen und wie Josef Berg angibt, sogar unter strengster Geheimhaltung aufbewahrt.⁹¹ Von einer völligen Geheimhaltung kann jedoch nicht die Rede sein, denn zumindest die engsten Hitlergefährten, sowie einige seiner Sekretärinnen wussten von dem Dokument. Hitler selbst sprach noch Jahre später in Andeutungen von einer zweiten unvollendeten Schrift zur Außenpolitik.⁹² Der Öffentlichkeit bekannt und zugänglich wurde sie allerdings erst durch die Arbeit von Historikern; dreißig Jahre nach ihrer Niederschrift.

5. Fazit

Hitlers Zweites Buch stellt für die NS-Forschung zweifellos ein wichtiges Dokument dar. Für HistorikerInnen, die sich näher mit Hitlers außenpolitischen Plänen beschäftigen, sieht diese Quelle wertvolle Einsichten, vor allem für die Zeit, als Hitler noch weit entfernt von jeglicher politischen Bedeutsamkeit war. Wenn auch vieles, das in dem Buch vorkommt, schon viel länger und wahrscheinlich öfters in „Mein Kampf“ nachzulesen war, zeigt es doch in aller Deutlichkeit, wie konsequent und unnachgiebig Hitler in den Jahren vor seiner Machtergreifung an seinen Zukunftsplänen für Deutschland festhielt. Seine Bündnispolitik, die er in diesem zweiten Buch detailliert dargestellt hat, ist deshalb auch ein Zeugnis dieser konstanten und manchmal unrealistischen Weltsicht Hitlers.

Hitler schrieb in einer Zeitphase, die auf alles andere als eine glückliche Zukunft und das politische Überleben der Nationalsozialisten hinwies. Die Wahlniederlage von 1928 nahm Hitler als Anlass, seine außenpolitischen Vorstellungen in einem weiteren Werk auszuführen. Eine Streitfrage war das altbekannte Südtirol-Problem. Hitler und seine Bewegung standen mit der Haltung, für ein Bündnis mit Mussolini-Italien sei auf eine Rückforderung Südtirols zu verzichten, vollkommen isoliert da. Selbst für seine Anhänger musste diese Position hart zu verteidigen gewesen sein. Die Geschichte hat gezeigt, dass Hitler an seinem Pakt mit Mussolini und der Anerkennung der Brennergrenze, zumindest bis zum Einmarsch in Italien 1943 hartnäckig festhielt.

Die Gründe für eine Nichtveröffentlichung des Werks waren höchst wahrscheinlich mehrere: Fehlende finanzielle Mittel, schleppender Absatz von „Mein Kampf“ und veränderte politische Umstände ließen wohl eine zeitraubende Überarbeitung des Manuskripts nicht zu. Nach der Machtergreifung hatte Hitler wohl kein großes Interesse mehr an einer weiteren Veröffentlichung seiner außenpolitischen Pläne. So wurde es dann im Tresor des Franz-Eher-Verlags bis zum Ende des Krieges weggeschlossen und

90 Vitkine, Hitlers „Mein Kampf“, S. 49.

91 Weinberg, Anlage, S. 225.

92 Plöckinger, Geschichte eines Buches, S. 164; Kellerhoff, „Mein Kampf“, S. 190.

konnte erst nach sorgfältiger Arbeit und Recherche von Gerhard L. Weinberg ans Licht gebracht und identifiziert werden. Die Reaktion auf die Publikation außerhalb des wissenschaftlichen Leserkreises hielt sich zumeist in Grenzen, was nicht verwundern darf. Für eine genauere Beschäftigung mit Hitlers weltpolitischen Ansichten griffen die Meisten doch noch zu dem allgegenwärtigen ersten Werk von Adolf Hitler: „Mein Kampf“.

7. Quellen

Hitlers Zweites Buch. Ein Dokument aus dem Jahr 1928. Eingeleitet und kommentiert von Gerhard L. Weinberg. Mit einem Geleitwort von Hans Rothfels, (Quellen und Darstellungen zur Zeitgeschichte 7), Stuttgart 1961.

6. Literatur

Besson, Waldemar, Rezension zu: Hitlers zweites Buch. Ein Dokument aus dem Jahre 1928. Eingeleitet und kommentiert von Gerhard L. Weinberg. Mit einem Geleitwort von Hans Rothfels, Stuttgart 1961, in: Historische Zeitschrift, 197 (1963), Heft 3, S. 670–673, [<http://www.jstor.org/stable/27613666>], eingesehen 26.5.2016.

Brodkorb, Mathias, Hitlers Zweites Buch. Mit den europäischen Nationen gegen amerikanische Globalisierung?, Störungsmelder, Blogbeitrag vom 21.5.2009, [http://blog.zeit.de/stoerungsmelder/2009/05/21/hitlers-zweites-buch-mit-den-europaischen-nationen-gegen-amerikanische-globalisierung_1077], eingesehen 29.8.2016.

Broszat, Martin, Betrachtungen zu Hitlers Zweitem Buch, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 9 (1961), Heft 4, S. 417–429.

Enigma Books, Hitler's Second Book. The Unpublished Sequel to Mein Kampf, o. D., [<http://www.enigmabooks.com/store/catalog/moreinfo.php?id=321>], eingesehen 29.8.2016.

Johnson, Daniel, Revealed: the amazing story behind Hitler's second book, in: The Telegraph, 25.9.2003, [<http://www.telegraph.co.uk/culture/books/3603289/Revealed-the-amazing-story-behind-Hitlers-second-book.html>], eingesehen 22.8.2016.

Kellerhoff, Sven Felix, „Mein Kampf“. Die Karriere eines deutschen Buches, Stuttgart 2015.

Kritische „Mein Kampf“ – Ausgabe wird zum Bestseller, in: Die Welt 27.2.2016, [<http://www.welt.de/kultur/article152709505/Kritische-Mein-Kampf-Ausgabe-wird-zum-Bestseller.html>], eingesehen 25.8.2016.

Lebovic, Nitzan, Hitler in a Post-Ideological Age. The Sequel, in: H-German. H-Net Reviews, 2006, [<http://www.h-net.org/reviews/showrev.php?id=11363>], eingesehen 30.8.2016.

Neugebauer, Wolfgang, Rothfels, Hans, in: Neue Deutsche Biographie 22 (2005), S. 123–125 Onlinefassung: [<https://www.deutsche-biographie.de/%20pnd118749943.html>], eingesehen 22.8.2016.

Overy, Richard, Mein Kampf. The Sequel, in: The Guardian, 1.7.2003, [<https://www.theguardian.com/books/2003/jul/01/news>], eingesehen 30.8.2016.

Plöckinger, Othmar, Geschichte eines Buches: Adolf Hitlers „Mein Kampf“ 1922–1945, München 2011².

Steininger, Rolf, Südtirol. Vom Ersten Weltkrieg bis zur Gegenwart, Innsbruck 2003.

Trevor-Roper, Hugh Redwald, Hitlers Kriegsziele, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 8 (1960), Heft 2, S. 121–133.

Vitkine, Antoine, Hitlers „Mein Kampf“. Geschichte eines Buches, Hamburg 2015.

Weinberg, Gerhard L., in: Jahresberichte für Deutsche Geschichte, 22.12.2015, [http://jdgdb.bbaw.de/cgi-bin/jdg?lang=de&t_idn=%28DE-588%29105818925], eingesehen 22.8.2016.

Sabine Viktoria Kofler ist Studentin der Geschichtswissenschaften (MA) an der Universität Innsbruck im 5. Semester. sabine.kofler@student.uibk.ac.at

Zitation dieses Beitrages

Sabine Viktoria Kofler, Hitlers Zweites Buch - Eine vergessene Quelle der Zeitgeschichte zu Hitlers außenpolitischen Ansichten, in: historia.scribere 9 (2017), S. 271–286, [<http://historia.scribere.at>], 2016–2017, eingesehen 14.6.2017 (=aktuelles Datum).